

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

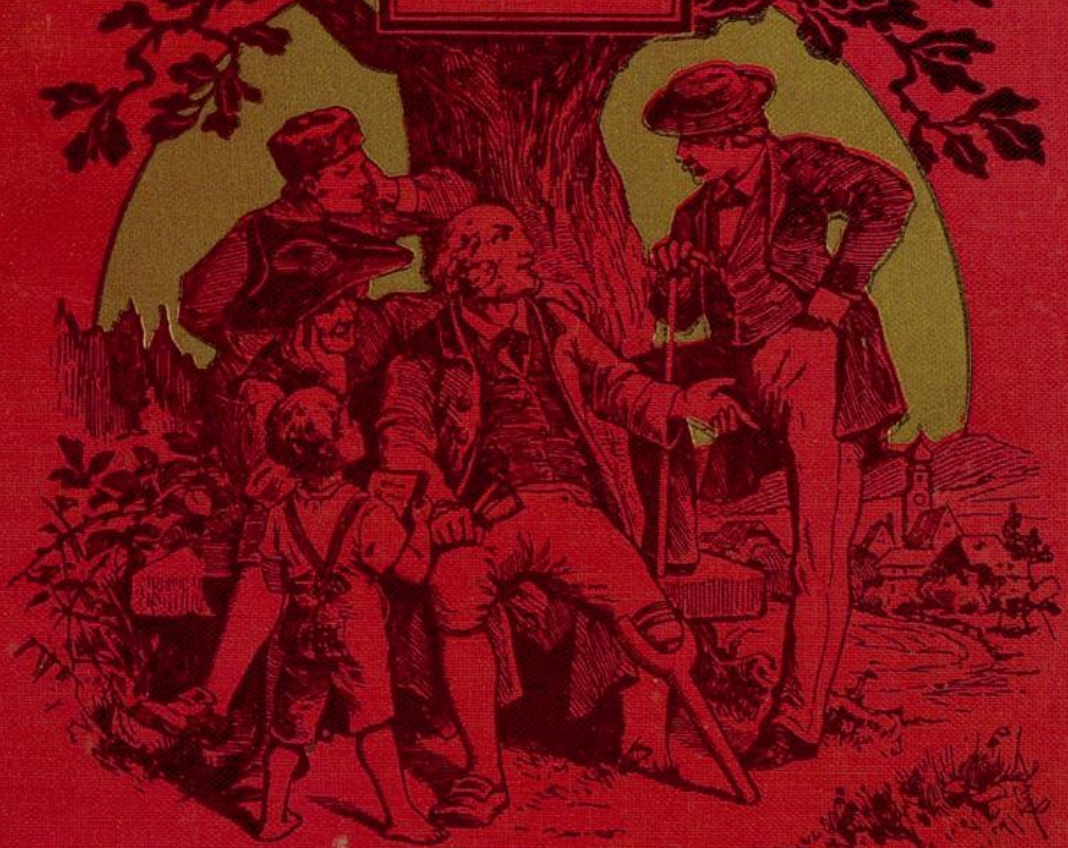
Jahrgang 1917

urn:nbn:de:bsz:31-62042

OZ

22

Großer
Volkskalender
des
Lahrer hinkenden Boten
für
1917



· Lahr i. B. ·

Druck und Verlag von Moritz Schauenburg
(Gegründet 1794 von J. H. Geiger.)

OZ
A 22 1917

Was kann unser Sohn — unsere Tochter werden?

Zuverlässigste Orientierung für alle jungen Leute, die einen Beruf wählen, desgleichen für Eltern, Vormünder usw. **Praktische Anleitung zur Berufswahl.** Jedes Heft bildet ein abgeschlossenes Ganzes und ist einzeln käuflich. **Preis 50 Pfg.**

Im Gegensatz zu ähnlichen Unternehmungen, welche über die einzelnen Berufsarten wohl mancherlei Schilderungen, aber wenig Handgreifliches bieten, verfolgt diese Sammlung den ausgesprochenen Zweck, Eltern, Vormünder usw., sowie vor allem den berufwählenden jungen Leuten selbst in klarer, übersichtlicher und zuverlässiger Weise alles nötige Material zur Gewinnung eines zutreffenden Urteils darüber zu bieten, ob die körperlichen und geistigen Anlagen, die Geldverhältnisse, sowie die sonstigen Umstände des künftigen Staatsbürgers die Wahl des einen oder des andern Berufs angezeigt erscheinen lassen.

Wie man anfängt zu studieren? 79.

- Gesundheit und Lebensdauer in den verschiedenen Berufsarten 1.
- Apotheker 11.
- Architekt und Regierungs-Baumeister 32.
- Archivar 70.
- Artillerie-Feuerwerker 65.
- Arzt 7.
- Bauingenieur 30.
- Baukämpfer 69.
- Bauschlosser 56.
- Bautechniker, Maurer- und Zimmermeister 31.
- Bergbeamter 14.
- Bibliothekar 63.
- Botschaftssekretär 66.
- Chemiker 86.
- Deckoffizier 22.
- Diplomat u. Dolmetscher 66.
- Doktorgrad phil. 52.
- Eisenbahn-Beamter 17.
- Elektro-Ingenieur 35a.
- Elektro-Techniker u. Werkmeister 35b.
- Feldmesser 33.

- Forstbeamter 18.
- Garnis.-Verwalt.-Beamt. 25.
- Farmer und Pflanzler in den deutschen Kolonien 51.
- Gärtner 55.
- Gasttechniker 69.
- Gastwirt 71.
- Geistlicher (evang. u. kath.) 2.
- Gerichtsschreiber und Gerichtsvollzieher 14.
- Gesandter 66.
- Großkaufmann 51.
- Intendantur-Beamter 25.
- Journalist 58.
- Jurist 12.
- Kataster-Beamter 33.
- Kaufmann 47.
- Koch und Hotelier 71.
- Kolonial-Beamter 62.
- Konsults-Beamter 66.
- Kurzwaren-Händler 48.
- Landmesser 33.
- Landwirt 50.
- Lehrer (akadem. gebild.) 4.
- Lehrer (sem. gebild.) 5.
- Marine-Baumeister 24.

- Marine-Maschin.-Ingenieur und Maschinist 28.
- Marineoffizier 21.
- Marine-Werftbeamter 57.
- Marine-Werkmeister 57.
- Marine-Zahlmeister und Intendantur-Beamter 27.
- Marinezeichner 57.
- Maschinen-Ingenieur und Techniker 29.
- Maschinen-Schlosser 56.
- Mechaniker 78.
- Militärwärter 23.
- Militärarzt 8.
- Militär-Intendantur-Beamter 23.
- Missionar (ev.) 3.
- Musiker und Komponist 40.
- Offizier 20.
- Parlaments-Stenograph 44.
- Photograph 45.
- Polizeibeamter 34.
- Post- und Telegraphen-Beamter 15.
- Professor 64.
- Proviantamts-Verwalter 25.

- Rechtsanwalt 67.
- Redakteur 58.
- Reichsbankbeamter 41.
- Reichspost- u. Telegraphen-Beamter 15.
- Desgl. höherer 75.
- Schauspieler 46.
- Schiffsbaumeister 24.
- Schriftsetzer 42.
- Schriftsteller 54.
- Seemann 49.
- Seeoffizier 21.
- Techniker u. Werkm. 35 b.
- Tierarzt 10.
- Torpedo-Ingenieur 28.
- Torpedo-Offizier 22.
- Unteroffizier (Anhang Militärwärter) 23.
- Verwaltungs-Beamter 13.
- Werftbeamter 57.
- Wie erlangt man den Doktorgrad? 52.
- Zahlmeister 26.
- Zahnarzt 9.
- Zugoffizier 65.
- Zoll- und Steuerbeamter 16.

Wie bewirbt man sich um Stipendien? 77.

Frauen-Berufe. Verzeichnis gern umsonst.

- Ärztin 1.
- Bildhauerin 9.
- Buchhalterin 5.
- Diakonissin 8.
- Direktrice 12, 13.
- Eisenbahnbeamtin 18.
- Fernsprechhilfin 11.
- Handarbeitslehrerin 6.

- Hausdame 7.
- Journalistin 14.
- Kassiererin 5.
- Kindergärtnerin 7.
- Köchin 4.
- Kontoristin 5.
- Konzertsängerin 15.
- Krankenpflegerin 8.

- Lehrerin 6.
- Musiklehrerin 6, 15.
- Photographin 9, 10.
- Postbeamtin 11.
- Putzmacherin 12.
- Sängerin 15.
- Schauspielerin 2.
- Schneiderin 13.

- Stenographin 5.
- Stütze der Hausfrau 4.
- Turnlehrerin 6.
- Übersetzerin 14.
- Verkäuferin 16.
- Zahnärztin 7.
- Zeichenlehrerin 6, 9.

Wie baue ich mir selbst?

Anleitungen zur Selbstherstellung physikalischer Apparate aus Zigarrenkistenholz, Metall- und anderen im Haushalte oft wertlosen Abfällen usw. mit zahlreichen Abbildungen von Hans Kowiczka. Diese Anleitungen sind besonders darauf berechnet, jedem Laien das Bauen nützlicher, lehrreicher und teilweise auch für den Hausgebrauch verwendbarer Apparate mit den geringsten Mitteln zu ermöglichen.



Die Sammlung enthält folgende interessante Bändchen:

- 1. Bd. Elektromotore. Mit 54 Abbildungen.
- 2. Bd. Telephon u. Haustelegroph. Mit 47 Abb.
- 3. Bd. Elemente, Batterien u. Akkumulator.
- 4. Bd. Elektrisiermaschinen. Mit 32 Abbild.
- 5. Bd. Induktions-Apparat. Mit 29 Abb.
- 7. Bd. Dynamomaschinen. Mit 30 Abb.
- 8. Bd. Meßapparate für elektr. Ströme.
- 10. Bd. 329 Rezepte zur Herstellung v. Metall-, Papp- und Holzarbeiten.
- 11. Bd. Eine Station f. drahtlose Telegraphie.

- 12. Bd. Bau der Apparate für drahtlose Telegraphie und zu den Experimenten.
- 13. Bd. Eine Station für abgestimmte Telegraphie ohne Draht. Mit 25 Abb.
- 14. Bd. Elektr. Zimmer-Beleuchtungsanlage.
- 16. Bd. Galvanoplast. Apparat. nebst Anleitg. z. galv. Verkupf., Vernick., Versilb., usw.
- 18. Bd. Chemische Gerätschaften nebst Anleitung zur Glasbläserei im Kleinen.
- 24. Bd. Phonographen-Apparat. Mit 42 Abb.

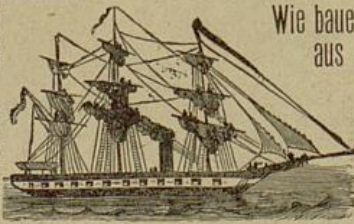
- 39. Bd. Dampfmaschine. Nebst einer Anleitung zum Löten. Mit 23 Abb.
- 74. Bd. Heißluftmotor. Mit 17 Abbildungen.
- 83. Bd. Gleichstromdynamo für Zimmerbeleuchtung. Galvanopl. usw. Mit 17 Abb.
- 104. Bd. Kochkiste. Mit 15 Abb.
- 113. Bd. Räucherbox. Mit 7 Abb.
- 130. Bd. Benzin-Motor. Mit 38 Abbildungen.
- 132. Bd. Preßluft-Motor. Mit 80 Abb.
- 133. Bd. Dampfmaschine. Mit 33 Abb.

Wie baue ich mir einen photographischen Apparat aus Zigarrenkistenholz? Nebst einer Anleitung zum Photographieren!



Von Paul Brückner. Mit 24 Abbildungen. Preis 80 Pfg., mit Postgeld 90 Pfg. Gewiß wird mancher den Wunsch haben, einen photographischen Apparat zu besitzen u. photographieren zu können. Bei vielen wird es beim Wunsche bleiben müssen, da das nötige Geld fehlt. Ihnen wird es gewiß willkommen sein, wenn sie durch diese Anleitung ihren Wunsch ohne große Geldausgabe erfüllen können.

Wie baue ich mir ein Kriegsschiff aus Zigarrenkistenholz?



Von K. Minde. Mit 111 Abbildg. Preis 1 M., mit Postgeld 1.10 M. Leichtfaßliche Anleitung, nach der sich jeder mit den einfachsten Mitteln und geringsten Kosten das genaue Modell eines modernen Kriegsschiffes bauen kann.

Wenn keine Buchhandlung am Platze ist oder man mit einer solchen nicht in Verbindung steht, liefere ich gegen Einsendung des Betrages durch Postanweisung (auf den Abschnitt derselben schreibe man die Bestellung) unmittelbar.

Herm. Beyer's Verlag, Leipzig-R.
Charlottenstraße 25.

1943 Nr. 1246
Bettlerhumor.



Bettler: „Was? Einen Frack hat mir der gute Herr geschenkt? Das ist ein Wink des Schicksals! Ja — heirate!“

Verlag von Moritz Schauenburg
in Lahr in Baden.

Der Dombaumeister von Freiburg.

Eine Erzählung aus dem
14. Jahrhundert von Felix Wolf.
360 Seiten klein 8°.
Preis elegant geb. Mk. 3.—
(Werte 2) Wfg.)

Wilhelm Kruse

Markneukirchen No 589

Größte Vorteile



Haupt-
Katalog frei

Backe selbst

in Trittschlers
Hausbackofen
od. **Kochbackherd**

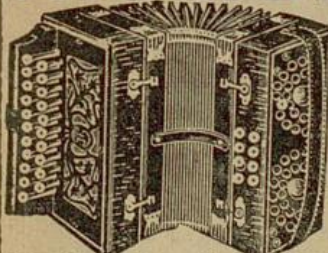
und verwende zum Räuchern,
Lüften und Aufbewahren Trittschlers

Fleischräucherapparat

denn es sind die besten; auch zum Dörren von Obst
u. Gemüse sehr praktisch. Überall ohne weit. auf-
stellbar u. sof. gebrauchsfertig — Handhab. kinderl.
100000f. bewährt. Verlangen Sie sof. ausf. Preis-
liste von einer meiner Spezialfabriken:

Hch. Trittschler, Ofenfabrik in Krozingen (Baden);
Hch. Trittschler, Ofenfabrik in Nordwalde (Westfalen);
Hch. Trittschler, Ofenfabrik in Neugröba bei Riela (Sachsen).

Niemals bestelle man anderweitig ein Musik-Instrument, ohne sich gratis und franko unsern neuen Katalog kommen zu lassen!

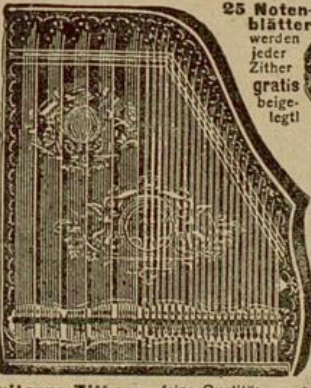


Unsere billigen Wiener Harmonikas
kosten in bester Qualität mit:
Tasten Bässen chörig Preis Stahlstimmen

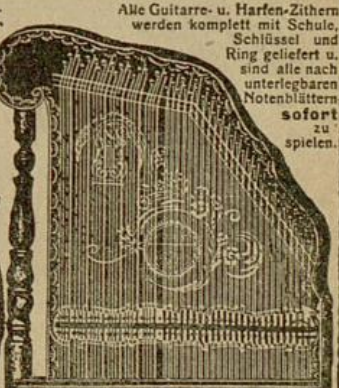
10	2	2	Mk. 5.—	Mk. 6.—
10	4	2	„ 5.50	„ 6.50
10	4	3	„ 6.50	„ 7.50
21	4	2x2	„ 10.—	„ 12.—
21	6	2x2	„ 11.—	„ 13.—
21	8	2x2	„ 12.—	„ 14.—



Christ-
baum-
unter-
sätze mit
Musik
nach
Katalog.



25 Noten-
blätter
werden
jeder
Zither
gratis
beige-
legt!



Alle Gitarre- u. Harfen-Zithern
werden komplett mit Schule,
Schlüssel und
Ring geliefert u.
sind alle nach
unterliegenden
Notenblättern
sofort
zu
spielen.



Bessere Wiener und sonstige Harmonikas in den
feinsten Ausführungen

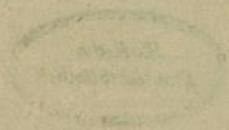
Sprechapparate,
Mandolinen,
Gitarren,
u. Violinen
billigst nach
Katalog.

Gitarre-Zithern, feine Qualität:
mit 5 Akkorden, 41 Saiten, Preis 6.— Mk.
Extra gute Qualität:
5 Akkorde, 41 Saiten, Preis 7.50 Mk.
6 „ 49 „ „ 9.—
Mit doppelten Melodiesaiten und daher herr-
lichem Mandolinenton:
5 Akkorde, 62 Saiten, Preis 8.50 Mk.
6 „ 74 „ „ 10.—
Mit verstärkten Akkorden, 7 Saiten:
5 Akkorde, 56 Saiten, Preis 8.50 Mk.
6 „ 67 „ „ 10.—
Mit verstärkten Akkorden, 7 Saiten und mit
doppelt. Melodiesaiten, daher ganz herrl. Ton:
in 5 akkordig mit 77 Saiten, Preis 9.50 Mk.
6 „ 92 „ „ 10.50 „

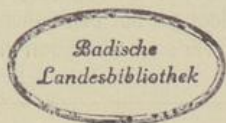
Gitarre-Harfen-Zithern
mit 5 Akkorden, 41 Saiten, Preis 8.50 Mk.
6 „ 49 „ „ 9.75 „
Mit doppelten Melodiesaiten und daher herr-
lichem Mandolinenton:
5 Akkorde, 62 Saiten, Preis 9.50 Mk.
6 „ 74 „ „ 11.—
Mit verstärkten Akkorden, 7 Saiten:
5 Akkorde, 56 Saiten, Preis 10.— Mk.
6 „ 67 „ „ 11.—
Mit doppelten Melodiesaiten und ausserdem
noch mit verstärkten Akkorden 7 Saiten und
deshalb ganz herrlichem Ton:
5 Akkorde, 77 Saiten, Preis 10.50 Mk.
6 „ 92 „ „ 11.50 „

Versand nur gegen Nachnahme. viele Tausend Anerkennungs-schreiben.

Herfeld & Compagnie in Neuenrade No 213, Westfalen.



OZ
A 22 / 1917





∞ Der gute Kamerad. ∞

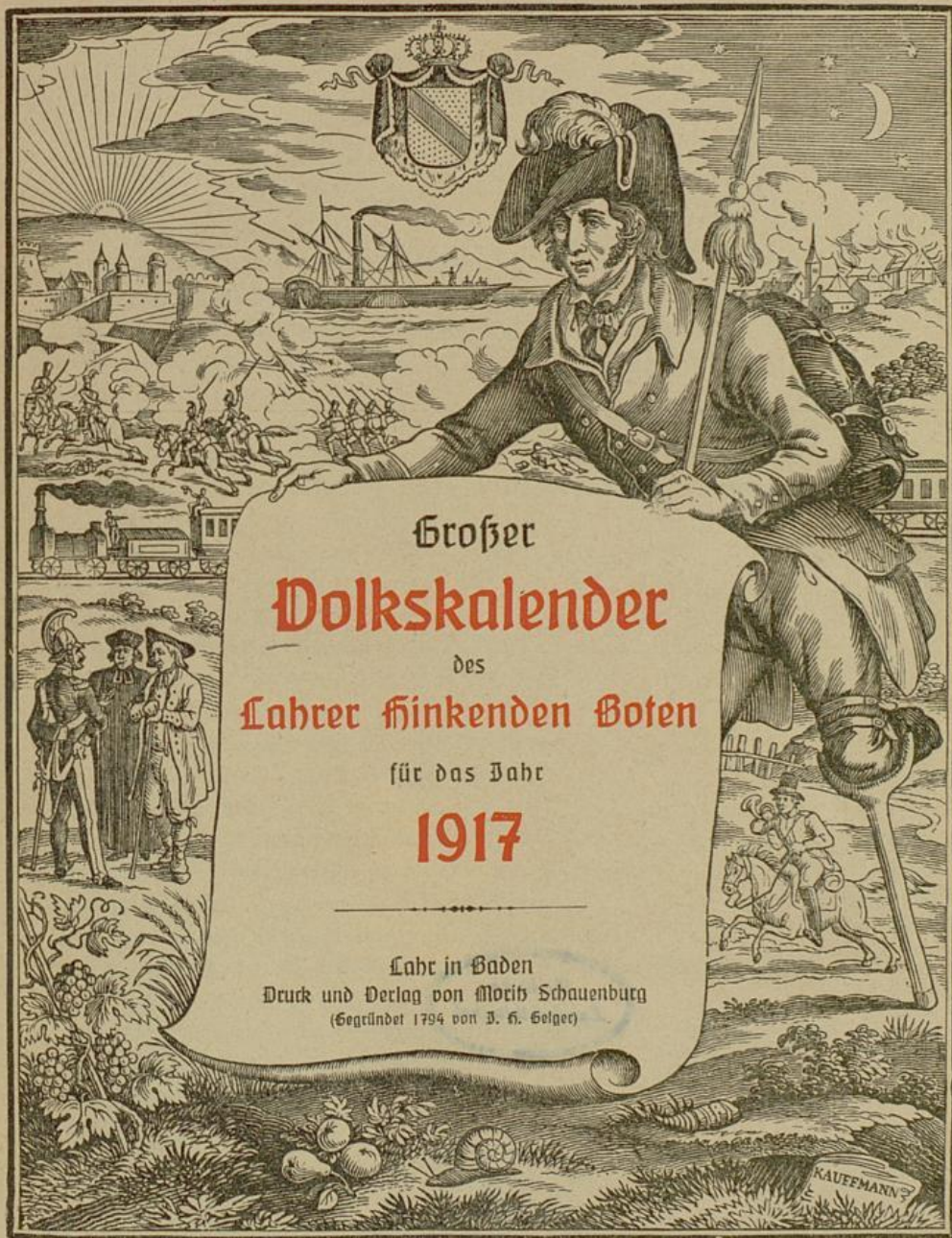
Ich hatt' einen Kameraden,
 Einen bessern findst du nit.
 Die Trommel schlug zum Streite,
 Er ging an meiner Seite
 In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
 Gilt's mir oder gilt es dir?
 Ihn hat es weggerissen,
 Er liegt mir vor den Füßen,
 Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
 Derweil ich eben lad'.
 Kann dir die Hand nicht geben,
 Bleib du im ew'gen Leben
 Mein guter Kamerad!

Ludwig Uhland

0 Z
A 22



Vom Großen Volkskalender sind noch die Jahrgänge 1900 zu 1 M., 1901 zu 2 M., 1902 zu 50 ¢, 1903 zu 3 M., 1904—06 zu je 2 M., 1907—08 zu je 3 M., 1909 zu 2 M., 1910—15 zu je 50 ¢, 1916 zu 2 M. vorrätig. Alle früheren Jahrgänge sind nicht mehr erhältlich.

Der Betrag ist durch Postanweisung oder in Briefmarken mit der Bestellung einzufenden. Das der Anzahl der bestellten Kalender entsprechende Porto ist beizufügen. 1 Volkskalender wiegt 500 g. Man adressiere an: **Moritz Schauenburg** in **Laht** (Baden).



25
B

Inhalt.

Ausblick. Gedicht von Wilhelm Schlang.	1
Trächtigkeits- und Brütetaleuder	30
Zinstabelle, Münztabelle, Maß und Gewicht	31
Stammtafel der Regierenden	32
Gebührentarif für Postsendungen, Gebührentarif für Telegramme	33
Weltbegebenheiten	35
Der Peter. Von W. Karl	49
Eine wahre Geschichte vom Marschall Hindenburg. Von W. K.	63
Gutes Wort findet guten Ort	64
Warum der Haslinger Peter von Kalan ein Faßbinder werden wollte	66
Das Giftmädchen. Von L. vom Vogelsberg	68
Der Morz-Kajetan. Erzählung von Anton Schott	71
Die kluge Fran. Von Joh. Wolfgang v. Goethe	81
Der Mühljeh. Von Marie M. Schenk	82
Der Abendmahlswein. Von Alfred Bock	92
Avanti Savoia! Von L. vom Vogelsberg	93
Alles, wie es recht und Gesetz ist. Von W. K.	95
Rheinische Burgen einst und jetzt. Von B. Halby	96
Der schwarze Ritter. Von L. vom Vogelsberg	99
Allerlei Kriegspflicht. Eine Standrede	102
Das Erste deutsche Reichswaisenhaus in Lahr	112
Der Bettelbus. Erzählung von August Ganther	113
Der gelbe Zettel. Erzählung von Franz Wichmann	129
Was die Kärntner Berge erzählen. Von Hans Kerschbaum	135
Wie der Schauspieler Hans Heinz Wulffen eine Pfingstüberrraschung erlebte. Von W. Schlang	141
Beim Model-Kaspar. (Aus den Papieren des Malers Prof. D.) Von Helene Raff	149
Der König von Sidon. Von L. vom Vogelsberg	151
Des Peterbauern Lustreise	157
Durch die Zeitung	159



~ Ausblick. ~



Gem Wächterhorn von hoher Zinne
Scholl tagverkündend und verklang...
Nun, junges neues Jahr, beginne,
Ein rechtes Rätselkind, den Gang!
Sei uns wie dieser lichte Morgen!
Ein andres, dunkles, ist enteilt,
Das Not und Mühen, Kampf und Sorgen
Den Völkern reichlich zugeteilt.

Was alles in der Zukunft Schoße
Verborgen ruht — wir deuten's nicht...
Verteil nur, neues Jahr, die Lose:

Wir schaun dir mutig ins Gesicht.
Und mögen tausend Wetter brauen,
Ob ringsum Haß und Lüge kreist,
Uns blieb ein Hort, darauf wir bauen:
Es ist der alte deutsche Geist!

Der deutsche Geist! Er sei uns Führer,
Der auf und immer aufwärts strebt,
Er, der im Bildwerk unsres Dürer,
In Lied und Schrift vielherrlich lebt;
Dem unsre Denker sich vertrauten
In ernstem Ringen und Beruf
Und der uns Erwins Wunderbauten,
Die gottgeweihten Münster schuf.

Nie schöpften wir aus tieferm Borne
Kraft wider welschen Haß und Trug —
Wer war's, der in entflammtem Zorne
Des Großen Friedrich Schlachten schlug?
Der dann auf Leipzigs heißem Grunde,
Bei Wörth und Sedan mit uns war?
Der uns — o segensvollste Stunde! —
Bismarck, den Eisernen, gebar?

Der deutsche Geist! Nun aus der Stille
Des Wirkens in den Kampf gestellt,
Gewalt'ge Taten sprüht sein Wille,
Trotz bietend einer ganzen Welt;
Ihm schuf die Not ein heilig' Feuer,
Drum bricht sein Schwert sich siegend Bahn;
Er fliegt in kühnstem Abenteuer
Von Dzean zu Dzean!

Du deutscher Geist, führ es zum Ende!
Und wenn die Stürme rings vergrollt,
Sei uns gegrüßet, Zeitenwende,
Du Friedenseinkehr, rein und hold!
Dann, deutsches Volk, dann darfst du wieder,
Ein Volk des Glückes, um dich schaun,
Und alle sollen, hoch und nieder,
Am Werk der Menschheit weiterbaun!

Wilhelm Schlang.

1917. I.	Januar oder Schneemond		C = n. Planetenlauf		Mond-		Sonnen-	
	Monat.	Evangelisch u. Katholisch	Deutsch	Mutmaßl. Witterung	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.
Mont.	1	Neujahr, IESUS	Adilo		11 21	1. 7 8.	6 4.	1
Dienst.	2	Abel, Seth, Makar.	Meinolf		11.46	2.25 8.	6 4.	2
Mittw.	3	Isaak, Genov., Gu.	Adelfried		12 11	3.40 8.	6 4.	3
Donn.	4	Elias, Titus, Isab.	Rigobert		12.45	4.51 8.	6 4.	4
Freit.	5	Simeon, Telesph.	Roger, Rand.		1.28	5.55 8.	6 4.	5
Samst.	6	Hl. 3 Kön., G. Chr.	Eckefried		2.21	6.49 8.	6 4.	6
1	G. 1. S. u. Ep. Ev. Philippus und der Kämmerer. Ap.-Gesch. 8, 26-40. Kath. Jesus zwölf Jahre alt. Luk. 2, 41-52.				Tageslänge 8 Stunden 2 Minuten.			
Sonnt.	7	Isidorus, Lucianus	Geburtstag des Königs v. Bayern		3.22	7.33 8.	5 4.	7
Mont.	8	Erhardus, Severin.	Vilmut		4.28	8. 7 8.	5 4.	8
Dienst.	9	Julianus, Martial.	Gudula		5.37	8.33 8.	5 4.	10
Mittw.	10	Samson, Paul, Ag.	Hartmut		6.45	8.53 8.	4 4.	11
Donn.	11	Gerson, Hyginus	Hilde, Had.		7.53	9.10 8.	4 4.	12
Freit.	12	Reinhold, Ernestus	Mildrande		9. 1	9.25 8.	3 4.	14
Samst.	13	XX. Tag, Hilarius	Dietmar		10. 9	9.39 8.	3 4.	15
2	G. 2. S. u. Ep. Ev. Das Evangelium eine Kraft Gottes. Röm. 1, 16-21. Kath. Die Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1-11.				Tageslänge 8 Stunden 15 Minuten			
Sonnt.	14	Felix, Priester	Waterich		11.19	9.52 8.	2 4.	17
Mont.	15	Maurus, Sabakuf	Alha, Warb.		vorm. 10.	7 8.	2 4.	18
Dienst.	16	Marcellus, Heinrich	Chusnelda		12.30	10.25 8.	1 4.	20
Mittw.	17	Antonius, Ulfried	Ulfried		1.46	10.47 8.	0 4.	21
Donn.	18	Priska, Wilfriede	Mainrad		3. 4	11.16 7.59	4.23	
Freit.	19	Martha, Sara, Kan.	Wilfried		4.21	11.57 7.58	4.24	
Samst.	20	Fabian u. Sebastian	Geb. des Fürsten an Walder		5.32	12.53 7.57	4.26	
3	G. 3. S. u. Ep. Ev. Der Wandel im Licht. 1. Joh. 1, 5-2, 2. Kath. Jesus heilt den Aussätzigen. Matth. 8, 1-13.				Tageslänge 8 Stunden 31 Minuten.			
Sonnt.	21	Agnes, Meinrad	Gibich		6.31	2. 5 7.56	4.27	
Mont.	22	Vinzenz, Anastasius	Odram		7.16	3.32 7.55	4.29	
Dienst.	23	Emerentia, Raim.	Bertram		7.50	5. 3 7.54	4.31	
Mittw.	24	Timotheus, Erich	Isberga		8 15	6.34 7.52	4.33	
Donn.	25	Pauli Bek., Poppo	Poppo, Ingo		8.36	8. 3 7.51	4.34	
Freit.	26	Polykarp., Pauline	Theodolinde		8.53	9.27 7.50	4.36	
Samst.	27	Kais. Geb. Joh. Chrs.	Gotthold		9.11	10.50 7.49	4.38	
4	G. 4. S. u. Ep. Ev. Geistlich gesinnet sein ist Leben. Röm. 8, 1-6. Kath. Stillung des Sturmes. Matth. 8, 23-27.				Tageslänge 8 Stunden 53 Minuten.			
Sonnt.	28	Karl, Karoline	Karl		9.30	vorm. 7.47	4.40	
Mont.	29	Valer., Rieger, Frau	Rüdiger		9.50	12.10 7.46	4.42	
Dienst.	30	Adelgunde, Martina	Algunde		10.15	1.27 7.44	4.43	
Mittw.	31	Virgil, Petrus Nol.	Faramund		10.46	2.41 7.43	4.45	

Vnf. u. Vettag: 19. in Württemberg.

Bis zum 18. November steht es den evangelischen Geistlichen frei, aber die angegebenen Evangelien oder über selbstgewählte Texte zu predigen.

Januar

Gereimter Witterungskalender.

Bei Donner im Winter ist viel Kälte da-
 hinter. — Morgens Morgenwind, mittags
 Mittagswind, auf Tage schön Wetter wir
 sicher sind. — Gut Wetter lündet Abendrot,
 doch Morgenrot bringt Wind und Kot. —
 Der Abend rot und weiß das Morgenlicht,
 dann trifft den Wandrer böses Wetter nicht.
 — Auf gut Wetter vertrau, beginnt der Tag
 nebelgrau. — Die dunkle Nacht heitern Tag
 macht. — Frühregen entweicht, eh' die Uhr
 auf zwölfse zeigt. — Regen in der Frühe gilt
 als gut Zeichen aller Welt. — Wenn kleiner
 Regen will, macht großen Wind er still.



31 Tage.

Vollmond den 8. vorm.
 3 U. 42 M. Schnee.
 Letztes Viertel den 16. nachm.
 12 U. 42 M. Nebblig.
 Neumond den 23. vorm.
 8 U. 40 M. Windig.
 Erstes Viertel den 30. vorm.
 2 U. 1 M. Kalt.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

Februar

28 Tage.

Regenbogen am Morgen, des Hirten Sorgen, Regenbogen am Abend, den Hirten labend. — Wind vom Sinken der Sonn' ist mit Regen verbunden, Wind vom Steigen der Sonn' uns gut Wetter verkündet. — Der Nebel, wenn er neigend sich erhält, bringt Regen, doch klar Wetter, wenn er fällt. — Dicke Abendnebel hegen öfters für die Nacht den Regen. — Wenn kurz vor Vollmond der Sonn' Aufgang neblig war, wird's Wetter in den nächsten Tagen warm u. klar. — Winternebel bringt Tau bei Ostwinde, bei Westwind treibt er weg das Gelinde. — Des Stintnebels Gewalt macht's Wetter rauh u. kalt.



Vollmond den 7. vorm.
4 U. 28 W. Schnee.
Letztes Viertel den 15. vorm.
2 U. 53 W. Unfreundlich.
Neumond den 21. nachm.
7 U. 9 W. Regnerisch.
Erstes Viertel den 28. nachm.
5 U. 44 W. Windig.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.

1917. III. Monat.	März oder Lenzmond		C = u. Planetenlauf		Mond =		Sonnen =	
	Evangelisch u. Katholisch	Deutsch	Mutmögl. Witterung		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.
Donn.	1 Albinus, Donatus	Benno	☾, ☐♂		v 10.12	v 2.38	6.51	5.37
Freit.	2 Simplicius, Luise	Herluga	☽♂♂	windig	11. 7	3.29	6.48	5.39
Samst.	3 Kunigunde, Titian	Kunigund	☾ im ♀		n 12.10	4. 9	6.46	5.41
9	G. Femin. Ev. Gott unser Trost in Trübsal. 2. Kor. 1, 3-7. Kath. Verkürzung Christi. Matth. 17, 1-9.				Tageslänge 10 Stunden 58 Minuten.			
Sonnt.	4 Adrian, Kasimir	Heimo	☐♂, ♀ in ☽		1.17	4.40	6.44	5.42
Mont.	5 Friedrich, Gusebius	Walbod	☾ Ap.		2.25	5. 4	6.42	5.44
Dienst.	6 Fridolin, Friederike	Aldegar	♂♀ in Aphel		3.33	5.24	6.40	5.46
Mittw.	7 Perpelua, Felicitas	Kero, Gero	♂♀ reg =		4.41	5.40	6.37	5.48
Donn.	8 Philemon, Joh. v. G.	Manfred	☽ ^{10.58} n. ♀♂		5.50	5.56	6.35	5.49
Freit.	9 Franziska, Cyrillus	Hedio	☽ in ☽		6.59	6.10	6.33	5.50
Samst.	10 Alexander, 40 Ritter	Wielant	☽ in ☽ nerisch		8. 9	6.25	6.31	5.52
10	G. Deull. Ev. Das teure Blut Christi. 1. Petri 1, 13-21. Kath. Jesus treibt Teufel aus. Luk. 11, 14-28.				Tageslänge 11 Stunden 24 Minuten.			
Sonnt.	11 Rosina, Gulogius	Wittekind	☽♂♂, ☐♂		9.21	6.41	6.29	5.53
Mont.	12 Gregor, Theophanes	Asbrant	☽♂♂, ☐♂		10.35	6.59	6.27	5.55
Dienst.	13 Euphrasia, Nicephor.	Giselher	☽♂♂		11.49	7.22	6.25	5.57
Mittw.	14 Mitts., Bacharias	Rechtchild	☽♂♂		vorm.	7.53	6.22	5.59
Donn.	15 Christoph, Longinus	Tothar, Roth.	☽♂♂, ☐♀	trüb	1. 1	8.35	6.20	6. 1
Freit.	16 Heribert, Henriette	Heribert	☽ ^{1.33} n. ☽		2. 6	9.31	6.18	6. 3
Samst.	17 Gertrud, Patrizius	Gertrud	☽♂♂		2.59	10.40	6.15	6. 4
11	G. Latave. Ev. Welch eine Liebe hat uns der Vater erzeugt. 1. Joh. 3, 1-6. Kath. Jesus speist 5000 Mann. Joh. 6, 1-15.				Tageslänge 11 Stunden 53 Minuten.			
Sonnt.	18 Gabriel, Anselm	Anshelm	☽♂♂, ☐♂ in ♀		3.40	n 12. 0	6.13	6. 6
Mont.	19 (Joseph, Nährvater)	Ingunde	☽♂♂, ☐♀♂♀		4.12	1.25	6.11	6. 8
Dienst.	20 Emanuel, Joachim	Geb. des Christen Heuß d. 2.	☐ Per. Schnee		4.37	2.53	6. 9	6. 9
Mittw.	21 Benedikt, Elementia	Kelinde	☽ in ☽, ♀♂♂	Tag u. Nacht gl. Mühen.	4.58	4.21	6. 6	6.11
Donn.	22 Kasimir, Br. Klaus	Imideo	☽♂♂, ♀♂ u.		5.17	5.46	6. 4	6.13
Freit.	23 Viktorian, Eberhard	Lüdiger	☽♂♂, ♀♂	Re =	5.35	7.12	6. 2	6.15
Samst.	24 Gabriel, Pignenius	Fieberga	☽♂♂, ☐♂♂		5.56	8.36	5.59	6.16
12	G. Jud., Konf. = C. Ev. Das gute Bekenntnis. 1. Tim. 6, 12-16. Kath. Juden wollen Jesus steinigen. Joh. 8, 46-59.				Tageslänge 12 Stunden 21 Minuten.			
Sonnt.	25 (Mariä Verkündig.)	Romilda	☽♂♂, ☐♂ in ♀		6.18	9.57	5.57	6.18
Mont.	26 Fudgerus, Olympia	Guntram	☽ in ☽, ☐ dir.		6.46	11.15	5.55	6.19
Dienst.	27 Ruprecht, Lydia	Berengar	☽♂♂, ♀♂	29. ♀ w. Abendstern	7.21	vorm.	5.52	6.21
Mittw.	28 Priskus, Guntram	Wilhelm	☽♂♂, ♀ in ☽		8. 5	12.23	5.50	6.22
Donn.	29 Eustadius, Mecht.	Marbod	☽♂♂, ☐♀, ☐♂		8.58	1.20	5.48	6.24
Freit.	30 7 Sch. M., Guido	Wido, Udo	☽♂♂, ☐♀		9.59	2. 5	5.45	6.25
Samst.	31 Balbina, Kornelia	Kovena	☽♂♂, ☐♂♂		11. 5	2.40	5.43	6.27
Vuß- u. Betttage: 2. in Mecklenburg, Waldeck u. Pyrmont. 7. im Agr. Sachsen. 16. in Württemberg.								
Bei gleicher Umgebung lebt doch jeder in einer andern Welt. Schopenhauer.				Kein Mensch will etwas werden; Ein jeder will schon etwas sein.				Goethe.

März

31 Tage.

Viel und langer Schnee: viel Fro, aber mager Korn und dicke Spreu. — Viel Schnee, den uns der Feind entfernte, läßt zurück uns reiche Ernte. — Bleibt der Winter zu fern, nachwintert er gern. — Je drei Tage Sonn' und ein Tag Regen gleicht aus in Niedrung und Höhe den Segen. — Mag der Rauch nicht aus dem Schornstein wallen, dann will der Regen aus den Wolken fallen. — Baumblüten, die im Herbst kommen, haben künftigen Sommer die Frucht genommen. — Stellen Blätter an den Eichen schon vor Mai sich ein, gedeiht im Lande Korn und Wein. — Verblühen nur die Kirschen gut, auch Roggen im Blühen dann was Rechtes tut.



Vollmond den 8. nachm.
 10 U. 58 M. Regnerisch.
 Letztes Viertel den 16. nachm.
 1 U. 33 M. Trüb.
 Neumond den 23. vorm.
 5 U. 5 M. Frostig.
 Erstes Viertel den 30. vorm.
 11 U. 36 M. Unfreundlich.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.

1917. IV.		April oder Ostermond		C = u. Planetenlauf		Mond =		Sonner =	
Monat.	Evangelisch u. Katholisch	Deutsch	Wutmaßl.	Witterung	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.	
13	6. Palmtag.	Ev. Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Röm. 8, 31-39. Kath. Christi Einzug in Jerusalem. Matth. 21, 1-9.					Tageslänge		12 Stunden 48 Minuten.
Sonnt.	1 Hugo, Theodora	Geb. des Herzogs von Sachl.-Mein.	☿	☿					n 12 13 b. 3. 7 5. 41 6. 29
Mont.	2 Theodosia, Frz. v. P.	Roderich	☿	☿	☿	☿	☿	☿	1. 21 3. 28 5. 39 6. 31
Dienst.	3 Richard, Reinhard	Chrimhild	☿	☿	☿	☿	☿	☿	2. 29 3. 46 5. 36 6. 32
Mittw.	4 Ambrosius, Isidor	Walheide	☿	☿	☿	☿	☿	☿	3. 37 4. 2 5. 34 6. 33
Donn.	5 Gründoun., Emilie	Ortlieb	☿	☿	☿	☿	☿	☿	4. 46 4. 16 5. 32 6. 35
Freit.	6 Karfreitag, Cölestin	Waltrut	☿	☿	☿	☿	☿	☿	5. 56 4. 31 5. 30 6. 36
Samst.	7 Hermann, Egesipp.	Amelgart	☿	☿	☿	☿	☿	☿	7. 8 4. 47 5. 28 6. 38
14	6. Osterfest.	Ev. Ist Christus nicht auferstanden etc. 1. Kor. 15, 12-21. Kath. Auferstehung Christi. Mark. 16, 1-8.					Tageslänge		13 Stunden 13 Minuten.
Sonnt.	8 Amandus, Anaklet.	Gotelinde	☿	☿	☿	☿	☿	☿	8. 22 5. 5 5. 26 6. 39
Mont.	9 2. Osterfest, Sibylla	Geb. des Großv. v. Mecklenb.-Schw.	☿	☿	☿	☿	☿	☿	9. 37 5. 28 5. 24 6. 41
Dienst.	10 Ezechiel, Daniel	Allmann	☿	☿	☿	☿	☿	☿	10. 51 5. 57 5. 22 6. 42
Mittw.	11 Leo, Papsf	Godebert	☿	☿	☿	☿	☿	☿	11. 58 6. 35 5. 20 6. 44
Donn.	12 Julius, Zeno	Wigold	☿	☿	☿	☿	☿	☿	vorm. 7. 28 5. 17 6. 46
Freit.	13 Iustinus, Hermeng.	Aduna	☿	☿	☿	☿	☿	☿	12. 55 8. 33 5. 15 6. 48
Samst.	14 Tiburtius, Tiberius	Trudobert	☿	☿	☿	☿	☿	☿	1 39 9. 48 5. 13 6. 49
15	6. Quasim.	Ev. Das Bild des himmlischen Menschen. 1. Kor. 15, 35-44. Kath. Jesus erscheint den Jüngern. Joh. 20, 19-31.					Tageslänge		13 Stunden 40 Minuten.
Sonnt.	15 Anastasia, Kreszenz.	Albio	☿	☿	☿	☿	☿	☿	2. 13 11. 10 5. 11 6. 51
Mont.	16 Aaron, Paternus	Brigith	☿	☿	☿	☿	☿	☿	2. 39 n 12. 34 5. 9 6. 53
Dienst.	17 Rudolf, Anicetus	Rudolf	☿	☿	☿	☿	☿	☿	3. 1 1. 57 5. 6 6. 55
Mittw.	18 Ullmann, Eduard	Edwart	☿	☿	☿	☿	☿	☿	3. 21 3. 21 5. 4 6. 56
Donn.	19 Werner, Leo	Werner	☿	☿	☿	☿	☿	☿	3. 38 4. 44 5. 2 6. 57
Freit.	20 Hermogen, Sulpit.	Hermann	☿	☿	☿	☿	☿	☿	3. 57 6. 7 5. 0 6. 59
Samst.	21 Anselm, Adolar	Welf	☿	☿	☿	☿	☿	☿	4. 18 7. 29 4. 58 7. 1
16	6. Misere.	Ev. Halt im Gedächtnis Jesus Christus. 2. Tim. 2, 8-14. Kath. Vom guten Hirten. Joh. 10, 11-16.					Tageslänge		14 Stunden 7 Minuten.
Sonnt.	22 Solerus u. Kajus	Erchenwalt	☿	☿	☿	☿	☿	☿	4. 44 8. 50 4. 56 7. 3
Mont.	23 Georg, Adalbert	Klodio	☿	☿	☿	☿	☿	☿	5. 16 10. 3 4. 54 7. 5
Dienst.	24 Albrecht, Fidelis	Albrecht	☿	☿	☿	☿	☿	☿	5. 57 11. 6 4. 52 7. 6
Mittw.	25 Markus, Erwin	Sigmar	☿	☿	☿	☿	☿	☿	6. 47 11. 58 4. 50 7. 8
Donn.	26 Kletus, Marcellin	Gambriu	☿	☿	☿	☿	☿	☿	7. 46 vorm. 1. 48 7. 9
Freit.	27 Anastasius, Zitta	Adalinde	☿	☿	☿	☿	☿	☿	8. 51 12. 38 4. 46 7. 11
Samst.	28 Vitalis, Prudentz	Helise, Else	☿	☿	☿	☿	☿	☿	9. 59 1. 8 4. 44 7. 12
17	6. Jubilate.	Ev. Der Herr über Leben und Tod. Röm. 14, 7-9. Kath. Über ein kleines werd. ihr mich nicht sehen. Joh. 16, 16-20.					Tageslänge		14 Stunden 31 Minuten.
Sonnt.	29 Petrus, Mart., Hob.	Wolfhart	☿	☿	☿	☿	☿	☿	11. 7 1. 31 1. 42 7. 13
Mont.	30 Quirinus, Kathar.	Rudibert	☿	☿	☿	☿	☿	☿	n 12. 15 1. 50 1. 40 7. 15
Wuß- u. Bettage: 1. in Hessen. 6. in Mecklenburg und Renu ä. 2. 13. in Württemberg.									
Die Menschen wären weniger selbstbewußt, wenn sie sich mehr ihres Selbst bewußt wären.					Die Liebe einer Mutter teilt sich nicht zwischen den Kindern, sie vervielfältigt sich.				

April

30 Tage.

Hatten Wir' und Weib' ihr Wipfellaub
 lange, ist zeit'ger Winter und gut Fröhdjahr
 im Gange. — Viel Buchnüsse und Eichel'n,
 dann wird euch der Winter nicht schmeicheln.
 — An schönen Herbst und gelinden Winter
 glaubt, werden die Bäume schon im Sep-
 tember entlaubt; doch bleibt das Laub bis
 zum November hinein, wird strenger Winter
 kein kurzer sein. — Wenn am Schlehdorn
 vor Mai schon Blüte hängt, schon Reife der
 Roggen vor Jakobi empfängt. — Am Heu
 und Korn wird schlimmer es sehn, je später
 wir säen am Schlehdorn sehn. — Viel
 Hopfen, viel Korn, viel Speis' und Trant
 u: s. G. t' dem Herrn verdoppelten Dank!



Vollmond den 7. nachm.
 2 U. 49 M. Schön.
 Letztes Viertel den 14. nachm.
 9 U. 12 M. Unstet.
 Neumond den 21. nachm.
 3 U. 1 M. Trüb.
 Erstes Viertel den 29. vorm.
 6 U. 22 M. Aufbeiternd.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.

1917. V. Monat.	Mai oder Wonnemond		C = u. Planetenlauf		Mond =		Sonnen =	
	Evangelisch u. Katholisch	Deutsch	Mutmaßl.	Witterung	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.
Dienst.	1 Philipp, Jak., Walb.	Walburg	♂		n. 1.22	v. 2.7	4.38	7.17
Mittw.	2 Athanasius, Sigm.	Attala	♂		2.30	2.22	4.36	7.19
Donn.	3 † Auffindung	Friso, Willb.	♂		3.39	2.36	4.34	7.20
Freit.	4 Monika, Florian	Wolshelm	♂	♂ in ♀	4.50	2.52	4.33	7.22
Samst.	5 Gotthard, Pius V.	Gotthart	♂	♀ retr.	6.4	3.10	4.31	7.23
18	G. Cantate.	Ev. Christus in uns. Gal. 2, 17-21. Kath. Christus verheißt den Tröster. Joh. 16, 5-14.			Tageslänge 14 Stunden 55 Minuten.			
Sonnt.	6 Johann v. der Pforte	Kunihilde	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	7.21	3.31	4.30	7.25
Mont.	7 Gottfried, Stanisł.	Gottfried	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	8.37	3.58	4.28	7.27
Dienst.	8 Michaels Erschein.	Ubaldo	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	9.49	4.34	4.26	7.28
Mittw.	9 Beatus, Hiob, Greg.	Emma	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	10.48	5.22	4.24	7.30
Donn.	10 Gordian, Anton	Hulda	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	11.37	6.24	4.22	7.31
Freit.	11 Erich, Luise, Adolf	Erich, Gundo	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	vorm.	7.38	4.21	7.33
Samst.	12 Pankratus, Wibert	Tiebhilde	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	12.15	8.59	4.19	7.35
19	G. Rogate.	Ev. Der Geist selbst vertritt uns. Röm. 8, 26-30. Kath. So ihr den Vater bittet. Joh. 16, 23-30.			Tageslänge 15 Stunden 19 Minuten.			
Sonnt.	13 Servatius, Emilie	Wiborade	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	12.43	10.22	4.17	7.36
Mont.	14 Bonifazius, Epiph.	Hildeburg	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	1.6	11.45	4.16	7.38
Dienst.	15 Sophie, Torquatus	Imhilde	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	1.25	n. 1.6	4.14	7.39
Mittw.	16 Peregrin, Joh. v. N.	Landila	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	1.43	2.28	4.13	7.40
Donn.	17 Christi Himmelfahrt	Bruno	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	2.2	3.48	4.12	7.42
Freit.	18 Christhona, Benant.	Friedlinde	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	2.21	5.8	4.10	7.43
Samst.	19 Potentia, Peter Cöl.	Hildrun	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	2.45	6.28	4.9	7.44
20	G. Exaudi.	Ev. Das vollkommene Mannesalter Christi. Eph. 4, 11-16. Kath. Zeugnis des heiligen Geistes. Joh. 15, 26-16, 4.			Tageslänge 15 Stunden 33 Minuten.			
Sonnt.	20 Christian, Bernhard	Gudrun	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	3.14	7.44	4.8	7.46
Mont.	21 Konstantin, Prudentz	Helmtraut	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	3.50	8.52	4.7	7.48
Dienst.	22 Helena, Julia	Isanthe	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	4.36	9.48	4.5	7.49
Mittw.	23 Desiderius, Bischof	Godoleva	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	5.32	10.32	4.4	7.50
Donn.	24 Johanna, Esther	Herlinde	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	6.36	11.6	4.2	7.51
Freit.	25 Urban, Gregor	Geb. des Königs von Sachsen.	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	7.44	11.32	4.1	7.53
Samst.	26 Philipp Mari, Cleuth.	Goderich	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	8.53	11.54	4.0	7.54
21	G. Pfingstf.	Ev. Die Einheit des Geistes. 1. Kor. 12, 1-11. Kath. Sendung des heiligen Geistes. Joh. 14, 23-31.			Tageslänge 15 Stunden 56 Minuten.			
Sonnt.	27 Eutrop, Beda	Indolf	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	10.1	vorm.	3.59	7.55
Mont.	28 Pfingstf., Wilhelm	Alnoberst	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	11.8	12.12	3.58	7.56
Dienst.	29 Maximin, Theodos.	Amelung	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	n 12.14	12.27	3.57	7.57
Mittw.	30 Quat., Felix I., Ferd.	Geb. des Fürsten zur Lippe.	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	1.22	12.41	3.56	7.58
Donn.	31 Kreszenzia, Petron.	Katwald	♂	♂, ♀, ♀, ♀, ♀	2.31	12.56	3.55	8.0
Buß- u. Betttag: 11. in Württemberg.								
Jede Person hat zwei Erreichungen: die eine, die sie von anderen erhält, und die andere, die wichtigere, die sie sich selbst gibt.					Kleinmut und Verzagttheit geht nicht aus dem Gewichte der Drangsal, sondern aus der Schwäche des Gemüthes hervor. Pl. Chrif. Romus.			

Ma*i*

31 Tage.

Lassen die Frösche sich hören mit Anarren,
 wieh du nicht lange auf Regen harren. —
 Wenn der Kriechlauch im Kreuz tief im Wasser
 war, auf trocknen Sommer deutet das; liegt
 er flach nur oder am Ufer gar, dann wird der
 Sommer besonders naß. — Wenn Johannis
 wärmlin schon leuchten und glänzen, kommt
 Wetter zur Lust und im Freien zu Tänzlen;
 bei birgt sich das Tierchen bis Johanni und
 weiter, wird 's Wetter einstweilen nicht warm
 und nicht heiter. — Wenn Spinnen fleißig
 weben im Freien, läßt sich dauernd schön
 Wetter prophezeien; weben sie nicht, wird 's
 Wetter sich wenden, geschicht's bei Regen,
 wird bald er enden.



Vollmond den 7. vorm.
 3 U. 43 M. Warm.
 Letztes Viertel den 14. vorm.
 2 U. 48 M. Beständig.
 Neumond den 21. vorm.
 1 U. 47 M. Trüb.
 Erstes Viertel den 29. vorm.
 12 U. 33 M. Kühlt.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

1917. VI.	Juni oder Brachmond		C=n. Planetenlauf		Mond=		Sonnen=		
	Monat.	Evangeliſch u. Katholiſch	Deutſch	Wutmaßl.	Witterung	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.
Freit.	1	Fortunatus, Mikod.	Kuno, Wolo	☿		u. 3.44	v. 1.13	3.54	8. 1
Samſt	2	Eugen, Graſmus	Sindolf	☿	☿ h	4.59	1.32	3.53	8. 2
22	3.	Dreifalt.	Ev. Der apoſtoliſche Gruß. 2. Kor. 13, 11—13. Kath. Chriſtus befiehlt zu taufen. Matth. 28, 18—20.			Tageſlänge 16 Stunden 10 Minuten.			
Sonnt.	3	Oliva, Klothilde	Klothilde	☿		6.16	1.57	3.53	8. 3
Mont.	4	Quirin, Karpafius	Uta, Walg.	☿	☿ ☿, ☿ ☿, ☿ ☿	7.29	2.29	3.52	8. 4
Dienſt.	5	Bonifazius, Winfr.	Winfried	☿	☿ ☿, ☿ ☿	8.36	3.12	3.51	8. 5
Wittw.	6	Norbert, Benigna	Norbert	☿	☿ ☿, ☿ ☿	9.31	4.10	3.50	8. 6
Donn.	7	Fronleichn. Robert	Chorismund	☿	C im ☿ ☿ ſchön	10.14	5.21	3.50	8. 7
Freit.	8	Medardus	Wittich	☿	☿ h, ☿ Ver. ☿ ☿	10.46	6.42	3.50	8. 8
Samſt.	9	Kolumbus, Primus	Suitgard	☿	☿ in ☿ ☿, ☿ ☿	11.11	8. 8	3.49	8. 9
23	4.	1. S. u. Pr.	Ev. Die überſchwengliche Erkenntnis re. Phil. 3, 7-11. Kath. Vom großen Abendmahl. Luk. 14, 16-24.			Tageſlänge 16 Stunden 21 Minuten.			
Sonnt.	10	Margareta, Königin	Geb. des Großh. v. Sachſ.-Weim.-Eiſ.	☿	☿ ☿, ☿ ☿, ☿ ☿	11.32	9.32	3.49	8.10
Mont.	11	Barnabas, Iduna	Iduna	☿	☿ ☿, ☿ ☿	11.50	10.56	3.48	8.11
Dienſt.	12	Bafilides, Dymph.	Harduin	☿	☿ ☿, ☿ ☿	12. 7	12.16	3.48	8.11
Wittw.	13	Anton von Padua	Nordhild	☿	☿ ☿, ☿ ☿	12. 7	1.36	3.47	8.12
Donn.	14	Bafilius, Eliſäus	Nanna	☿	☿ in ☿ ☿, ☿ in ☿ ☿	12.27	2.55	3.47	8.13
Freit.	15	Vitus, Modestus	Boſo	☿	☿ h, ☿ ☿, ☿ ☿	12.49	4.14	3.47	8.13
Samſt.	16	Juſtina, Ludgard	Volker	☿	☿ h, ☿ ☿, ☿ ☿	1.15	5.30	3.47	8.14
24	5.	2. S. u. Pr.	Ev. Die himmlische Berufung. Phil. 3, 12—16. Kath. Vom verlorenen Schafe. Luk. 15, 1—10.			Tageſlänge 16 Stunden 27 Minuten.			
Sonnt.	17	Hortensia, Kainer	Geb. des Großh. v. Mecklenb.-Strelitz	☿	☿ ☿, ☿ ☿, ☿ ☿	1.48	6.39	3.47	8.14
Mont.	18	Marcellus, Arnulf	Arnulf	☿	☿ ☿, ☿ ☿	2.29	7.39	3.47	8.15
Dienſt.	19	Gerhard, Gervafius	Gerhart	☿	☿ ☿, ☿ ☿	3.21	8.29	3.47	8.15
Wittw.	20	Sylverius, Regina	Aſalinde	☿	☿ ☿, ☿ ☿	4.22	9. 6	3.47	8.16
Donn.	21	Albanus, Aloijus	Chloſinde	☿	☿ h, ☿ ☿	5.29	9.35	3.46	8.16
Freit.	22	Paulin, 10 000 Mitt.	Similde	☿	☿ in ☿ ☿, ☿ ☿	6.3	9.57	3.46	8.17
Samſt.	23	Edeltrud, Agrippina	Edeltrud	☿	☿ in ☿ ☿, ☿ ☿	7.46	10.16	3.46	8.17
25	6.	3. S. u. Pr.	Ev. Die chriſtliche Standhaftigkeit. Kol. 1, 18—23. Kath. Verurteilung Petri. Luk. 5, 1—11.			Tageſlänge 16 Stunden 30 Minuten.			
Sonnt.	24	Johannes d.E.Geb.	Reintraut	☿	☿ ☿, ☿ ☿	8. 54	10.32	3.47	8.17
Mont.	25	Eulogius, Proſper	Eberhart	☿	☿ ☿, ☿ ☿	10. 1	10.47	3.47	8.17
Dienſt.	26	Joh. Paul, Jeremias	Uotruda	☿	☿ ☿, ☿ ☿	11. 8	11. 2	3.47	8.17
Wittw.	27	Schläfer, Ladisl.	Gunilde	☿	☿ ☿, ☿ ☿	11.16	11.17	3.48	8.17
Donn.	28	Benjamin, Leo II.	Iduberga	☿	☿ ☿, ☿ ☿	1.25	11.35	3.48	8.17
Freit.	29	Petrus, Paulus	Edburga	☿	☿ ☿, ☿ ☿	2.37	11.56	3.48	8.17
Samſt.	30	Lucina, Pauli Ged.	Edowin	☿	☿ h, ☿ ☿	3.52	12. 0	3.49	8.16
Woh- u. Bettag: 8. in Württemberg.									
Hast einen dünnen Streich du gemacht, So gereiche dir's nicht zuleide. — Sei nur der erste, der darüber lacht, Und mache dann zwei geschadet!					Wir suchen schon in tausend Gründen Von unfrem Schicksal das Warum, Nur da nicht, wo es am nächsten zu finden — In eigener Schuld —, da sind wir stumm.				
W. v. Hamm.					Rogebue.				

Juni

30 Tage.

Eine Elster allein ist schlechten Wetters Zeichen, doch fliegt das Elsternpaar, wird schlechtes Wetter weichen. — Singt die Grasmähd', eh' treiben die Reben, will Gott ein gutes Jahr uns geben. — Steigt die Lerche hoch, singt lange hoch oben, hab' bald ihr das lieblichste Wetter zu loben. — Der Mittag des Freitags prägt oft uns ein, wie fünftigen Sonntag das Wetter wird sein. — Im Juni wird des Nordwinds Horn noch nichts verderben an dem Korn. — Stellt der Juni mild sich ein, wird mild auch der Dezember sein. — Juni trocken mehr als nah, bringt aut Naß dem Winterfaß.



2 Vollmond den 5. nachm.
 u. 7 M. Schön.
 7 Letztes Viertel den 12. vorm.
 u. 38 M. Beständig.
 2 Neumond den 19. nachm.
 u. 2 M. Regen.
 5 Erstes Viertel den 27. nachm.
 u. 8 M. Warm.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.

1917. VII.	Juli oder Heumond		C = u. Planetenlauf	Mond =	Sonnen =
Monat.	Evangelisch u. Katholisch	Deutsch	Mutmaßl. Witterung	Aufg. u. M.	Untg. u. M.
26	G. 4. S. u. Dr.	Ev. Die Glaubenszuversicht. Jak. 1, 2-12. Kath. Der Pharisäer Gerechtheit. Matth. 5, 20-24.		Tageslänge 16 Stunden 23 Minuten.	
Sonnt.	1 Theobald, Simeon	Theobald		4. ♀ in ♄ trüb	n. 5. 7 v 12.24 3.50 8.16
Mont.	2 Mariä Heims., Otto	Otto, Otthild		♂, ♀, ♄ ♁ ♁	6.17 1. 1 3.51 8.16
Dienst.	3 Kornelius, Gulogius	Hagen		♁ in Erdf.	7.19 1.51 3.52 8.15
Mittw.	4 Ulrich, Bisch., Hatto	Ulrich		♁ in C = Finstern.	8. 8 2.58 3.52 8.15
Donn.	5 Wendelin, Zoe	Wendelin		♀ ♁ h (♁ ♁, Ci. ♁)	8.44 4.17 3.53 8.15
Freit.	6 Esajas, Dominika	Herrich		♁ ♁, ♁ h, C ♁	9.13 5.43 3.54 8.14
Samst.	7 Wilibald, Joachim	Karlmann		♁ Perihel (♀ ♁ ♁)	9.36 7.11 3.55 8.14
27	G. 5. S. u. Dr.	Ev. Habt nicht lieb die Welt. 1. Joh. 2, 14-17. Kath. Jesus speist 4000 Mann. Matth. 8, 1-9.		Tageslänge 16 Stunden 17 Minuten.	
Sonnt.	8 Nilian, Elijabeth	Hans		♁ ♁ 3. ♀ in ♁	9.56 8.38 3.56 8.13
Mont.	9 Geburtstag des Großh. v. Baden			♁	10.15 10. 1 3.57 8.12
Dienst.	10 7 Brüder, Rufina	Gunzo		♁ schön	10.34 11.23 3.58 8.12
Mittw.	11 Nabel, Pius I.	Hanno		♁ 1.12 n. ♁ ♁	10.55 n 12.44 3.59 8.11
Donn.	12 Nabor, Joh. Gualb.	Wesso, Hatto		♁ wird Abendstern	11.18 2. 3. 4. 0 8.10
Freit.	13 Heinrich, Anaklet	Heinrich		♁ ♁, ♁ h	11.49 3.20 4. 1 8. 9
Samst.	14 Alfred, Bonavent.	Teutobert		♁ ♁	vorm. 4.31 4. 2 8. 9
28	G. 6. S. u. Dr.	Ev. Die Arbeit. 1. Theff. 4, 9-12. Kath. Von den falschen Propheten. Matth. 7, 15-21.		Tageslänge 16 Stunden 5 Minuten.	
Sonnt.	15 Ap. Ceil., S. Heinrich	Hildebrand		♁ ♁ ♁ be-	12.28 5.34 4. 2 8. 8
Mont.	16 Ruth, Faustus	Heilwig		♁ Hundstage Anfang	1.16 6.26 4. 4 8. 7
Dienst.	17 Alexius, Artur	Fromund		♁ in ♁ C im ♁	2.13 7. 7 1. 5 8. 6
Mittw.	18 Maternus, Rufina	Egenolf		♁ ♁ h | ♁ h stän-	3.17 7.38 4. 6 8. 5
Donn.	19 Rosina, Vinzenz v. P.	Geb. des Herzogs v. S. Kob. - Gutth.		♁ 4.0 v. ♁ - Finstern.	4.25 8. 3 4. 7 8. 4
Freit.	20 Margareta, Arnold	Arnold		♁ ♁ ♁ ♁ ♁ dig	5.34 8.22 4. 9 8. 2
Samst.	21 Arbogast, Dietrich	Arbo, Erbo		♁ ♁ ♁	6.42 8.39 4.10 8. 1
29	G. 7. S. u. Dr.	Ev. Gottselige Genügsamkeit. 1. Tim. 6, 6-11. Kath. Vom ungerechten Haushalter. Luk. 16, 1-9.		Tageslänge 15 Stunden 49 Minuten.	
Sonnt.	22 Maria Magdalena	Alberich		♁ ♁, C ♁	7.49 8.54 4.11 8. 0
Mont.	23 Apollinaris, Libor.	Herwig		♁ in ♁ heiß	8.55 9. 9 4.12 7.59
Dienst.	24 Christina, Bernhard	Emich		♁	10. 2 9.23 4.14 7.58
Mittw.	25 Jakob, Christoph	Hildebert		28. ♁ ♁ ♁ und	11.10 9.39 4.15 7.57
Donn.	26 Anna, Polybins	Sigelinde		♁ h ♁ ♁	n 12.20 9.59 4.16 7.56
Freit.	27 Pantaleon, Martho	Ruthart		♁ 7.40 v. ♁	1.32 10.23 4.17 7.54
Samst.	28 Nazarius, Gelsus	Mangold		♁ in ♁, ♁ in ♁	2.45 10.55 4.19 7.53
30	G. 8. S. u. Dr.	Ev. Das königliche Gesetz der Liebe. Jak. 2, 1-12. Kath. Jesus weint über Jerusalem. Luk. 19, 41-47.		Tageslänge 15 Stunden 31 Minuten.	
Sonnt.	29 Beatrix, Martho	Egbert		♁ ♁, ♁ ♁, ♁ ♁	3.56 11.37 4.21 7.52
Mont.	30 Jakoba, Abdon	Gerold		♁ h ♁ ♁ (♁ * ♁)	5. 1 vorm. 4.22 7.50
Dienst.	31 German, Ignaz v. L.	Friedegar		♁ ♁ trocken	5.56 12.35 4.23 7.48

Vuf. u. Vettage: 6. in Württemberg. 8. in Mecklenburg-Schwerin. 15. in Mecklenburg-Strelitz.

Juli

Dampf oas Strohdach nach Gewitterregen, lehrt 's Gewitter wieder auf andern Wegen. — Dem Sommer sind Donnerwetter nicht Schande, sie nügen der Luft und dem Lande. — Merkt, daß heran Gewitter zieh', schnappt auf der Weid' nach Luft das Vieh; auch wenn's die Nasen aufwärts streckt und in die Höh' die Schwänze rect. — Gibl Kling oder Hof sich Sonn' oder Mond, bald Regen und Wind uns nicht verschont. — Sommers Höhenrauch in Menge ist Vorbote von großer Winterkrenge. — Sind abends über Wieß' und Fluß Nebel zu schauen, wird die Luft schönankaltend Wetter drauen.



31 Tage.

Vollmond den 4. nachm.
10 U. 40 M. Trüb.
Letztes Viertel den 11. nachm.
1 U. 12 M. Schön.
Neumond den 19. vorm.
4 U. 0 M. Heiß.
Erstes Viertel den 27. vorm.
7 U. 40 M. Trocken.

1.	.....
2.	.....
3.	.....
4.	.....
5.	.....
6.	.....
7.	.....
8.	.....
9.	.....
10.	.....
11.	.....
12.	.....
13.	.....
14.	.....
15.	.....
16.	.....
17.	.....
18.	.....
19.	.....
20.	.....
21.	.....
22.	.....
23.	.....
24.	.....
25.	.....
26.	.....
27.	.....
28.	.....
29.	.....
30.	.....
31.	.....

1917. VIII. Monat.	August oder Erntemonat		C = u. Planetenlauf		Mond =		Sonnen =			
	Evangelisch u. Katholisch		Deutsch		Mutmaßl. Witterung		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.
Mittw.	1 Petri Kettenfeier	Katbod		C im	heiß	a. 6.39	v. 1.47	4.25	7.47	
Donn.	2 Gustav, Portiunkula	Gustav		h		7.11	3.10	4.26	7.45	
Freit.	3 Steph. Erf., August	Walram		C Per.		7.38	4.39	4.27	7.44	
Samst.	4 Dominikus, Josias	Friedbrant				7.59	6. 8	4.29	7.42	
31	Ev. 9. S. n. Dr.	Ev. Die Weisheit von oben. Jak. 3, 13-18.					Tageslänge			
		Kath. Vom Phariseer und Zöllner. Luf. 18, 9-14.					15 Stunden 11 Minuten.			
Sonnt.	5 Oswald, W. Schnee	Oswald				8.19	7.36	4.30	7.41	
Mont.	6 Sirtus, Verfl. Chr.	Krafft			gewitter-	8.39	9. 3	4.31	7.39	
Dienst.	7 Afra, Albert, Rajet.	Grimolt				8.59	10.26	4.33	7.38	
Mittw.	8 Reinhard, Cyriak	Reinhart			haft	9.23	11.48	4.34	7.36	
Donn.	9 Erich, Romanus	Dibold		C		9.52	u. 1. 8	4.36	7.34	
Freit.	10 Laurentius, Blanka	Sigolf				10.28	2.21	4.38	7.32	
Samst.	11 Hermann, Susanna	Bernolt				11.13	3.28	4.39	7.30	
32	Ev. 10. S. n. Dr.	Ev. Reichet dar im Glauben. Lugend. 2. Petri 1, 2-11.					Tageslänge			
		Kath. Vom Taubstummen. Mark. 7, 31-37.					14 Stunden 48 Minuten.			
Sonnt.	12 Alara, Adele	Wolfrade				vorn.	4.23	4.41	7.29	
Mont.	13 Hippolyt, Kassian	Friedhilde				12. 8	5. 7	4.42	7.27	
Dienst.	14 Eusebius, Warnfr.	Brunhild			C im	1.10	5.40	4.44	7.25	
Mittw.	15 Maria Himmelfahrt	Fridegund				2.15	6. 8	4.46	7.23	
Donn.	16 Jodokus, Rochus	Rosamunde				3.23	6.29	4.47	7.21	
Freit.	17 Verena, Liberatus	Welleda				4.32	6.47	4.49	7.19	
Samst.	18 Alara v. M., Helena	Geb. des Kaisers von Oesterreich			C Ap.	5.39	7. 3	4.50	7.17	
33	Ev. 11. S. n. Dr.	Ev. Erbauung im Glauben. Judas 17-25.					Tageslänge			
		Kath. Vom barmherz. Samariter. Luf. 10, 23-37.					14 Stunden 23 Minuten			
Sonnt.	19 Sebald, Ludovikus	Geb. des Herzogs von Anhalt			be-	6.46	7.17	4.52	7.15	
Mont.	20 Bernhard, Philibert	Bernhart			Aphel	7.52	7.32	4.54	7.13	
Dienst.	21 Privatus, Franziska	Geb. d. Fürsten von Schwarzb. Rudolf			Abendstern in größter Ausweitung	8.59	7.48	4.55	7.11	
Mittw.	22 Symphorian, Timot.	Gerbert				10. 8	8. 6	4.57	7. 9	
Donn.	23 Philippus, Zachäus	Roswitha			stän-	11.18	8.27	4.58	7. 7	
Freit.	24 Bartholomäus, Ap.	Diether			dig	12.29	8.55	5. 0	7. 5	
Samst.	25 Ludwig, König	Ludwig				1.40	9.32	5. 1	7. 3	
34	Ev. 12. S. n. Dr.	Ev. Die Obrigkeit ist Gottes Ordnung. Röm. 13, 1-7.					Tageslänge			
		Kath. Von den zehn Aussätzigen. Luf. 17, 11-19.					13 Stunden 58 Minuten.			
Sonnt.	26 Samuel, Zephyrin	Edith, Egith				2.46	10.21	5. 3	7. 1	
Mont.	27 Gebhard, Jos. v. Gal.	Gebhard			Hundstage Ende	3.44	11.25	5. 4	6.59	
Dienst.	28 Augustinus, Adel.	Frodulf			C im	4.31	vorn. 5. 5	6.57		
Mittw.	29 Johannes Enthaupt.	Dietger				5. 6	12.40	5. 7	6.54	
Donn.	30 Felix, Adolf, Rosa	Adolf				5.36	2. 55	9. 6	6.52	
Freit.	31 Raimund, Pauline	Geb. d. Herz. v. Sachl.-Altenburg			trüb	6. 0	3.33	5.10	6.50	
Ruf = u. Bettage. 3. n. 31. in Württemberg.										
Die Erinnerung reinen Glücks Bleibt so schön wie Gegenwart.			Echffel.		Schon in die Welt mit wachen Sinnen, Wirst immer Neues ihr abgewinnen.			D. Blumenthal.		

August

Der Sichel vergift nicht Barnabas, er
 segnet gern fürs längste Gras. — Ist's
 in der ersten Augustwoche heiß, bleibt der
 Winter lange weiß. — Im August Wind
 aus Nord jagt Unbeständigkeit fort. —
 Meltau im August ist sehr ungesund, un-
 gereinigt Obis bring nicht in den Mund.
 — Wenn der Kuckuck lange nach Johanni
 schreit, so ruft er die teure Zeit. — Sind
 Laurentius und Bartholomäus schön, ist
 guter Herbst vorauszusehn. — Schön Wetter
 zu Maria Himmelfahrt verkündet Wein
 von bester Art. — Wenn arschblumig wir
 viele Ditteln erblicken, will Gott gar guten
 Herbst uns schicken.



31 Tage.

Vollmond den 3. verm.
 6 U. 11 M. Feiß.
 Letztes Viertel den 9. nachm.
 8 U. 56 M. Gewitterlast.
 Neumond den 17. nachm.
 7 U. 21 M. Schön.
 Erstes Viertel den 25. nachm.
 8 U. 8 M. Verständig.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

September

30 Tage.

Septemder-Geuitter sind Vorläufer von hartem Wind. — St. Michels-Wein wird Herren-Wein sein, St. Gallus-Wein ist Bauern-Wein. — Sind Zuadögel nach Michaelis noch hier, haben bis Weibnachten sind Wetter wir. — In vielem Herbstes- nebel seh' ein Zeichen von viel Winter- schnee. — Späte Rosen im Garten, schöner Herbst und der Winter läßt warten. — Ist die Hechtsleber der Galle zu breit, vorn süß, nimmt harter Winter lange Zeit in Weih. — Bläst Jakobus weiße Wölfschen in die Föh', sind's Winterblüten zu vielem Schnee. — Jakobus in sonnenheller Ge- stalt macht uns die Weibnacht kalt.



Vollmond den 1. nachm.
 1 U. 28 W. Trüb.
 Letztes Viertel den 8. vorm.
 8 U. 5 W. Aufheiternd.
 Neumond den 16. vorm.
 11 U. 27 W. Unstet.
 Erstes Viertel den 24. vorm.
 6 U. 41 W. Regen.
 Vollmond den 30. nachm.
 9 U. 31 W. Ed.ön.

1.
2.
3. *Jesus Geburtstag*
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.

1917. X. Monat.	Oktober oder Weinmond		C= u. Planetenlauf		Mond=		Sonnen=	
	Evangelisch u. Katholisch	Deutsch	Mutmaßl. Witterung		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.
40	Ev. 18. S. n. Dr. <small>Ev. Alles ist euer, ihr aber seid Christi. 1. Kor. 3, 18-23.</small>				Tagezlänge 11 Stunden 19 Minuten.			
Mont.	1 Nemigius, Julia	Volkmar	♂♂ h schön		n. 5.26	v. 6.50	5.59	5.41
Dienst.	2 Teodegar, Theophil	Athelm	♂ im Perihel		5.52	8.16	6.1	5.38
Mittw.	3 Jairus, Candidus	Alapold	♂♀, □♂, □ h		6.25	9.40	6.3	5.36
Donn.	4 Franz v. A., Edwin	Franz	♂ Morgenstern in größter Ausdehnung		7.5	10.57	6.4	5.34
Freit.	5 Placidus, Flavia	Hellmut	♂♂, ♀, ♀, △, ☉		7.55	n. 12.4	6.	6.5.31
Samst.	6 Angela, Bruno	Todemar	♂♂, ♀, □, ♀, h, *☉		8.53	12.57	6.7	5.29
41	Ev. 19. S. n. Dr. <small>Ev. Die Predigt. Röm. 10, 9-17.</small>				Tagezlänge 10 Stunden 52 Minuten.			
Samst.	7 Juditha, Amalia	Amelott	♂♂, ♀, ☉ ^{11.14 n.} C im ♀		9.57	1.40	6.8	5.27
Mont.	8 Pelagius, Brigitta	Craugott	♂♂ trüb		11.5	2.13	6.10	5.24
Dienst.	9 Dionysius, Abraham	Diegitha	♂♂, ♀, ♀, ♀, ♀, ♀		vorm.	2.38	6.12	5.22
Mittw.	10 Gideon, Franz B.	Gerhilde	♂♂, ♀, ♀, ♀, ♀, ♀		12.13	2.59	6.14	5.20
Donn.	11 Burkhard, Emil	Burkhart	♂♂, ♀, ♀, ♀, ♀, ♀		1.20	3.16	6.15	5.18
Freit.	12 Walfried, Maximil.	Walter	♂♂, ♀, ♀, ♀, ♀, ♀		2.27	3.32	6.17	5.16
Samst.	13 Koloman, Eduard	Wallia	♂♂, ♀, ♀, ♀, ♀, ♀		3.33	3.47	6.19	5.14
42	Ev. 20. Allg. Kw. <small>Ev. Gott der Vater. 2. Sam. 7, 12-16.</small>				Tagezlänge 10 Stunden 25 Minuten.			
Samst.	14 Kallistus, Kallistus	Hermanarid	♂♂ ♀ im Aphel		4.40	4.4	6.20	5.12
Mont.	15 Theresia, Aurelia	Teupold	♂♂, ♀ ^{3.41 v.}		5.48	4.21	6.22	5.10
Dienst.	16 Gallus, Abt	Erlefried	♂♂, ♀		6.58	4.41	6.23	5.8
Mittw.	17 Florentin, Hedwig	Hedwig	♂♂, ♀, ♀, ♀, ♀, ♀	fühl	8.9	5.5	6.25	5.6
Donn.	18 Lukas, Evangelist	Hadburg	♂♂, ♀, ♀, ♀, ♀, ♀		9.19	5.36	6.27	5.4
Freit.	19 Ferdinand, Petr. v. N.	Eckehart	♂♂, ♀, ♀, ♀, ♀, ♀		10.27	6.17	6.29	5.2
Samst.	20 Wendelin, Sindolf	Agilolf	♂♂, ♀, ♀, ♀, ♀, ♀		11.28	7.10	6.30	4.59
43	Ev. 21. S. n. Dr. <small>Ev. Die Sünden der Junge. Jak. 3, 1-10.</small>				Tagezlänge 9 Stunden 59 Minuten.			
Samst.	21 Ursula, Bertold	Thassilo	♂♂ C im ♀ schön		12.20	8.13	6.32	4.57
Mont.	22 Cordula, Mar. Sal.	Baldwin	♂♂, ♀ ^{3.35 n.}		1.2	9.27	6.34	4.55
Dienst.	23 Severinus, Verus	Eisfried	♂♂, ♀, ♀, ♀, ♀, ♀		1.35	10.46	6.36	4.53
Mittw.	24 Salomea, Raphael	Harold	♂♂, ♀, ♀, ♀, ♀, ♀	neb.	2.1	vorm.	6.38	4.51
Donn.	25 Krispinus, Chryf.	Teutfried	♂♂, ♀, ♀, ♀, ♀, ♀		2.23	12.9	6.39	4.49
Freit.	26 Amandus, Svaristus	Erchanger	♂♂, ♀, ♀, ♀, ♀, ♀		2.44	1.31	6.41	4.47
Samst.	27 Sabina, Capitolinus	Eldritha	♂♂, ♀, ♀, ♀, ♀, ♀		3.4	2.55	6.42	4.45
43	Ev. 21. S. n. Dr. <small>Ev. Die Sünden der Junge. Jak. 3, 1-10.</small>				Tagezlänge 9 Stunden 59 Minuten.			
Samst.	28 Simon u. Judas	Markwart	♂♂ ♀ in ♀ lig		3.25	4.20	6.44	4.43
Mont.	29 Eusebia, Marzissus	Gisela	♂♂, ♀, ♀, ♀, ♀, ♀	dir.	3.50	5.44	6.46	4.41
Dienst.	30 Hartmann, Entrop.	Hartmann	♂♂, ♀, ♀, ♀, ♀, ♀		4.20	7.8	6.48	4.39
Mittw.	31 Wolfgang, Gustach.	Wolfgang	♂♂, ♀, ♀, ♀, ♀, ♀		4.56	8.30	6.50	4.37

Bis- u. Vorktag: 26. in Württemberg. **Erntedankfest:** 7. in Homburg u. Frankfurt a. M. 14. im N.-B. A. u. R. 17. in Bremen u. Verden. **Ref.-Fest:** 31. im N. Sachsen u. in Sachsen-Altenburg.

Stunden der Not verg. h. doch was sie sich lezten, vers. Ede man tabelt, soll man immer e. h. versuchen, ob man sich nicht entschuldigen kann.

Oktober

31 Tage.

Warmer Oktober bringt fürwahr uns
 sehr kalten Februar. — Frost und Schnee
 im Oktober und Boien, der Januar sei ge-
 lind. — Oktober-Gewitter sagen beständig,
 der künftige Winter sei wetterwendig. —
 Wenn zu uns Simon und Judas wandeln,
 wollen sie mit dem Winter handeln. —
 Oktober-Donner ist fürwahr noch besser
 als im Februar, der klinget nur wohl der
 Wucherer Schar. — Fällt der erste Schnee
 in den Schmutz, vor strengem Winter
 fündet er Schutz. — Hat der Oktober viel
 Regen gebracht, hat er die Gottesäcker
 b...



Letztes Viertel den 7. nachm.
 11 U. 14 M. Trüb.
 Neumond den 16. vorm.
 3 U. 41 M. Kühl.
 Erstes Viertel den 23. nachm.
 3 U. 38 M. Schön.
 Vollmond den 30. vorm.
 7 U. 19 M. Neblig.

1.	.....
2.	.....
3.	.....
4.	.....
5.	.....
6.	.....
7.	.....
8.	.....
9.	.....
10.	.....
11.	.....
12.	.....
13.	.....
14.	.....
15.	.....
16.	.....
17.	.....
18.	.....
19.	.....
20.	.....
21.	.....
22.	.....
23.	.....
24.	.....
25.	.....
26.	.....
27.	.....
28.	.....
29.	.....
30.	.....
31.	.....

1917, XI.	November oder Windmond		C-u. Planetenlauf		Mond-		Sonnen-	
Monat.	Evangelisch u. Katholisch	Deutsch	Mutmaßl. Witterung		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Aufg. u. M.	Untg. u. M.
Donn.	1 Aller Heiligen	Hildegund	☾	♂, ♀, ♃	n. 5.43	v. 9.43	6.51	4.36
Freit.	2 Aller Seelen	Ansgar	☾	♂ ♀ ♂ in ♃	6.39	10.45	6.53	4.34
Samst.	3 Theophil, Birmin	Winhilde	☾	♂ wird Abendstern	7.43	11.33	6.55	4.32
44	Ev. (Ref.-Fest): Unentschiedenheit. 1. Kön. 18, 21. Kath. Des Obersten Tochter. Matth. 9, 18-26.				Tageslänge 9 Stunden 35 Minuten.			
Sonnt.	4 Sigmund, Karl Bor.	Sigmund	☾	♂ im ♃ schön	8.51	n 12.10	6.56	4.31
Mont.	5 Malachias, Zachar.	Komwer	☾	☾, ♂ h	9.59	12.38	6.58	4.29
Dienst.	6 Leonhard, Alwine	Alwine	☾	♂ im ♃	11. 7	1. 27.	0 4.27	
Mittw.	7 Florentin, Engelb.	Angelbert	☾	♀ in ♃, h ☾	vorm.			
Donn.	8 4 Gekrönte, Gottfr.	Hermingild	☾	♂ ♂, ☾ ♃, ☾ Ap.	12.14	1.37	7. 3	4.23
Freit.	9 Theodor, Erbo	Gunila	☾	♀ retr.	1.20	1.52	7. 5	4.22
Samst.	10 Justus, Tryphon	Geb. des Fürsten Renf. i. P.	☾		2.27	2. 87.	7 4.21	
45	Ev. Daß nicht jemand die Gnade veräume. Hebr. 12, 11-15. Kath. Vom Unkraut unter dem Weizen. Matth. 13, 24-30.				Tageslänge 9 Stunden 11 Minuten.			
Sonnt.	11 Martin, Bischof	Willimar	☾	♀ und	3.34	2.25	7. 8	4.19
Mont.	12 Martin, Papst, Jon.	Centhilde	☾	♂ ☾ ☾ Schnee	4.43	2.44	7.10	4.18
Dienst.	13 Weibert, Stanis.	Wibert	☾	♂ 16. ♀ im Aphel	5.54	3. 7	7.12	4.16
Mittw.	14 Heline, Veneranda	Friedrich	☾	♂ 7.23 n. ☾ h	7. 6	3.37	7.13	4.14
Donn.	15 Leopold, Luitpold	Notburga	☾	♂ ♀ ♀ in ♃	8.16	4 15	7.15	4.13
Freit.	16 Dthmar, Edmund	Geb. des Großh. von Oldenburg.	☾	☾ ☾, ♂ ♃	9.20	5. 5	7.17	4.12
Samst.	17 Florian, Gregor	Geb. des Herzogs von Braunschweig.	☾	☾ im ☾	10.16	6. 6	7.18	4.10
46	Ev. (Erntedankf.) Brot vom Himmel. 2. Mos. 16, 1-8. Kath. Gleichniß vom Senfkorn. Matth. 13, 31-35.				Tageslänge 8 Stunden 49 Minuten.			
Sonnt.	18 P. P. Kirchw., Otto	Alboin	☾	♂ ♀	11. 1	7.17	7.20	4. 9
Mont.	19 Elisabeth, Kön. v. U.	Wibrant	☾		11.37	8.36	7.22	4. 8
Dienst.	20 Amos, Eduard, Fel.	Ulmann	☾	☾ 11.29 n. ☾ h	u. 12. 5	9.56	7.24	4. 7
Mittw.	21 Mariä Opferung	Geb. des Papstes Benedikt XV.	☾	☾ ☾ ☾ Eintr.	12.28	11.17	7.25	4. 6
Donn.	22 Cäcilia, Alfons	Wendelgart	☾	☾ ☾ ☾ ☾ freundlich	12.49	vorm.	7.27	4. 5
Freit.	23 Aemens, Felicitas	Edmund	☾	♂ ♂	1. 9	12.38	7.28	4. 4
Samst.	24 Chryfogon., Joh. v. †	Bathilde	☾	☾ Per.	1.28	2. 0	7.30	4. 3
47	Ev. (Bad. Buß- u. Betttag.) Teufel wird von der Oberkirchenbehörde bef. Kath. Greuel der Vermählung. Matth. 24, 15-35.				Tageslänge 8 Stunden 31 Minuten.			
Sonnt.	25 Katharina, Jintau	Geb. des Großh. von Hessen.	☾	♀ 29. ♃ ☾ ☾	1.50	3.21	7.31	4. 2
Mont.	26 Konradus, Egbert	Konrat	☾	h retr. ☾ h	2.17	4.44	7.33	4. 1
Dienst.	27 Jeremias, Valerian	Willigis	☾	☾ 30. ♀ Abends in größt. Zuschiebung	2.50	6. 5	7.35	4. 0
Mittw.	28 Günter, Sophanes	Günter	☾	☾ 7.41 n. ♂ ♃ kalt	3.31	7.21	7.36	3.59
Donn.	29 Saturnin, Noah	Helferich	☾	☾ ☾ ☾ ☾	4.22	8.27	7.38	3.58
Freit.	30 Andreas, Apostel	Serwin	☾	☾ im ☾ (♂ △ ☾)	5.24	9.22	7.39	3.57
<p>Buß- u. Betttag: 21. in Anhalt, Braunschweig, Bremen, Hamburg, Lippe, Lübeck, Mecklenburg, Oldenburg, Preußen, Rußl. u. i. L., im Agr. Sachsen, in den sächsisch. Herzogtümern, in Schaumburg-Lippe, Schwarzburg-Rudolst., Schwarzb.-Sonderhausen, Waldeck und Pyrmont. 23. in Württemberg. 25. in Baden. Erntefeste: 18. in Baden u. Württemberg. Totenfest: 25. in Preußen u. im Agr. Sachsen. Allg. Reformationstest: 4.</p>								

November

30 Tage.

Aller-Heiligen bringt Sommer für alle Weiber, der ist des Sommers letzter Vertreiber. — Aller-Heiligen trägt eigen den Winter zu allen Zweigen. — Sankt Martin legt sich schon mit Dank am warmen Ofen auf die Bank. — Sankt Martin weiß nichts mehr von heiß. — Schafft Katharina vor Frost sich Schutz, so wäret man lange draussen im Schmutz. — Kalter Dezember und fruchtreich-Jahr sind bereinigt immerdar. — Kalter Dezember mit Schnee gibt reichlich Korn auf der Höh'. — Frau Lucia findet zu kurz den Tag, drum wird er verlängert acht Tage darnach.



Letztes Viertel den 6. nachm.
6 U. 3 W. Neblig.
Neumond den 14. nachm.
7 U. 28 W. Regen u. Schnee.
Erstes Viertel den 21. nachm.
11 U. 29 W. Unfreundlich.
Vollmond den 28. nachm.
7 U. 41 W. Kalt.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.

Dezember

Je dunkler es über Dezember Schnee war,
je mehr leuchtet Regen im künftigen Jahr.

Düngerreime.

Wer spärlich seinen Acker düngt, der
weiß schon, was die Ernte bringt. — Hans
düngte seine Felder schlecht, war Acker-
mann, jetzt ist er Knecht. — Wer gute Ernte
machen will, der düngt, pflügt und grabt
viel. — Jods läßt die Jauche in den Bach,
ein Dummkopf nur tut es ihm nach. —
Dünger ist die Seele vom Ackerbau, sie
gewöhnt zusammen wie Mann und Frau.
— Gutes Vieh, gute Stren, reichlich Futter
gibt fetten Mist, reiche Ernten, viel Milch,
Was und Butter.



31 Tage.

Letztes Viertel den 6. nachm.
3 U. 14 M. Neblig.
Neumond den 14. vorm.
10 U. 17 M. Trocken.
Erstes Viertel den 21. vorm.
7 Uhr 7 M. Raub.
Vollmond den 28. vorm.
10 U. 52 M. Hell.

1.	.....
2.	.....
3.	.....
4.	.....
5.	.....
6.	.....
7.	.....
8.	.....
9.	.....
10.	.....
11.	.....
12.	.....
13.	.....
14.	.....
15.	.....
16.	.....
17.	.....
18.	.....
19.	.....
20.	.....
21.	.....
22.	.....
23.	.....
24.	.....
25.	.....
26.	.....
27.	.....
28.	.....
29.	.....
30.	.....
31.	.....



Vom Frühling.

Es fällt der Anfang des Frühlings auf den 21. März morgens 5 Uhr 37 Min., mit Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widlers, Tag und Nacht gleich.



Vom Sommer.

Es fällt der Anfang des Sommers auf den 22. Juni morgens 1 Uhr 15 Min., mit Eintritt der Sonne in das Zeichen des Krebses, längster Tag.

Von den Finsternissen des Jahres 1917.

Im Jahre 1917 finden 4 Sonnen- und 3 Mondfinsternisse statt, von denen in unsern Gegenden nur die beiden ersten Mondfinsternisse sowie die erste Sonnenfinsternis sichtbar sind.

Die erste ist eine totale Mondfinsternis. Sie ereignet sich in den Vormittagsstunden des 8. Januar von 6 Uhr 51 Min. bis 10 Uhr 39 Min. und ist sichtbar in Mittel- und Westeuropa, im nordwestlichen Afrika, in Nord- und Südamerika, in den mittleren und östlichen Teilen des Stillen Ozeans, im Norden und Nordosten Asiens und im östlichen Australien.

In unsern Gegenden geht der Mond etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden nach Beginn der Finsternis unter.

Die zweite ist eine partielle Sonnenfinsternis im Betrage von $\frac{7}{10}$ des Sonnendurchmessers. Sie findet am 23. Januar von 6 Uhr 43 Min. bis 10 Uhr 13 Min. morgens statt und ist sichtbar in Europa (mit Ausnahme von Großbritannien, Portugal und des westlichen Teils von Spanien), in Nordafrika, Vorderasien, Arabien, im nördlichen Teil von Vorderindien, in Turkestan und Westsibirien.

In unsern Gegenden geht die Sonne einige Minuten nach 8 Uhr auf und bleibt nur bis gegen 9 Uhr verfinstert.

Die dritte, eine partielle Sonnenfinsternis im Betrage von $\frac{1}{2}$ des Sonnendurchmessers, ereignet sich am 19. Juni und dauert von 12 Uhr 36 Min. bis 3 Uhr 57 Min. nachmittags. Sie ist sichtbar im Westen von Britisch-Nordamerika, in Alaska, Sibirien, Turkestan, im Nordosten Russlands, in Nordskandinavien, im nördlichen Eismeer und im Norden von Grönland.



Vom Herbst.

Es fällt der Anfang des Herbstes auf den 23. September abends 4 Uhr 0 Min., mit Eintritt der Sonne in das Zeichen der Waage, Tag und Nacht gleich.



Vom Winter.

Es fällt der Anfang des Winters auf den 22. Dezember morgens 10 Uhr 46 Min., mit Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, kürzester Tag.

Die vierte ist eine totale Mondfinsternis. Sie findet in der Nacht vom 4. auf den 5. Juli, von abends 8 Uhr 52 Min. bis morgens 12 Uhr 26 Min. statt und ist sichtbar in Asien mit Ausnahme des nordöstlichen Teiles, in Australien, in Afrika, in Europa, im südlichen Teile des Atlantischen Ozeans und in Südamerika.

In unsern Gegenden kann die Finsternis während ihrer ganzen Dauer beobachtet werden.

Die fünfte, eine partielle Sonnenfinsternis im Betrage von $\frac{1}{10}$ des Sonnendurchmessers, ereignet sich am 19. Juli von 2 Uhr 56 Min. bis 4 Uhr 28 Min. morgens und ist sichtbar im südlichen Eismeer und im Indischen Ozean.

Die sechste, eine ringförmige Sonnenfinsternis, findet am 14. Dezember von 8 Uhr 10 Min. vormittags bis 12 Uhr 45 Min. mittags statt. Sie ist sichtbar im südlichen Teile von Südamerika, in Westaustralien sowie im südlichen Teil des Atlantischen und des Indischen Ozeans.

Die siebte, eine totale Mondfinsternis, ereignet sich am 28. Dezember und dauert von 9 Uhr 5 Min. vormittags bis 12 Uhr 28 Min. mittags. Sie ist sichtbar in Nord- und Südamerika, im Großen Ozean, in Estonien und Australien.

Mitteleuropäische Zeit. (M. E. Z.)

Die Zeiten für den Auf- und Untergang von Sonne und Mond sind in diesem Kalender in Ortszeit angegeben und auf die geographische Breite von Erfurt berechnet. Wenn man also z. B. bestimmen will, um wieviel Uhr die Sonne an irgendeinem Orte nach der M. E. Z. aufgeht, so muß die Differenz zwischen M. E. Z. und O. Z. mittelst der nachfolgenden Tabelle berücksichtigt werden. Da, wo nichts bei der Minutenzahl steht, geht die M. E. Z. der Ortszeit um die angegebene Minutenzahl vor, wo aber ein — davor steht, geht sie um die angegebene Minutenzahl nach.

Zur Berücksichtigung der Sommerzeit ist jeweils auf die ermittelte M. E. Z. eine Stunde zuzuzählen.

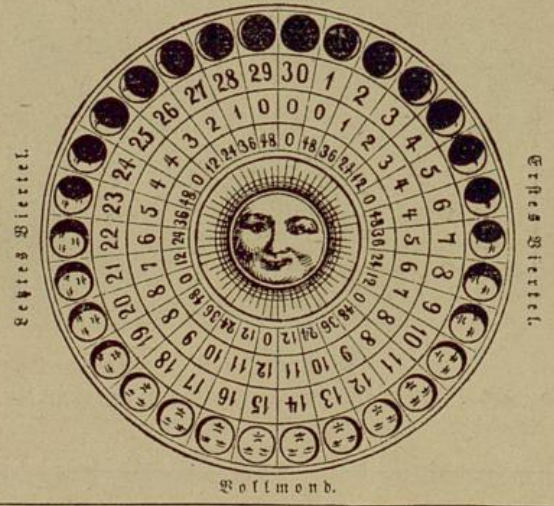
Nachen	86	Minut.
Altona	29	"
Augsburg	16	"
Barmen	31	"
Basel	29	"
Berlin	6	"
Bern	30	"
Böckum	31	"
Bonn	32	"
Frankfurt a. M.	18	"
Bremen	25	"
Breslau	— 8	"
Bromberg	— 12	"
Braun	— 6	"
Charlottenburg	7	"
Chemnitz	8	"
Danzig	— 15	"
Darmstadt	25	"
Deffau	11	"
Dortmund	30	"
Dresden	5	"
Duisburg	33	"
Düsseldorf	33	"

Wenn es nach M. E. Z. 12 Uhr mittag ist, so ist es nach Ortszeit in

1. Amsterdam	11	Uhr	20	Minuten	vorm.
2. Athen	12	"	35	"	nachm.
3. Kopenhagen	11	"	50	"	vorm.
4. Lissabon	10	"	24	"	vorm.
5. London	11	"	0	"	vorm.
6. Madrid	10	"	45	"	vorm.
7. Neapel	11	"	57	"	vorm.
8. New-York	6	"	4	"	vorm.
9. Paris	11	"	9	"	vorm.
10. Rom	11	"	50	"	vorm.
11. St. Petersburg	1	"	1	"	nachm.
12. Stockholm	12	"	12	"	nachm.
13. Venedig	11	"	49	"	vorm.
14. Warschau	12	"	25	"	nachm.
15. Wien	12	"	6	"	nachm.
16. Zürich	11	"	34	"	vorm.

Die Mondscheibe

gibt an, wie viele Stunden der Mond vor und nach Mitternacht, von 6 Uhr nachm. bis 6 Uhr vorm. gerechnet, scheint. Der äußere Kreis zeigt die Ab- und Zunahme des Mondes; der zweite gibt die Tage, der dritte die Stunden und der vierte die Minuten nach dem Neumond an, bis auf den Tag, den man wissen will. Ist z. B. der Mond 8 Tage alt, so scheint er von 6 Uhr nachm. an während 6 St. 24 Min.; ist er 22 Tage alt, so scheint er um 6 St. 24 Min. vor 6 Uhr vorm. an.



Erfurt	31	Minut.
Frankfurt a. M.	— 15	"
Gera	16	"
Halle a. S.	32	"
Hannover	23	"
Helmstedt	25	"
Hildesheim	2	"
Hof	29	"
Kassel	16	"
Köln	35	"
Leipzig	12	"
Magdeburg	26	"
München	0	"
Nürnberg	17	"
Osnabrück	— 2	"
Paderborn	12	"
Regensburg	20	"
Salzburg	21	"
Siegen	26	"
Stuttgart	26	"
Tübingen	14	"
Ulm	29	"
Worms	26	"
Zürich	22	"
Basel	— 32	"
Bern	34	"
Brno	29	"
Chemnitz	10	"
Dresden	— 5	"
Erfurt	17	"
Frankfurt a. M.	27	"
Gera	13	"
Halle a. S.	27	"
Hannover	26	"
Helmstedt	— 24	"
Hildesheim	35	"
Hof	— 31	"
Kassel	14	"
Köln	34	"
Leipzig	29	"
Magdeburg	16	"
München	27	"
Nürnberg	28	"
Osnabrück	11	"
Paderborn	— 8	"
Regensburg	2	"
Salzburg	13	"
Siegen	31	"
Stuttgart	11	"
Tübingen	23	"
Ulm	53	"
Worms	5	"
Zürich	20	"
Basel	— 15	"
Bern	5	"
Brno	27	"
Chemnitz	25	"
Dresden	20	"
Erfurt	26	"
Frankfurt a. M.	10	"

Kalender der Juden.

Das 5677. Jahr der Welt und der Anfang des 5678. Jahres.

1917. Neumonde und Feste.		1917. Neumonde und Feste.		1917. Neumonde und Feste.	
4. Jan.	10. Tebet 5677. Fasten. Belagerung Jerusalems.	10. Mai	18. Ijar. Lag Vomer oder 1. Sivan. (Schülerfest.)	19. Sept.	3. Tischri. Fasten-Gedaliah.
24. "	1. Schebat.	27. "	6. " Wochen-est.*	26. "	10. " Versöhnungsfest oder langer Tag.*
23. Febr.	1. Adar.	28. "	7. " Zweites Fest.*	1. Okt.	15. " Laubhüttenfest.*
7. März	13. " Fasten-Esther.	21. Juni	1. Schwanig.	2. "	16. " Zweites Fest.*
8. "	14. " Purim o. Hamansf.	8. Juli	18. " Fasten. Tempel-eroberung	7. "	21. " Palmfest.
9. "	15. " Schuschon-Purim.	20. "	1. Ab.	8. "	22. " Verj. o. Laubb.-G.*
24. "	1. Nisan.	29. "	10. " Fasten. Tempel-verbrennung.	9. "	23. " Geseßfreude.*
7. April	15. " Passah-Anfang.*	19. Aug.	1. Elul.	17. "	1. Marcheschwan.
8. "	16. " Zweites Fest.*			16. Nov.	1. Kisleo.
13. "	21. " Siebtes Fest.*	Das 5678. Jahr.			
14. "	22. " Passah-Ende.*	17. Sept.	1. Tischri. Neujahrsfest.*	10. Dez.	25. " Tempelweihe.
23. "	1. Ijar.	18. "	2. " Zweites Fest.*	16. "	1. Tebet. [salem's.]
				25. "	10. " Fasten. Belag. Jeru-

Die mit * bezeichneten Feste werden streng gefeiert.

Zeit- und Festrechnung für das Jahr 1917.

Das Jahr 1917 ist ein **Gemeinjahr**, hat somit 365 Tage und entspricht dem Jahr 6630 der Julianischen Periode, " " 7425/26 der Byzantinischen Ara, " " 5677/78 der Juden, " " 1335/36 der Mohammedaner.

Chronologische Kennzeichen und Bichel	Gregorianischer	Julianischer
	Neuer Kalender	Alter Kalender
Goldene Zahl	18	18
Epakten	VI	XVIII
Sonnenzirkel	22	22
Römische Zinszahl	15	15
Sonntagsbuchstabe	G	A
Martyriologiumsbuchstabe	F	

Bewegliche Feste.

	Neuer Kalender.	Alter Kalender.
Septuagesimä	4. Februar.	29. Jan.
Herren-Fastnacht	18. "	12. Febr.
Aschermittwoch	21. "	15. "
Osterfonntag	8. April.	2. April.
Christi Himmelfahrt	17. Mai.	11. Mai.
Pfingstsonntag	27. "	21. "
Dreifaltigkeitssonntag	3. Juni.	28. "
Fronleichnamfest	7. "	1. Juni.
1. Adventsonntag	2. Dez.	3. Dez.
Osterfonntag 1918	31. März.	22. April.

Trostfasten oder Quatember.

1. Reminiscere	28. Febr.	22. Febr.
2. Trinitatis	30. Mai.	24. Mai.
3. Crucis	19. Sept.	20. Sept.
4. Lucia	19. Dez.	20. Dez.

Von Weihnachten 1916 bis Herren-Fastnacht 1917 sind es nach dem Neuen Kalender 7 Wochen 6 Tage, nach dem Alten Kalender 7 Wochen 0 Tage. Zahl der Sonntage nach Trinitatis: Neuer Kalender 25; Alter Kalender 26. — Jahresregent: **Jupiter** (♃).

Zeichenerklärung.

Die zwölf Zeichen der Sonnen- und Mondbahn.

Widder	Krebs	Waage	Steinbock
Stier	Löwe	Skorpion	Wassermann
Zwillinge	Jungfrau	Schütze	Fische.
Sonne, ☿ Merkur, ♀ Venus, ♁ Erde, ☾ Mond, ♂ Mars, ♃ Jupiter,	Saturn, ♅ Uranus, ♆ Neptun.		

Die schwarz gedruckten Zeichen in der Rubrik „Mond- und Planetenstellung“ beziehen sich auf die Stellung des Mondes zu den Planeten.

Mondphasen und Aspekte.

Neumond.	Übergang von der Nordseite der Ekliptik auf die Südseite.	Per. = Perigäum, Erdnähe.
Erstes Viertel.	♋ Konjunktion: Gleiche Länge der Gestirne.	Ap. = Apogäum, Erdferne.
Vollmond.	♌ Opposition: Längendifferenz 180°.	Phl. = Perihel, Sonnennähe.
Letztes Viertel.	□ Quadratur: Längendifferenz 90°.	Aph. = Aphel, Sonnenferne.
Mond steigt am höchsten, steigt ab.	△ Trigonalerscheinung: Längendifferenz 120°.	[= Konstellation findet am nächsten Tage statt.
Mond steigt am tiefsten, steigt auf.	* Sextilschein: Längendifferenz 60°.	(= Konstellation findet am vorhergehenden Tage statt.
Aufsteigender Knoten; Übergang von der Südseite der Ekliptik auf die Nordseite.		v. = vormittags, d. h. die Zeit von Mitternacht bis Mittag.
Absteigender Knoten;		n. = nachmittags, d. h. die Zeit von Mittag bis Mitternacht.

Trächtigkeits- und Brützkalender.

Die mittlere Trächtigkeitperiode beträgt bei Pferden Futten: 48 1/2 Wochen oder 340 Tage (Extreme sind 330 und 419 Tage); Geleifutten: gewöhnlich etwas mehr als bei Pferdefutten; Kühen: 40 1/2 Wochen oder 283 Tage (Extreme 240 und 321 Tage); Schafen und Ziegen: fast 22 Wochen oder 154 Tage (Extreme 146 und 158 Tage); Enten: über 17 Wochen oder 120 Tage (Extreme sind 109 und 133 Tage); Gänzen: 9 Wochen oder 63—65 Tage; Hasen: 8 Wochen oder 56—60 Tage; Fühner brüten 19—24, in der Regel 21 Tage; Truthühner (Spüner): 26—29 Tage; Gänse: 28—32 Tage; Enten: 28—32 Tage; Rauben: 17—19 Tage.

Einfang		Ende der Trächtigkeit bei					Einfang		Ende der Trächtigkeit bei				
Datum.	Pferden 340 Tage.	Kühen 285 Tage.	Schafen und Ziegen 154 Tage.	Schweinen 120 Tage.	Gänzen 63 Tage.	Hasen 56 Tage.	Datum.	Pferden 340 Tage.	Kühen 285 Tage.	Schafen und Ziegen 154 Tage.	Schweinen 120 Tage.	Gänzen 63 Tage.	Hasen 56 Tage.
1. Jan.	6. Dez.	12. Okt.	2. Sept.	30. April	4. März	25. Febr.	5. Juni	9. Juni	15. April	5. Dez.	1. Nov.	10. Sept.	29. Aug.
6. "	11. "	17. "	8. "	5. Mai	9. "	2. März	10. "	14. "	20. "	15. "	6. "	15. "	8. "
11. "	16. "	22. "	13. "	10. "	14. "	7. "	15. "	19. "	25. "	16. "	7. "	16. "	9. "
16. "	21. "	27. "	18. "	15. "	19. "	12. "	20. "	20. "	26. "	21. "	8. "	17. "	10. "
21. "	26. "	1. Nov.	23. "	20. "	24. "	13. "	21. "	25. "	1. Okt.	22. "	9. "	18. "	11. "
26. "	31. "	6. Nov.	28. "	25. "	29. "	14. "	22. "	26. "	2. Sept.	23. "	10. "	19. "	12. "
31. "	5. Jan.	11. "	1. Okt.	30. "	3. Okt.	15. "	23. "	27. "	3. Okt.	24. "	11. "	20. "	13. "
5. Febr.	10. "	16. "	8. Sept.	1. Sept.	4. Sept.	16. "	24. "	28. "	4. Sept.	25. "	12. "	21. "	14. "
10. "	15. "	21. "	15. "	8. Sept.	8. Sept.	17. "	25. "	29. "	5. Sept.	26. "	13. "	22. "	15. "
15. "	20. "	26. "	16. "	9. Sept.	9. Sept.	18. "	26. "	30. "	6. Sept.	27. "	14. "	23. "	16. "
20. "	25. "	1. Okt.	17. "	10. Sept.	10. Sept.	19. "	27. "	1. Okt.	7. Sept.	28. "	15. "	24. "	17. "
25. "	30. "	6. Okt.	18. "	11. Sept.	11. Sept.	20. "	28. "	2. Okt.	8. Sept.	29. "	16. "	25. "	18. "
29. "	3. Nov.	10. Okt.	19. "	12. Sept.	12. Sept.	21. "	29. "	3. Okt.	9. Sept.	30. "	17. "	26. "	19. "
1. Jan.	6. Dez.	12. Okt.	20. "	13. Sept.	13. Sept.	22. "	30. "	4. Okt.	10. Sept.	1. Nov.	18. "	27. "	20. "
6. "	11. "	17. "	21. "	14. Sept.	14. Sept.	23. "	1. Nov.	5. Okt.	11. Sept.	6. "	19. "	28. "	21. "
11. "	16. "	22. "	22. "	15. Sept.	15. Sept.	24. "	6. "	6. Okt.	12. Sept.	7. "	20. "	29. "	22. "
16. "	21. "	27. "	23. "	16. Sept.	16. Sept.	25. "	7. "	7. Okt.	13. Sept.	8. "	21. "	30. "	23. "
21. "	26. "	1. Nov.	24. "	17. Sept.	17. Sept.	26. "	8. "	8. Okt.	14. Sept.	9. "	22. "	1. Nov.	24. "
26. "	31. "	6. Nov.	25. "	18. Sept.	18. Sept.	27. "	9. "	9. Okt.	15. Sept.	10. "	23. "	2. Nov.	25. "
31. "	5. Jan.	11. Nov.	26. "	19. Sept.	19. Sept.	28. "	10. "	10. Okt.	16. Sept.	11. "	24. "	3. Nov.	26. "
5. Febr.	10. "	16. Okt.	27. "	20. Sept.	20. Sept.	29. "	11. "	11. Okt.	17. Sept.	12. "	25. "	4. Nov.	27. "
10. "	15. "	21. Okt.	28. "	21. Sept.	21. Sept.	30. "	12. "	12. Okt.	18. Sept.	13. "	26. "	5. Nov.	28. "
15. "	20. "	26. Okt.	29. "	22. Sept.	22. Sept.	1. Nov.	13. "	1. Nov.	19. Sept.	14. "	27. "	6. Nov.	29. "
20. "	25. "	31. Okt.	30. "	23. Sept.	23. Sept.	2. Nov.	14. "	2. Nov.	20. Sept.	15. "	28. "	7. Nov.	30. "
25. "	30. "	5. Jan.	1. Okt.	24. Sept.	24. Sept.	3. Nov.	15. "	3. Nov.	21. Sept.	16. "	29. "	8. Nov.	1. Dec.
30. "	3. Jan.	10. Jan.	2. Okt.	25. Sept.	25. Sept.	4. Nov.	16. "	4. Nov.	22. Sept.	17. "	30. "	9. Nov.	2. Dec.
31. "	4. Jan.	11. Jan.	3. Okt.	26. Sept.	26. Sept.	5. Nov.	17. "	5. Nov.	23. Sept.	18. "	1. Dec.	10. Nov.	3. Dec.
1. Feb.	6. Jan.	12. Jan.	4. Okt.	27. Sept.	27. Sept.	6. Nov.	18. "	6. Nov.	24. Sept.	19. "	2. Dec.	11. Nov.	4. Dec.
6. "	11. "	17. Jan.	5. Okt.	28. Sept.	28. Sept.	7. Nov.	19. "	7. Nov.	25. Sept.	20. "	3. Dec.	12. Nov.	5. Dec.
11. "	16. "	22. Jan.	6. Okt.	29. Sept.	29. Sept.	8. Nov.	20. "	8. Nov.	26. Sept.	21. "	4. Dec.	13. Nov.	6. Dec.
16. "	21. "	27. Jan.	7. Okt.	30. Sept.	30. Sept.	9. Nov.	21. "	9. Nov.	27. Sept.	22. "	5. Dec.	14. Nov.	7. Dec.
21. "	26. "	1. Febr.	8. Okt.	1. Okt.	1. Okt.	10. Nov.	22. "	10. Nov.	28. Sept.	23. "	6. Dec.	15. Nov.	8. Dec.
26. "	31. "	6. Febr.	9. Okt.	2. Okt.	2. Okt.	11. Nov.	23. "	11. Nov.	29. Sept.	24. "	7. Dec.	16. Nov.	9. Dec.
31. "	5. Jan.	11. Febr.	10. Okt.	3. Okt.	3. Okt.	12. Nov.	24. "	12. Nov.	30. Sept.	25. "	8. Dec.	17. Nov.	10. Dec.
5. Jan.	10. "	16. Febr.	11. Okt.	4. Okt.	4. Okt.	13. Nov.	25. "	13. Nov.	1. Okt.	26. "	9. Dec.	18. Nov.	11. Dec.
10. "	15. "	21. Febr.	12. Okt.	5. Okt.	5. Okt.	14. Nov.	26. "	14. Nov.	2. Okt.	27. "	10. Dec.	19. Nov.	12. Dec.
15. "	20. "	26. Febr.	13. Okt.	6. Okt.	6. Okt.	15. Nov.	27. "	15. Nov.	3. Okt.	28. "	11. Dec.	20. Nov.	13. Dec.
20. "	25. "	3. März	14. Okt.	7. Okt.	7. Okt.	16. Nov.	28. "	16. Nov.	4. Okt.	29. "	12. Dec.	21. Nov.	14. Dec.
25. "	30. "	8. März	15. Okt.	8. Okt.	8. Okt.	17. Nov.	29. "	17. Nov.	5. Okt.	30. "	13. Dec.	22. Nov.	15. Dec.
30. "	3. Jan.	13. März	16. Okt.	9. Okt.	9. Okt.	18. Nov.	30. "	18. Nov.	6. Okt.	1. Jan.	14. Dec.	23. Nov.	16. Dec.
1. Jan.	6. Jan.	18. März	17. Okt.	10. Okt.	10. Okt.	19. Nov.	1. Jan.	19. Nov.	7. Okt.	6. Jan.	15. Dec.	24. Nov.	17. Dec.
6. Jan.	11. Jan.	23. März	18. Okt.	11. Okt.	11. Okt.	20. Nov.	2. Jan.	20. Nov.	8. Okt.	7. Jan.	16. Dec.	25. Nov.	18. Dec.
11. Jan.	16. Jan.	28. März	19. Okt.	12. Okt.	12. Okt.	21. Nov.	3. Jan.	21. Nov.	9. Okt.	8. Jan.	17. Dec.	26. Nov.	19. Dec.
16. Jan.	21. Jan.	1. April	20. Okt.	13. Okt.	13. Okt.	22. Nov.	4. Jan.	22. Nov.	10. Okt.	9. Jan.	18. Dec.	27. Nov.	20. Dec.
21. Jan.	26. Jan.	6. April	21. Okt.	14. Okt.	14. Okt.	23. Nov.	5. Jan.	23. Nov.	11. Okt.	10. Jan.	19. Dec.	28. Nov.	21. Dec.
26. Jan.	31. Jan.	11. April	22. Okt.	15. Okt.	15. Okt.	24. Nov.	6. Jan.	24. Nov.	12. Okt.	11. Jan.	20. Dec.	29. Nov.	22. Dec.
31. Jan.	5. Febr.	16. April	23. Okt.	16. Okt.	16. Okt.	25. Nov.	7. Jan.	25. Nov.	13. Okt.	12. Jan.	21. Dec.	30. Nov.	23. Dec.
5. Febr.	10. Febr.	21. April	24. Okt.	17. Okt.	17. Okt.	26. Nov.	8. Jan.	26. Nov.	14. Okt.	13. Jan.	22. Dec.	1. Dec.	24. Dec.
10. Febr.	15. Febr.	26. April	25. Okt.	18. Okt.	18. Okt.	27. Nov.	9. Jan.	27. Nov.	15. Okt.	14. Jan.	23. Dec.	2. Dec.	25. Dec.
15. Febr.	20. Febr.	1. Mai	26. Okt.	19. Okt.	19. Okt.	28. Nov.	10. Jan.	28. Nov.	16. Okt.	15. Jan.	24. Dec.	3. Dec.	26. Dec.
20. Febr.	25. Febr.	6. Mai	27. Okt.	20. Okt.	20. Okt.	29. Nov.	11. Jan.	29. Nov.	17. Okt.	16. Jan.	25. Dec.	4. Dec.	27. Dec.
25. Febr.	3. März	11. Mai	28. Okt.	21. Okt.	21. Okt.	30. Nov.	12. Jan.	30. Nov.	18. Okt.	17. Jan.	26. Dec.	5. Dec.	28. Dec.
30. Febr.	4. März	16. Mai	29. Okt.	22. Okt.	22. Okt.	1. Dez.	13. Jan.	1. Dez.	19. Okt.	18. Jan.	27. Dec.	6. Dec.	29. Dec.
31. Febr.	5. März	21. Mai	30. Okt.	23. Okt.	23. Okt.	2. Dez.	14. Jan.	2. Dez.	20. Okt.	19. Jan.	28. Dec.	7. Dec.	30. Dec.
1. März	6. März	26. Mai	1. Nov.	24. Okt.	24. Okt.	3. Dez.	15. Jan.	3. Dez.	21. Okt.	20. Jan.	29. Dec.	8. Dec.	31. Dec.
6. März	11. März	31. Mai	2. Nov.	25. Okt.	25. Okt.	4. Dez.	16. Jan.	4. Dez.	22. Okt.	21. Jan.	30. Dec.	9. Dec.	1. Jan.
11. März	16. März	5. Juni	3. Nov.	26. Okt.	26. Okt.	5. Dez.	17. Jan.	5. Dez.	23. Okt.	22. Jan.	31. Dec.	10. Dec.	2. Jan.
16. März	21. März	10. Juni	4. Nov.	27. Okt.	27. Okt.	6. Dez.	18. Jan.	6. Dez.	24. Okt.	23. Jan.	1. Jan.	11. Dec.	3. Jan.
21. März	26. März	15. Juni	5. Nov.	28. Okt.	28. Okt.	7. Dez.	19. Jan.	7. Dez.	25. Okt.	24. Jan.	2. Jan.	12. Dec.	4. Jan.
26. März	31. März	20. Juni	6. Nov.	29. Okt.	29. Okt.	8. Dez.	20. Jan.	8. Dez.	26. Okt.	25. Jan.	3. Jan.	13. Dec.	5. Jan.
31. März	5. April	25. Juni	7. Nov.	30. Okt.	30. Okt.	9. Dez.	21. Jan.	9. Dez.	27. Okt.	26. Jan.	4. Jan.	14. Dec.	6. Jan.
5. April	10. April	1. Juli	8. Nov.	1. Nov.	1. Nov.	10. Dez.	22. Jan.	10. Dez.	28. Okt.	27. Jan.	5. Jan.	15. Dec.	7. Jan.
10. April	15. April	6. Juli	9. Nov.	2. Nov.	2. Nov.	11. Dez.	23. Jan.	11. Dez.	29. Okt.	28. Jan.	6. Jan.	16. Dec.	8. Jan.
15. April	20. April	11. Juli	10. Nov.	3. Nov.	3. Nov.	12. Dez.	24. Jan.	12. Dez.	30. Okt.	29. Jan.	7. Jan.	17. Dec.	9. Jan.
20. April	25. April	16. Juli	11. Nov.	4. Nov.	4. Nov.	13. Dez.	25. Jan.	13. Dez.	1. Nov.	30. Jan.	8. Jan.	18. Dec.	10. Jan.
25. April	30. April	21. Juli	12. Nov.	5. Nov.	5. Nov.	14. Dez.	26. Jan.	14. Dez.	2. Nov.	31. Jan.	9. Jan.	19. Dec.	11. Jan.
30. April	5. Mai	26. Juli	13. Nov.	6. Nov.	6. Nov.	15. Dez.	27. Jan.	15. Dez.	3. Nov.	1. Feb.	10. Jan.	20. Dec.	12. Jan.
5. Mai	10. Mai	31. Juli	14. Nov.	7. Nov.	7. Nov.	16. Dez.	28. Jan.	16. Dez.	4. Nov.	2. Feb.	11. Jan.	21. Dec.	13. Jan.
10. Mai	15. Mai	5. Aug.	15. Nov.	8. Nov.	8. Nov.	17. Dez.	29. Jan.	17. Dez.	5. Nov.	3. Feb.	12. Jan.	22. Dec.	14. Jan.
15. Mai	20. Mai	10. Aug.	16. Nov.	9. Nov.	9. Nov.	18. Dez.	30. Jan.	18. Dez.	6. Nov.	4. Feb.	13. Jan.	23. Dec.	15. Jan.
20. Mai	25. Mai	15. Aug.	17. Nov.	10. Nov.	10. Nov.	19. Dez.	31. Jan.	19. Dez.	7. Nov.	5. Feb.	14. Jan.	24. Dec.	16. Jan.
25. Mai	30. Mai	20. Aug.	18. Nov.	11. Nov.	11. Nov.	20. Dez.	1. Feb.	20. Dez.	8. Nov.	6. Feb.	15. Jan.	25. Dec.	17. Jan.
30. Mai	4. Juni	25. Aug.	19. Nov.	12. Nov.	12. Nov.	21. Dez.	2. Feb.	21. Dez.	9. Nov.	7. Feb.	16. Jan.	26. Dec.	18. Jan.
1. Juni	6. Juni	30. Aug.	20. Nov.	13. Nov.	13. Nov.	22. Dez.	3. Feb.	22. Dez.	10. Nov.	8. Feb.	17. Jan.	27. Dec.	19. Jan.
6. Juni	11. Juni	5. Sept.	21. Nov.	14. Nov.	14. Nov.	23. Dez.	4. Feb.	23. Dez.	11. Nov.	9. Feb.	18. Jan.	28. Dec.	20. Jan.
11. Juni	16. Juni	10. Sept.	22. Nov.	15. Nov.	15. Nov.	24. Dez.	5. Feb.	24. Dez.	12. Nov.	10. Feb.	19. Jan.	29. Dec.	21. Jan.
16. Juni	21. Juni	15. Sept.	23. Nov.	16. Nov.	16. Nov.	25. Dez.	6. Feb.	25. Dez.	13. Nov.	11. Feb.	20. Jan.	30. Dec.	22. Jan.
21. Juni	26. Juni	20. Sept.	24. Nov.	17. Nov.	17. Nov.	26. Dez.	7. Feb.	26. Dez.	14. Nov.	12. Feb.	21. Jan.	31. Dec.	23. Jan.
26. Juni	31. Juni	25. Sept.	25. Nov.	18. Nov.	18. Nov.	27. Dez.	8. Feb.	27. Dez.	15. Nov.	13. Feb.	22. Jan.	1. Jan.	24. Jan.
31. Juni	5. Juli	30. Sept.	26. Nov.	19. Nov.	19. Nov.	28. Dez.	9. Feb.	28. Dez.	16. Nov.	14. Feb.	23. Jan.	2. Jan.	25. Jan.
5. Juli	10. Juli	5. Okt.	27. Nov.	20. Nov.	20. Nov.	29. Dez.	10. Feb.	29. Dez.	17. Nov.	15. Feb.	24. Jan.	3. Jan.	26. Jan.
10. Juli	15. Juli	10. Okt.	28. Nov.	21. Nov.	21. Nov.	30. Dez.	11. Feb.	30. Dez.	18. Nov.	16. Feb.	25. Jan.	4. Jan.	27. Jan.
15. Juli	20. Juli	15. Okt.	29. Nov.	22. Nov.	22. Nov.	31. Dez.	12. Feb.	31. Dez.	19. Nov.	17			

Zinstabelle.

Kapital. M	Auf ein Jahr zu 360 Tagen.					Auf einen Monat zu 30 Tagen.					Auf einen Tag.				
	6%		5%		4%	6%		5%		4%	6%		5%		4%
	M	S	M	S	M	M	S	M	S	M	M	S	M	S	M
1	6	8	4	8	0,5	0,5	0,42	0,33	0,25	0,04	0,017	0,014	0,011	0,008	0,001
2	12	16	8	16	1	1	0,83	0,67	0,5	0,08	0,033	0,028	0,022	0,017	0,002
3	18	24	12	24	1,5	1,5	1,25	1	0,75	0,12	0,05	0,042	0,033	0,025	0,004
4	24	32	16	32	2	2	1,67	1,33	1	0,17	0,067	0,055	0,044	0,033	0,005
5	30	40	20	40	2,5	2,5	2,08	1,67	1,25	0,21	0,083	0,069	0,055	0,042	0,006
6	36	48	24	48	3	3	2,50	2	1,5	0,25	0,100	0,083	0,067	0,050	0,008
7	42	56	28	56	3,5	3,5	2,92	2,33	1,75	0,29	0,117	0,097	0,078	0,062	0,009
8	48	64	32	64	4	4	3,33	2,67	2	0,33	0,133	0,111	0,089	0,069	0,011
9	54	72	36	72	4,5	4,5	3,75	3	2,25	0,37	0,15	0,125	0,10	0,076	0,012
10	60	80	40	80	5	5	4,17	3,33	2,5	0,41	0,17	0,133	0,11	0,083	0,013
20	120	160	80	160	10	10	8,33	6,67	5	0,83	0,33	0,278	0,22	0,17	0,027
30	180	240	120	240	15	15	12,50	10	7,5	1,25	0,50	0,416	0,33	0,25	0,041
40	240	320	160	320	20	20	16,67	13,33	10	1,67	0,67	0,555	0,44	0,33	0,055
50	300	400	200	400	25	25	20,83	16,67	12,5	2,08	0,83	0,694	0,55	0,42	0,069
60	360	480	240	480	30	30	25	20	15	2,50	1	0,833	0,67	0,50	0,083
70	420	560	280	560	35	35	29,17	23,33	17,5	2,91	1,17	0,972	0,78	0,58	0,097
80	480	640	320	640	40	40	33,33	26,67	20	3,33	1,33	1,11	0,89	0,67	0,11
90	540	720	360	720	45	45	37,5	30	22,5	3,75	1,50	1,25	1	0,75	0,12
100	600	800	400	800	50	50	41,67	33,33	25	4,17	1,67	1,39	1,11	0,83	0,13
200	1200	1600	800	1600	100	100	83,33	66,67	50	8,33	3,33	2,78	2,22	1,67	0,27
300	1800	2400	1200	2400	150	150	125	100	75	12,50	5	4,17	3,33	2,50	0,41
400	2400	3200	1600	3200	200	200	166,67	133,33	100	16,67	6,67	5,55	4,44	3,33	0,55
500	3000	4000	2000	4000	250	250	208,33	166,67	125	20,83	8,33	6,94	5,55	4,17	0,69
600	3600	4800	2400	4800	300	300	250	200	150	25	10	8,33	6,67	5	0,83
700	4200	5600	2800	5600	350	350	291,67	233,33	175	29,17	11,67	9,72	7,78	5,83	0,97
800	4800	6400	3200	6400	400	400	333,33	266,67	200	33,33	13,33	11,11	8,99	6,67	1,11
900	5400	7200	3600	7200	450	450	375	300	225	37,50	15	12,50	10	7,50	1,25
1000	6000	8000	4000	8000	500	500	416,67	333,33	250	41,67	16,67	13,89	11,11	8,33	1,33

Wert der bekanntesten ausländischen Gold- und Silbermünzen gegenwärtiger Währung.

Belgien:	1 Zwanzig-Franken-Stück in Gold . . .	16,20	Österreich:	1 Rohn-Kronen-Stück in Gold	8,56
	1 Frank in Silber à 100 Centimes . . .	0,80	Ungarn:	1 Zwanzig-Kronen-Stück in Gold	17,—
Dänemark:	1 Rohn-Kronen-Stück in Gold	11,25		1 Krone in Silber à 199 Heller	0,86
	1 Krone in Silber à 100 Dere	1,08	Portugal:	1 Krone in Gold	45,36
Frankreich:	1 Zwanzig-Franken-Stück in Gold . . .	16,20		1 Milreis à 1000 Reis	4,54
	1 Frank in Silber à 100 Centimes . . .	0,80	Rumänien:	1 Zwanzig-Lei-Stück in Gold	16,20
Griechenland:	1 Zwanzig-Drachmen-Stück in Gold . .	16,20		1 Leu in Silber à 100 Bani	0,30
	1 Drachme in Silber à 100 Lepta	0,80	Rußland:	1 Imperial = 10 Gold-Rubel	32,40
Großbritannien u. Irland:	1 Sovereign (Pfund Sterling) in Gold .	20,43		1 Rubel in Silber à 100 Kopeten	2,16
	1 Shilling in Silber à 12 Pence	1,—	Schweden:	1 Rohn-Kronen-Stück in Gold (Kronor) .	11,25
Italien:	1 Lira in Silber à 100 Centesimi	16,20		1 Krone (Krona) in Silber à 100 Dere . .	1,04
	1 Krone in Silber à 100 Centesimi	0,80	Schweiz:	1 Zwanzig-Franken-Stück in Gold	16,20
Niederlande:	1 Gulden in Silber à 100 Cents	1,70		1 Frank in Silber à 100 Rappen	0,80
	1 Gulden in Silber à 100 Cents	1,70	Serbien:	1 Zwanzig-Dinar-Stück in Gold	16,20
Nordamerika:	1 Eagle (10 Dollar) in Gold	4,20		1 Dinar in Silber à 100 Para	0,90
	1 Dollar in Gold oder Silber à 100 Cents	11,25	Spanien:	1 Zwanzig-Pesetas-Stück in Gold	16,20
Norwegen:	1 Rohn-Kronen-Stück in Gold (Kronor) .	11,25		1 Peseta in Silber à 100 Centesimos . . .	0,90
	1 Krone in Silber à 100 Dere	1,08	Türkei:	1 türk. Pfund in Gold à 100 Piaster . . .	13,50

Maß und Gewicht.

Hekt heißt hundert. Kilo heißt tausend. Centi heißt hundertstel. Milli heißt tausendstel. Gewogen wird mit dem Kilo (kg). Gemessen wird mit dem Liter (l). Ein Liter reines, 4 Grad C warmes Wasser wiegt 1 Kilo oder 2 Pfund.

1. Längenmaß.

Die Einheit bildet das Meter (m) ober der Stab. Der hundertste Teil des Meters heißt Centimeter (cm). Der tausendste Teil des Meters heißt das Millimeter (mm) oder der Strich. Tausend Meter heißen das Kilometer (km).

Übersicht.

1 Meter (m) (Stab) = 100 Centimeter (cm) = 1000 Millimeter (mm) (Strich).
1 Centimeter (cm) = 10 Millimeter (mm).
1 Kilometer (km) = 1000 Meter (m).

2. Flächenmaß.

Die Einheit bildet das Quadratmeter (qm) oder der Quadratstab.

Hundert Quadratmeter bilden 1 Ar (a).
Hundert Ar bilden 1 Hektar (ha).
Hundert Hektar bilden 1 Quadratkilometer (qkm).

Übersicht.

1 Ar (a) = 100 □ Meter (qm).
1 □ Meter (qm) = 10 000 □ Centimeter (qcm).
1 □ Centimeter (qcm) = 100 □ Millimeter (qmm).
1 Hektar (ha) = 100 Ar (a) = 10 000 □ Meter (qm).
1 □ Kilometer (qkm) = 100 Hektar (ha) = 10 000 Ar (a) = 1 000 000 □ Meter (qm).

3. Körper- oder Hohlmaß.

Die Einheit ist das Liter (l) oder die Kanne. Das halbe Liter heißt der Schoppen. Fünfzig Liter sind 1 Scheffel. Hundert Liter bilden das Hektoliter (hl) oder das Faß. Tausend Liter sind 1 Kubikmeter (obm).

Übersicht.

1 Liter (l) (Kanne) = 1000 Kubikcentimeter (obem).
1 Hektoliter (hl) (Faß) = 100 Liter (l).

4. Gewicht.

Die Einheit ist das Gramm (g). Tausend Gramm bilden 1 Kilogramm (kg) (= 2 Pfd.). Ein halbes Kilogramm heißt das Pfund Fünzig Kilogramm oder 100 Pfund bilden 1 Zentner (Ztr.). Tausend Kilogramm oder 2000 Pfund bilden 1 Tonne (t).

Übersicht.

1 Kilogramm (kg) = 1000 Gramm (g).
1 Gramm (g) = 1000 Milligramm (mg).
1 Tonne (t) = 1000 Kilogramm (kg).

Stammtafel der Regierenden.

Deutschland. Kaiser Wilhelm II., König von Preußen, geb. 27. Jan. 1859, reg. seit 15. Juni 1888, verm. 27. Febr. 1881 mit Kaiserin Auguste Viktoria, geb. 22. Okt. 1858, Schwester des Herzogs Ernst Günther von Schleswig-Holstein. Kinder: 1. Kronpr. Wilhelm, geb. 6. Mai 1882, verm. 6. Juni 1905 mit Kronprinzessin Cecilie, geb. 20. Sept. 1886, Schwester des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. Söhne: 1) Pr. Wilhelm, geb. 4. Juli 1906, 2) Pr. Louis Ferdinand, geb. 9. Nov. 1907, 3) Pr. Subertus, geb. 30. Sept. 1909, 4) Pr. Friedrich, geb. 19. Dez. 1911, 5) Pr.essin Alexandrine Irene, geb. 7. April 1915, 2. Pr. Eitel Friedrich, geb. 7. Juli 1883, verm. 27. Febr. 1906 mit Prinzessin Sophie Charlotte, geb. 2. Febr. 1879, Tochter des Großherzogs von Oldenburg; 3. Pr. Adalbert, geb. 14. Juli 1884, verm. 3. Aug. 1914 mit Prinzessin Adelheid von Sachsen-Meiningen, geb. 18. August 1891; 4. Pr. August Wilhelm, geb. 29. Jan. 1887, verm. 22. Okt. 1908 mit Prinzessin Alexandra Viktoria, geb. 21. April 1887, Tochter des Herzogs Friedrich Ferdinand zu Schl.-Holst.-Sonderb.-Glücksb. Sohn: Alexander Ferdinand, geb. 26. Dez. 1912; 5. Pr. Oskar, geb. 27. Juli 1888, verm. 31. Juli 1914 mit Gräfin Ina von Ruyppin, geb. 27. Januar 1888, Sohn: Oskar, geb. 12. Juli 1915; 6. Pr. Joachim, geb. 17. Dez. 1880, verm. 11. März 1916 mit Prinzessin Marie Angulique von Anhalt, geb. 10. Juni 1888; 7. Prinzessin Viktoria Luise, geb. 18. Sept. 1892, verm. 24. Mai 1913 mit Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg. Geschwister des Kaisers: 1) Charlotte, Herzogin von S.-Meiningen, 2) Prinz Heinrich, geb. 14. August 1882, verm. 24. Mai 1888 mit Prinzessin Irene von Hessen, geb. 11. Juli 1866, Söhne: a) Pr. Waldemar, geb. 20. März 1889; b) Pr. Eitelmund, geb. 27. Nov. 1896. 3) Pr. Viktoria, geb. 12. April 1886, Gemahlin des Pr. Adolf zu Schaumburg-Lippe. 4) Sophie, Königin von Griechenland. 5) Pr. Margarete, geb. 22. April 1872, Gem. des Pr. Friedrich Karl von Hessen. Vaterschwester des Kaisers: Luise, Großherzogin-Biüve von Baden, geb. 4. Dez. 1838.

Baden. Großherzog Friedrich II., geb. 9. Juli 1857, reg. seit 28. Sept. 1907, verm. 20. Sept. 1885 mit Großf. Hilde, geb. 5. Nov. 1864, T. d. + Großf. Adolf v. Preußen. Schw. des Großf.: Viktoria, Königin v. Schweden. Kinder des am 27. April 1897 + Prinzen Wilhelm von Baden: a) Prinzessin Marie v. Anhalt; b) Pr. Maximilian, geb. 10. Juli 1897, verm. 10. Juli 1903 mit Prinzessin Marie Luise, geb. 11. Okt. 1879, Tochter des Herzogs Ernst August v. Cumberland. Kinder: 1. Marie Alexandra, geb. 1. Aug. 1902; 2. Berthold Friedrich, geb. 24. Febr. 1906.

Anhalt. Herzog Friedrich II., geb. 19. Aug. 1856, reg. seit 24. Jan. 1904, verm. 2. Juli 1889 mit Herzogin Marie, geb. 26. Juli 1865, Tochter des + Prinzen Wilhelm von Baden. Erbprinz: Eouard, geb. 18. April 1861, Bruder des Herzogs.

Bayern. König Ludwig III., geb. 7. Jan. 1845, reg. seit 12. Dez. 1912 als Regent, seit 5. Nov. 1913 als König, verm. 20. Febr. 1868 mit Königin Maria Theresia, geb. 2. Juli 1849, Tochter des + Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich-Este. Kronpr.: Rupprecht, geb. 18. Mai 1869.

Belgien. König Albert, geb. 8. April 1875, reg. seit 24. Dez. 1909, verm. 2. Okt. 1906 mit Königin Elisabeth, geb. 25. Juli 1876, Tochter des + Herzogs Karl Theodor in Bayern. Kronpr.: Leopold, geb. 3. Nov. 1901.

Braunschweig. Herzog Ernst August, geb. 17. Nov. 1887, reg. seit 1. Nov. 1913, verm. 21. Mai 1913 mit Hggn. Viktoria Luise, geb. 13. Sept. 1892, Tochter des Kaisers Wilhelm II. Söhne: Erbprinz 1. Ernst August, geb. 18. März 1914; 2. Pr. Georg Wilhelm, geb. 25. März 1915.

Bulgarien. König Ferdinand, geb. 26. Febr. 1861, erwählt am 7. Juli 1887, verm. 1. März 1905 mit Königin Leonore von Preuss. Söhne: geb. 22. Aug. 1897. Kronpr.: Boris, geb. 30. Jan. 1894.

Dänemark. König Christian X., geb. 26. Sept. 1870, reg. seit 14. Mai 1912, verm. 26. April 1888 mit Königin Alexandrine, geb. 24. Dez. 1879, Schwester des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. Kronpr.: Friedrich, geb. 11. März 1899.

Frankreich. Republik. Präsident: Poincaré, geb. 20. Aug. 1860, erwählt 18. Febr. 1913.

Griechenland. König Konstantin, geb. 2. Aug. 1868, reg. seit 18. März 1913, verm. 27. Okt. 1889 mit Königin Sophie, geb. 14. Juni 1870, Schwester des Kaisers Wilhelm II. Kronprinz: Georg, geb. 19. Juli 1880.

Großbritannien u. Irland. König Georg V., Kaiser von Indien, geb. 3. Juni 1865, reg. seit 6. Mai 1910, verm. 6. Juli 1883 mit Königin Viktoria Mary, Fürstin von Teck, geb. 23. Mai 1867. Kronpr.: Edward, Fürst von Wales, geb. 23. Juni 1894.

Hessen. Großherzog Ernst Ludwig, geb. 25. Nov. 1863, reg. seit 13. März 1892, verm. 2. Febr. 1905 mit Großherzogin Leonore, geb. 17. Sept. 1871. Erbprinz: Georg, geb. 8. Nov. 1906.

Italien. König Viktor Emanuel III., geb. 11. Nov. 1869, reg. seit 29. Juli 1900, verm. 24. Okt. 1896 mit Königin Helena, geb. 5. Jan. 1873, T. des Kaisers Nikolaus I. von Montenegro. Kronpr.: Humbert, geb. 15. Sept. 1904.

Niederlande. Fürst Johann II., geb. 5. Okt. 1840, reg. f. 12. Nov. 1888. Lippe-Deinold. Fürst Leopold IV., geb. 30. Mai 1871, reg. seit 26. Febr. 1904, verm. 16. Aug. 1901 mit Fürstin Berta, geb. 25. Okt. 1874, T. d. Landgräfin von Hessen. Erbpr.: Ernst, geb. 12. Juni 1902.

Luxemburg (Haus Nassau). Großherzogin Marie Adelheid, geb. 14. Juni 1894, reg. seit 14. Juni 1912.

Mecklenburg. A. Mecklenburg-Schwerin. Großherzog Friedrich Franz IV., geb. 9. April 1882, reg. seit 9. April 1901, verm. 7. Juni 1901 mit Großf. Alexandra, geb. 29. Sept. 1882, Tochter des r. v. Cumberland. Erbprinz: Friedrich Franz, geb. 22. April 1910.

B. Mecklenburg-Strelitz. Großherzog Adolf Friedrich VI., geb. 17. Juni 1882, reg. seit 11. Juni 1914.

Montenegro. König Nikolaus I., geb. 7. Okt. 1841, reg. seit 13. Aug. 1860, verm. 8. Nov. 1860 mit Königin Milena, geb. 4. Mai 1847. Erbpr.: Danilo, geb. 29. Juni 1871.

Niederlande. Königin Wilhelmina, geb. 31. Aug. 1880, reg. seit 31. Aug. 1888, verm. 7. Febr. 1901 mit Herzog Heinrich von Mecklenburg, Prinz der Niederlande, geb. 19. April 1876. Kronprinzessin: Juliana, geb. 30. April 1909.

Norwegen. König Haakon VII., geb. 3. Aug. 1872, reg. seit 27. Nov. 1905, verm. 22. Juli 1896 mit Königin Maud, geb. 26. Nov. 1869, Schwester des Königs von Großbritannien und Irland. Kronpr.: Olaf, geb. 2. Juli 1903.

Oldenburg. Großherzog August, geb. 16. Nov. 1852, reg. seit 13. Juni 1900, verm. 24. Okt. 1886 mit Großf. Elisabeth, geb. 10. Aug. 1869, Tochter des + Großf. Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin. Erbprinz: Nikolaus, geb. 10. Aug. 1887.

Oesterreich. Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. Aug. 1830, reg. seit 2. Dez. 1848, Witwer seit 10. Sept. 1895 von Kaiserin Elisabeth, Tochter des + Herzogs Maximilian in Bayern. Thronfolger: Erzherzog Karl Franz Joseph, geb. 17. Aug. 1887, verm. 21. Okt. 1911 mit Prinzessin Jita von Parma-Bourbon, geb. 9. Mai 1892.

Papst Benedikt XV., geb. 21. Nov. 1854, erwählt 3. Sept. 1914.

Portugal. Republik. Präsident: Bernardino Machado, am. 1917.

Preuss. A. Ältere Linie. (Neuss-Greif). Fürst Heinrich XXIV., geb. 20. März 1878, reg. seit 19. April 1902 unter der Regentschaft des Erbprinzen, jetzt Fürst Heinrich XXVII. von Preuss j. V.

B. Jüngere Linie. (Neuss-Schleiz). Fürst Heinrich XXVII., geb. 10. Nov. 1858, reg. seit 29. März 1913, verm. 11. Nov. 1884 mit Fürstin Elise, geb. 4. Sept. 1864, Tochter des Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Kangenburg. Erbpr.: Heinrich XLV., geb. 13. Mai 1886.

Rumänien. König Ferdinand, geb. 24. Aug. 1865, reg. seit 10. Okt. 1914, verm. 10. Jan. 1893 mit Königin Maria, geb. 29. Okt. 1875, Tochter des + Herzogs Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha. Kronpr. Karl, geb. 15. Okt. 1893.

Rußland. Kaiser Nikolaus II., geb. 18. Mai 1868, reg. seit 1. Nov. 1894, verm. 26. Nov. 1884 mit Kaiserin Alexandra (Alice), geb. 6. Juni 1872, Schwester des Großf. von Hessen. Thronfolger: Alexei, geb. 12. Aug. 1904.

Sachsen. A. Ernestinische Linie. S.-Weimar-Eisenach. Großf. Wilhelm Ernst, geb. 10. Juni 1876, reg. seit 5. Jan. 1901, verm. 4. Jan. 1910 mit Großf. Feodora, Prinzessin von Sachsen-Meiningen, geb. 23. Mai 1890. Erbprinz: Wilhelm Ernst, geb. 28. Juli 1912.

S.-Meiningen u. Hildburghausen. Herzog Bernhard, geb. 1. April 1851, reg. seit 25. Juni 1914, verm. 18. Febr. 1878 mit Herzogin Charlotte, geb. 24. Juli 1860, Schwester d. Kaisers Wilhelm II.

S.-Altenburg. Herzog Ernst II., geb. 31. Aug. 1871, reg. seit 7. Febr. 1908, verm. 17. Febr. 1898 mit Herzogin Adelheid, geb. 22. Sept. 1875, Tochter des + Prinzen Wilhelm von Schaumburg-Lippe. Erbpr.: Georg Moritz, geb. 19. Mai 1900.

S.-Coburg-Gotha. Herzog Karl Eouard, geb. 19. Juli 1884, reg. seit 19. Juli 1905, verm. 11. Okt. 1905 mit Herzogin Viktoria Adelheid, geb. 31. Dez. 1885, Tochter des Herz. Friedrich Ferdinand von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg. Erbprinz: Johann Leopold, geb. 2. Aug. 1906.

B. Albertinische Linie. Königreich Sachsen. König Friedrich August III., geb. 25. Mai 1865, reg. seit 15. Okt. 1901. Kronprinz: Georg, geb. 15. Jan. 1893.

Schaumburg-Lippe. Fürst Adolf, geb. 23. Febr. 1883, reg. seit 23. April 1911.

Schwarzburg-Rudolstadt. Fürst Günther, geb. 21. Aug. 1862, reg. seit 19. Jan. 1890, seit 28. März 1909 auch Fürst von Schwarzburg-Sondershausen, verm. 4. Dez. 1891 mit Fürstin Anna Luise, geb. 19. Febr. 1871, Tochter des + Pr. Georg v. Schönburg-Waldenburg. Präliminärer Thronfolger: Pr.izzo, geb. 3. Juni 1860.

Schwarzburg-Sondershausen. Fürst Günther siehe Schwarzburg-Rudolstadt.

Schweden. König Gustav V., geb. 16. Juni 1868, reg. seit 8. Dez. 1907, verm. 20. Sept. 1881 mit Königin Viktoria, geb. 7. Aug. 1862, Schwester des Großherzogs Friedrich II. von Baden. Kronpr.: Gustaf Adolf, geb. 11. Nov. 1882.

Schweiz. Republik. Präsident: C. Decappet; Sigmpräsident: E. S. Anthes, erwählt Teuerber 1915.

Serbien. König Peter I., geb. 11. Juli 1844, erwählt 15. Juni 1903. Thronfolger: Alexander, geb. 16. Dez. 1888.

Spanien. König Alfonso XIII., geb. 17. Mai 1886, reg. seit 17. Mai 1902, verm. 31. Mai 1906 mit Königin Viktoria Eugenia; geb. 24. Okt. 1867, Tochter des Pr. Heinrich von Battenberg. Kronpr.: Alfonso, geb. 10. Mai 1907.

Türkei. Großsultan Mohammed V., geb. 3. Nov. 1844, reg. seit 27. April 1909.

Waldeck. Fürst Friedrich, geb. 20. Jan. 1865, reg. seit 12. Mai 1893, verm. 9. Aug. 1885 mit Fürstin Bathildis, geb. 21. Mai 1873, Tochter des + Pr. Wilhelm von Schaumburg-Lippe. Erbpr.: Johann, geb. 13. Mai 1896.

Württemberg. König Wilhelm II., geb. 26. Febr. 1848, reg. seit 6. Okt. 1891, verm. 8. April 1866 mit Königin Charlotte, geb. 10. Okt. 1864, Tochter des + Pr. Wilhelm von Schaumburg-Lippe.

Gebührentarif.

I. Reichsabgabe.

Außer den seitherigen Gebühren kommen als Reichsabgabe innerhalb Deutschlands sowie nach Oesterreich-Ungarn und Luxemburg zur Erhebung:

bei Briefen im Orts- und Nachbarortsverkehr	2 1/2 S
im sonstigen Verkehr	5 "
Postkarten	2 1/2 "
" Paketen bis 5 kg bis 75 km Entfernung	5 "
" " " " " " " " " "	10 "
" " " " " " " " " "	10 "
" " " " " " " " " "	20 "
" Briefen mit Wertangabe bis 75 km Entfernung	5 "
" " " " " " " " " "	10 "
" Postauftragsbriefen	5 "
" Rohrpostbriefen und Rohrpostkarten	5 "
" Telegrammen von jedem Wort	2 "
mindestens	10 "

II. Seitherige Gebühren.

1. Für Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Luxemburg.

Briefe, Drucksachen, Warenproben, Geschäftspapiere.

Briefe im Gewicht bis 20 g frankiert 10 S, unfrankiert 20 S, über 20-250 g frankiert 20 S, unfrankiert 30 S.

Briefe im Orts- und Landbestellbezirk sowie im Nachbarortsverkehr bis 250 g frankiert 5 S, unfrankiert 10 S.

Kartenbriefe 10 S.

Postkarten 5 S, mit beiderseitiger Antwort 10 S.

Ueber die Bestimmungen über den Verkehr mit dem Auslande während der Kriegszeit, die fortwährend Änderungen unterliegen, geben die Postanstalten Auskunft. — Briefsendungen nach dem Auslande müssen zuerst offen zur Post eingeleiert werden. — Bis auf weiteres dürfen Postkarten mit Abbildungen von Städten, Stadtteilen, geographisch genau bestimmbarer Ortschaften und Landschaften, besonders hervorragenden Bauwerken und Denkmälern Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, der Türkei, Bulgariens und der von den deutschen, österreichisch-ungarischen, türkischen und bulgarischen Heeren besetzten feindlichen Gebiete mit der Post nicht versandt werden.

Drucksachen im Gewicht bis 50 g 3 S, über 50-100 g 5 S, über 100-250 g 10 S, über 250-500 g 20 S, über 500-1000 g 30 S.

Maßgrenze: an seiner Seite über 45 cm; Drucksachen in Rollenform 10 cm Durchmesser, 75 cm Länge. Drucksachen müssen mindestens teilweise frankiert sein. Sie müssen auf ihrer Aufschriftseite die genaue Angabe des Inhalts und die Adresse des Absenders tragen.

Geschäftspapiere bis 250 g 10 S, über 250-500 g 20 S, über 500 bis 1000 g 30 S. Geschäftspapiere müssen mindestens teilweise frankiert sein. Nach Oesterreich-Ungarn sind Geschäftspapiere nur als Brief oder Paket zulässig.

Warenproben bis 250 g 10 S, über 250 bis 500 g (nur innerhalb Deutschlands) 20 S. Maßgrenze: 30 cm Länge, 20 cm Breite, 10 cm Höhe, in Rollenform 30 cm Länge, 15 cm Durchmesser.

Einschreibgebühr 20 S, Rückfrachtgebühr 20 S.

Eilbestellgeld nach Postorten (auch in Oesterreich-Ungarn) 25 S, nach Orten ohne Postamt 60 S. Das Eilbestellgeld ist in allen Fällen mit dem tarifmäßigen Porto voraus zu entrichten.

Wertbriefe (Reisgewicht 250 g) bis 10 geogr. Meilen 20 S, auf alle weiteren Entfernungen 40 S. Versicherungsgebühr für je 300 M oder einen Teil von 300 M 5 S, mindestens 10 S. (Rüsten mit Wertangabe sind im inneren deutschen Verkehr und im Verkehr mit Oesterreich-Ungarn nur als Pakete zulässig. Reisgewicht für Wertsendungen 1 kg.)

Postanweisungen (Reisbetrag 800 M). Porto bis 5 M 10 S, über 5-100 M 20 S, über 100-200 M 30 S, über 200-400 M 40 S, über 400-600 M 50 S, über 600-800 M 60 S. (Für Oesterreich-Ungarn 10 S für je 20 M, mindestens 20 S. Reisbetrag 1000 Kronen. Nähere Auskunft erteilen die Postanstalten.) — Nach Oesterreich-Ungarn und Luxemburg ist das für den Auslandsverkehr bestimmte Postanweisungsformular zu verwenden. Nach Oesterreich-Ungarn sind die Beträge in Kronen und Heller anzugeben.

Banknoten. (Betrag unbegrenzt.) Außer dem Namen des Kontoinhabers (Empfängers) Angabe der Kontonummer und des Postschiedamtes erforderlich. Porto hat der Einzahler nicht zu entrichten. Postkarten sind nur innerhalb Deutschlands zulässig. Formulare zu Postkarten sind bei allen Postämtern käuflich.

Postaufträge: Reisbetrag eines Postauftrages im deutschen Reichspostgebiete 800 M, Reisgewicht 250 g. Porto 30 S. Für Oesterreich-Ungarn Reisbetrag 1000 Kronen. Porto bis 20 g 10 S, über 20-250 g 20 S, feste Gebühr 20 S. Bei Aufträgen nach Ungarn sind die Namen mit lateinischen Buchstaben zu schreiben. In Deutschland können mit Postauftrag Wechsel zum Akzept geschickt werden. Das Porto für eingeschriebene Rücksendung des akzeptierten Wechsels wird bei Ablieferung erhoben.

Rahrer Sinkender Bote für 1917.

Nachnahmesendungen sind in Deutschland bis zu 800 M, nach Oesterreich-Ungarn bis zu 1000 Kronen bei Briefen, Postkarten, Drucksachen, Warenproben und Paketen zulässig. Es kommt zur Erhebung: 1) das übliche Porto; 2) eine Vorzeigegebühr von 10 S; 3) die Gebühr für Uebermittlung des Betrages wie bei Postanweisungen.

Paketportotaxe. In Deutschland und Oesterreich-Ungarn bis 5 kg bis 10 geogr. Meilen 25 S, auf alle weiteren Entfernungen 50 S. Jedes weitere kg I. Zone 5 S, II. Zone 10 S, III. Zone 20 S, IV. Zone 30 S, V. Zone 40 S, VI. Zone 50 S. Unfrankierte Pakete 10 S mehr. Eilbestellgeld nach Postorten 40 S, nach Orten ohne Postamt 80 S.

Wertpakete: Porto wie für Pakete ohne Wert. Versicherungsgebühr wie für Wertbriefe. — Dringende Pakete müssen frankiert sein. Besondere Gebühr außer Porto und etwaigem Eilbestellgeld 1 M.

Feldpostsendungen. Briefe und Postkarten: an Offiziere und Mannschaften bis 50 g sind portofrei, von 50 bis 250 g 10 S, von 250-500 g (sog. Päckchen) 20 S, Päckchen nach der Stabsarmee nur bis 250 g zulässig. — Postanweisungen: Innerhalb der Reichsgrenze bis 100 M 10 S (gewöhnliches Postanweisungsformular). Postanweisungen nach der Front sowie besetzten Gebieten bis 100 M 10 S (gelbes Postanweisungsformular). — Wertbriefe: bis 50 g und 150 M sind portofrei, über 50 g und 150 M 20 S, über 150-300 M 20 S, über 300-1500 M 40 S ohne Gewichtunterschied. — Einschreibbriefe: nur innerhalb der Reichsgrenze zulässig. — Pakete: Pakete nach der Front sowie besetzten Gebieten bis 5 kg 25 S, jedes weitere kg 5 S mehr bis zum Höchstgewicht von 10 kg. Innerhalb der Reichsgrenze bis 3 kg 20 S, über 3 kg Inlandtare. — Alle Sendungen haben in der Aufschrift den Vermerk: „Feldpostbrief, Feldpostpaket, Feldpostanweisung“ zu tragen. — Ueber den Bezug von Zeitungen nach dem Feld erteilen die Postanstalten Auskunft.

2. Für den Weltpostverein.

Porto für Briefe 20 S für die ersten 20 g und 10 S für jede weiteren 20 g (ohne Reisgewicht), für Postkarten 10 S, mit Antwort 20 S.

Drucksachen, Geschäftspapiere und Warenproben 5 S für je 50 g, mindestens jedoch für Geschäftspapiere 20 S und für Warenproben 10 S. Reisgewicht für Drucksachen und Geschäftspapiere 2 kg, für Warenproben 350 g.

Einschreibgebühr 20 S, Rückfrachtgebühr 20 S.

Gegenüber Belgien, Dänemark, den Niederlanden und der Schweiz im Grenzbezirk (30 km) ermäßigte Tare für Briefe 10 S für je 20 g, mit Dänemark ferner Mindesttare für Geschäftspapiere 10 S.

Postanweisungen. Reisbetrag nicht 800 M. Nach Dänemark, Oesterreich-Ungarn und Türkei (deutsche Postanstalten) Porto für je 20 M 10 S, mindestens 20 S, im übrigen Weltpostverein für je 20 bzw. 40 M 20 S.

Eilsendungen sind zulässig: nach Belgien (nur nach dem zum Briefverkehr zugelassenen Orten), Dänemark mit Grönland, Faröer, Island (nur nach Postorten), Niederlande, Norwegen (nur nach bestimmten Orten), Schweden (nach allen Postorten mit Nachdienst), der Schweiz und einer Anzahl außereuropäischer Länder. Eilbestellgeld für jede Sendung 25 S im voraus zu zahlen.

Telegramme.

Die Länge eines Wortes in offener Sprache ist auf 15 Buchstaben oder auf 5 Ziffern festgesetzt.

Für dringende Telegramme Zeichen = D = kommt die dreifache Gebühr eines gewöhnlichen Telegramms zur Erhebung.

Interventionszeichen, Bindestriche und Apostrophe werden nicht gezählt; Punkte, Kommas, Doppelpunkte, Bindestriche und Bruchstriche, zur Bildung von Zahlen benutzt, gelten als 1 Ziffer. Im Auslandsverkehr werden sie nur auf Verlangen des Absenders mitteltelegraphiert und dann auch taxiert.

Für dringende Telegramme = D =, Dringend, d. h. solche, welche bei der Beförderung und Erstellung den Vorrang vor den übrigen Privattelegrammen haben, kommt die dreifache Gebühr eines gewöhnlichen Telegramms zur Erhebung. Ueber Beschränkungen des Telegrammverkehrs mit dem feindlichen Auslande geben die in den Verkehrsanklagen unabhängigen Bekanntmachungen Auskunft.

Brieftelegramme. Das Wort 1 S, nach Oesterreich-Ungarn 2 1/2 S, mindestens jedoch 50 S. Auslieferung 5 Uhr abends bis 12 Uhr nachts. Nur nach gewissen Orten zugelassen. Brieftelegramme während des Krieges unzulässig.

Europäischer Vorkursbereich. Die Wortgebühr beträgt in Deutschland 5 S (mindestens 50 S), im Stadtverkehr 3 S (mindestens 30 S), Belgien (nur nach Brüssel, Lüttich und Verdier) und deren Vor- und Nachbarorten sowie nach Antwerpen, Hasselt und Verviers: nur offene deutsche Sprache zulässig) 10 S, Bosnien-Herzegowina 5 S, Bulgarien 20 Pf., Dänemark 10 S, Griechenland 20 S, Luxemburg (nur offene deutsche Sprache zulässig) 5 S, Niederlande 10 S, Norwegen 15 S, Oesterreich mit Pachtsteinen 5 S, Rumänien 15 S, Rußland (ganzes besetztes Gebiet; nur offene deutsche Sprache zulässig) 15 S, Schweden 15 S, Schweiz 10 S, Serbien 75 S, Türkei, europäische und asiatische, sowie Medina (Medine in Hedjaz) 40 S, Ungarn 5 S.

Wie aus einem Saulus ein Paulus wurde.

Von Karl Berger.

Matthias Reisinger wurde schon in jungen Jahren vom Schicksal hart angefaßt. Er war früh verwaist; Vater und Mutter waren dem aufgeweckten Jungen allzu zeitig dahingestorben. Der kleine elterliche Grundbesitz wurde verkauft und das hieraus erlöste Geld zur Erziehung des kleinen Thies verwandt. Bei dem reichen, aber geizigen und mürrischen Hofbesitzer Habermann, der tonangebenden Persönlichkeit in dem Heimatdort von Thies, erlebte der Junge eine freudlose Jugend. Kaum daß er Zeit fand, seine Schularbeiten zu machen. Aber Thies war klug und paßte zudem während der Stunden gut auf. Bei leichter Fassungsgabe und bei gutem Gedächtnis fiel ihm das Lernen und das Behalten nicht schwer. Als bester Schüler konnte er die Schule verlassen.

Er war der Liebling des Pfarrers und des Lehrers, die beide seine geistigen Fähigkeiten durch weiteren Schulbesuch und gar Studium zu fördern wünschten. Doch Thies lehnte ab. Er hatte zuviel Liebe zur Natur, zuviel Vergnügen an den Tieren und an den Pflanzen. Er wollte Landmann werden. Die Liebe zum Heimatdort, wo zudem Vater und Mutter begraben waren, bestimmten ihn, bei seinem Pflegevater Habermann in die Lehre zu gehen. Dort verblieb er auch nach beendeter Lehrzeit als angehender Verwalter noch volle zwei Jahre. Der Pfarrer und der Lehrer setzten es durch, daß Habermann, der allem „Schulwissen“ in der Landwirtschaft geradezu feindlich gegenüberstand, Thies die Erlaubnis gab, zwei Winter hindurch die benachbarte landwirtschaftliche Winterschule zu besuchen. Das ihm von Habermann zugestandene geringe Gehalt reichte gerade aus, um das Schulgeld zu bezahlen und um die Anschaffung leichtfaßlicher Lehrbücher ermöglichen zu können. Thies, fleißig und begabt, benutzte die langen Winterabende, um sich mit seinen Büchern zu beschäftigen. Kein Wunder, daß er als preisgekrönter Schüler die Winterschule verlassen konnte.

Der Direktor derselben besorgte ihm eine Stelle als Verwalter auf einem der Neuzeit entsprechend bewirtschafteten größeren Güte, wo er all das in der Schule Gelernte in praktischer Anwendung finden konnte. Er staunte über die großen Ausgaben, welche für Kunstdünger gemacht wurden, konnte jedoch an dem freudigen Wachstum der Pflanzen bald erkennen, daß das hierfür ausgegebene Geld eine gute und sichere Verzinsung einbringen mußte.

Da kam der Weltkrieg! Von Nord und Süd, von Ost und West kamen die Feinde, welche die Heimat zu überfallen suchten. In heißer Liebe zum Vaterlande zog Thies hinaus in den Kampf. Schon bei Antwerpen, bei einem siegreichen Sturmangriff, wurde er schwer verwundet und mußte zu seinem Leidwesen als „dienstuntauglich“ entlassen werden.

Als Genesender kam er in sein Heimatdorf zurück, wo er auf Wunsch seines Pflegevaters, des inzwischen zum Militär einberufenen Hofbesitzers Habermann dessen Wirtschaft leiten sollte. Thies stimmte zu, verlangte jedoch freie und unabhängige Bewirtschaftung, eine Bedingung, in welche der Hofbesitzer schließlich auch einwilligte. Vor allem mußten ja die Wiesen und die Felder mit der nötigen Kraft versehen werden, um volle Ernten erzielen

zu können. Thies wußte sehr wohl, daß der Stallmist ein guter, ein ausgezeichnete Dünger ist. Er wußte aber auch, daß durch den langjährigen Verkauf von Vieh und Milch, von Getreide und Kartoffeln große Mengen von Nährstoffen dem Boden entzogen worden waren, die unbedingt ersetzt werden mußten. Es galt einen langen und harten Kampf, den Pflegevater davon zu überzeugen, daß es eine Notwendigkeit sei, auch genügend Geld für Kunstdünger bereitzustellen. Da kam Thies ein glücklicher Zufall in Gestalt eines Briefes zu Hilfe, den Habermann von seinem Bruder erhalten hatte, der in jungen Jahren nach Amerika ausgewandert war und es dort zu Ansehen und Reichtum gebracht hatte. Dessen Worte und Ansichten waren Gold für den Hofbesitzer. Als nun wieder einmal von „drüben“ ein Brief eintraf, in welchem der Bruder unter anderem klarlegte, daß seine zu erwartende diesjährige geringe Ernte lediglich auf den vollständigen Mangel an den deutschen Kalisalzen zurückzuführen sei, da schien es dem Hofbesitzer doch möglich, daß die Kunstdünger immerhin einen gewissen Wert für den Landmann haben könnten. So geht es oft im Leben. Der Prophet im eigenen Lande gilt wenig, erst von „außen“ oder von „drüben“ müssen die Anregungen gekommen sein. Thies erhielt nunmehr die Erlaubnis, Kunstdünger einzukaufen, und unter seiner Leitung wurden die Felder damit gedüngt. Abschließend ließ er in jedem Schlag einen Teil ohne Kunstdünger, um die Wirkungen desselben besser vor Augen führen zu können.

Das Frühjahr 1915 zog ins Land, es wurde Sommer und bald kam die Ernte, zu welcher der Hofbesitzer Urlaub aus dem Felde erhielt. Der war nicht wenig erstaunt, als er den gewaltigen Ernteunterschied durch die Wage feststellen konnte. Die Berechnung ergab, daß die künstlichen Dünger trotz des trockenen Sommers sich gut bezahlt gemacht hatten. Auch die nachbarlichen Bauern wollten es erst gar nicht begreifen, daß mit so geringen Kunstdüngermengen eine solche Wirkung erzielt werden könnte. Thies war nun der große Mann im Dorfe. Jeder fragte ihn um Rat und jeder folgte auch willig seinen Vorschlägen. Der Hofbesitzer war stolz auf seinen Thies, der später unbedingt in die Familie einberufen mußte. Aber eins konnte er nicht ganz verwinden. Als er darüber nachdachte, um wieviel sein Vermögen sich schon vergrößert haben würde, wenn er schon seit Jahren mit Kunstdüngern gearbeitet hätte, dann mußte er seinem Ärger über seine Starrköpfigkeit doch in derben, sich selbst tadelnden Worten Ausdruck verleihen.

Der Wert der Kunstdünger war nun endlich von dem Hofbesitzer richtig eingeschätzt worden. War auch während der Kriegsdauer der Bezug von Stickstoffdünger kaum zu ermöglichen und waren auch die Phosphorsäuredünger recht knapp, so knauferte der Hofbesitzer im nächsten Frühjahr doch nicht mit dem Einkauf der Kalisalze, da Thies ihm klarmachte, daß alle Pflanzen zu ihrem Wachstum ganz bedeutende Kalimengen benötigen, die der Boden ohne Zufuhr von außen bezw. mit alleiniger Stallmistgabe zu liefern nicht imstande sei. Diese Ausgaben brachten den Hofbesitzer nicht zu gereuen. Die im Verhältnis zu den anderen Düngern so billigen Kalisalze machten sich auch in den Ernten des Jahres 1916 ganz vorzüglich bezahlt.

Habermann ist jetzt ein begeisterter und überzeugter Anhänger der Kunstdüngerlehre. „Sein“ Thies und der Brief aus Amerika haben ihn geheilt. Der ungläubige Thomas ist gläubig geworden: aus einem Saulus wurde ein Paulus.

Weltbegebenheiten.

Bis 1. August 1916.



Als der Hinkende das vorige Mal die Weltschau beschloß, geschah es mit dem stillen Wunsch: im nächsten Jahr um diese Zeit wird der große Völkergewißtgeschlichtet sein; viele Tausende von Helden werden zur Heimat zurückkehren dürfen, und langsam, ganz langsam werden die Dinge der erschütterten Welt sich in die früheren Gleise finden. Welch ungeheure Opferrechnung werden wir zu überblicken haben! dafür sind wir an innerem Erleben um so viel reicher geworden. Und was uns als das Höchste gilt: das deutsche Vaterland, von Stufe zu Stufe gestiegen in zweitausendjähriger Arbeit der Hände und Geister, wird am Ende seines schwersten Schicksalsganges immer noch kraftvoll dastehen, und ein neues bildungsreiches Zeitalter wird dem Volke Schillers und Goethes, Fichtes und Kants erblihen.

So dachte der Hinkende, als im Erntemond 1915 des Hindenburg Sturmhauf immer weiter in Litauen vordrang, die Bollwerke des russischen Westens nacheinander fielen, ein zweiter Ansturm der Kugelmacher auf Oesterreichs Grenzwall im Süden ebenso wie der erste zerschellt war und Herr Joffre sich noch die Beulen rieb der großen Winterschlacht in der Champagne. Ja, es war eine Zeit, daß auch ein Gescheiterer als der Hinkende wohl denken konnte: das Versagen der gegnerischen Hoffnungen auf allen Kriegsschauplätzen ist der Anfang zum Frieden. Aber unsere Feinde haben eine Rechnung unter sich gemacht, die den Krieg auf unbestimmte Dauer hinauszieht: wenn wir den deutschen Volkskörper von den reichen Tischen der Welt abschneiden, so müssen ihm die Kräfte eintrocknen, früher oder später. Wir kriegen dieses Deutschland, das wider unsern Willen emporzukommen wagte, dennoch klein. Wir müssen es einfach aushungern.

So mag denn dies fürchterliche Ringen fortgehen auf Leben und Tod! Es hilft uns kein Wenn und Aber! Wie wir uns aus eigener Kraft wehren, so nähren wir uns aus eigener Kraft. Schlechter, wenn man alles in allem nimmt, kann die Ernte von 1916 nicht werden

als die vorjährige gewesen ist, und in Berlin sind den Lebensmittelvorräten neue Verwalter und Haushalter bestellt. Man hat nicht gehört, daß in Deutschland jemand Hungers gestorben wäre, und wessen Fettentwischung in Stillstand oder Rückgang getreten ist, der kann sich heuer die teure Brunnenkur in Kissingen oder zu Marienbad sparen. Knapp genug geht es freilich mit den meisten Dingen des täglichen Lebensbedarfes zu, und es mag dahingestellt sein, ob nicht des Hinkenden Wirtschaftlerin, die Lisbeth, recht hat: die Verwaltungen täten besser, an die Wage, worauf den Armen und Reichen die täglichen Kostmaße zugeteilt werden, ein erfahrenes Frauenzimmer (zum Beispiel die Lisbeth selber) zu setzen; die Mannsbilder alle zusammen brächten in Markt- und Küchenfachen doch nichts Ordentliches zuweg. Die Lisbeth ist nun einmal so beschaffen, daß sie, trotz aller Belehrungen von seiten des Hinkenden, im Krieg immer nur den unwillkommenen Störer ihrer häuslichen Ordnung sieht, und man kann es ihr so übel nicht nehmen, der Lisbeth, da selbst gebildete Stadtdamen sich aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht fühlen, weil es beim Zuckerbäcker keinen Kuchen mit Schlagjahne mehr zu naschen gibt, und da auch viele Männer immer noch nicht erkennen wollen, daß es in diesem Krieg um unendlich viel mehr geht als um die Wohlfahrt unsrer Wägen oder um die Fortdauer eines Kegel- oder Pfeifenklubs. Wann, so muß der Hinkende fragen, wann werden solchen Zeitgenossen, die in lauter Gewohnheiten verwurzelt sind, die Augen geöffnet und wird ihnen der letzte Rest von der Seele geblasen sein?

Wir nähern uns dem dritten Geburtstag des Kriegs, der schließlich alle Weltteile und Meere in Mitleidenschaft gezogen, Millionen von Menschen aufeinandergehetzt, Millionen kostbaren Guts vernichtet hat. Wir sahen Völker untergehn, und Fürstentronen fielen von sündigen Häuptern in den Staub. Waffentaten, die alles Frühere dieser Art verdunkeln, mußten mit ungeheurem Leide bezahlt werden. Wie teuer uns dieser Krieg sonst zu stehen kommt, kann sich jeder ausrechnen, der in seinen jungen Jahren nicht gerade auf der allerletzten Schulbank gesessen oder das Nachlernen versäumt hat. Unser Gesamtaufwand für den Feldzug von 70/71 mag etwa betragen haben $1\frac{1}{3}$ Milliarden Mark. Jetzt reicht diese Summe zum Kriege führen kaum drei Wochen hin, so daß etwa 70 Millionen Mark im Tage verbraucht werden — macht auf den Kopf der Bevölkerung rund eine Mark. Herr Helfferich, als er noch Reichsäckelmeister war — und er versteht sich auf Zahlen besser als der Hinkende — hat ausgerechnet, daß die gesamten Kriegskosten aller Staaten täglich 300 Millionen betragen. Davon entfallen auf England, das bekanntlich den Krieg mit den silbernen Kugeln

gewinnen will, rund 100 Millionen, die Gelder nicht mit in Ansatz gebracht, die es seinen lieben Bundesgenossen pumpen muß, wenn ihnen nicht der Schnaufer ausgehen soll. Aber in das Soll und Haben des Kriegs gehören noch andere Posten! Wer bemißt die Summe von Kummer und Tränen, die der Krieg verursachte? wer den stillen Schmerz beraubter Mütter und Gattinnen? wer die Fülle zerstörter Lebenshoffnungen, die von aller Liebe und Sorge nicht mehr aufzurichten sind?

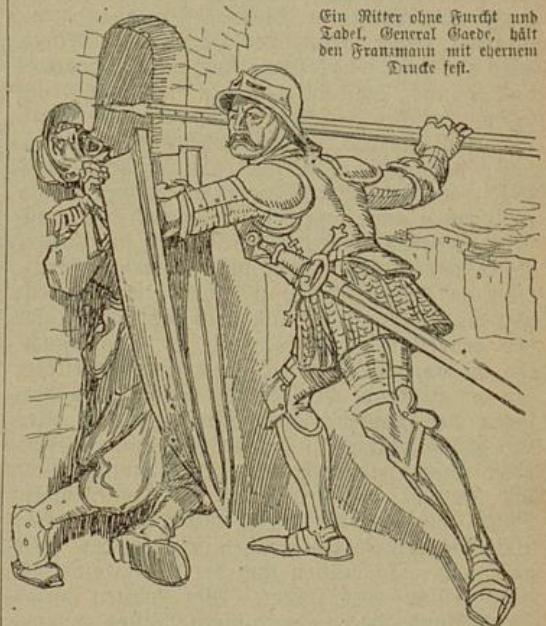
Es ist nicht der Deutschen Schuld, daß in zweien Jahren Dinge geschahen, wie der Hinkende sie in unserem aufgeklärten Zeitalter nicht für möglich gehalten hätte. Und in vielem vielleicht werden die kommenden Geschlechter noch genauer hineinschauen als wir selber. Denn wie sollen wir, die Mitlebenden, einen ruhigen Blick gewinnen im Wirbel der Ereignisse, von denen eines das andere an Größe überragt oder an Furchtbarkeit? Und man darf auch vom Hinkenden, wenn er von den Zeitläuften redet, nicht fordern, daß er seine Aufgabe nach Art zünftiger Geschichtschreiber abmacht und eine wohlgeordnete Verzeichnung aller Vorgänge, die sich seit Jahresfrist in den Morgen- und Abendländern, auf und unter der Erde, zur See und in Lüften wechselnd zugetragen. Auch wird nichts dagegen zu erinnern sein, wenn der Hinkende zunächst die Welt im Engeren in Augenschein nimmt, zu sehen, wie der vertrauteste Lebenskreis, nämlich die Heimat, sich zum Kriege verhält und der Krieg zu ihr.

Unser Badnerland

hat, wie schon in Friedensjahren geschahn, auch in dieser schweren Zeit treulich seine Pflicht am Reiche geübt. In den Argonnen und im Wasgenwald, am Rarow oder in den Karpathen haben Landsleute des Hinkenden mit Auszeichnung gekämpft, und auf vielen, vielen Ehrentafeln sind Namen von braven Schwarzwäldern und Pfälzern oder von Landsleuten eines andern Bodens zu dauerndem Gedächtnis verzeichnet. Tausende von denen, die mit Blumen an Helm und Flintenlauf singend hinausgezogen, schlummern unter fremdem Rasen den ewigen Schlaf; andere, in Feindeshand gefallen, essen der Knechtschaft dürftiges Brot, und nur in Traumnächten hören sie der Heimat Bäume und Quellen rauschen. Es sei unsre feste Zuversicht, daß einst das Vaterland die fernem Dulder von neuem in seine Arme schließen darf, wie es sie heut im Geiste liebend umfaßt, — jene aber starben, damit dies Vaterland lebe. Der Hinkende wollte, er hätte so viel Kränze, das Grab jedes braven Landsmanns zu schmücken. Aber noch andere Opfer als die Helden der Walfstatt wurden dem Teufel gebracht, das wir unsre nennen, denn Mars, der alte Kriegs-

gott, hat auch auf unser schönes Land seine gepanzerte Faust gelegt. Nicht als ob der Feind, wonach es ihn schon lang gelüstet, mit den Wilden des schwarzen Erdteils die Fluren und Siedelungen Badens überschwemmt hätte, denn ein Ritter ohne Furcht und Tadel, General Gaede, hält den Franzmann mit eisernem Drucke fest. Andere Schrecken als durch Heereseinbruch bereitete uns der Krieg: in ruchloser Weise sind badische Städte von feindlichen Fliegern heimgesucht worden, und zuletzt — am Tage von Kronleibnam — hat in Karlsruhe ein solcher Angriff aus den Lüften (eine Wiederholung des vorjährigen) mehr als hundert Menschen, meist Kinder, gefordert.

So hat denn der Krieg seine düstern Bilder auch in der Heimat selber aufgerollt; aber wie Moltke, der große Schlachtenlenker und Schlachtendenker, gesagt hat: es ist gerade der Krieg, der die edelsten Tugenden im Menschen entfaltet. Wir haben ringsum auch das Gute und Erhebende als tröstliche Erscheinungen gesehn: nimmermüde Fürsorge für Witwen und Waislein, ein freundiges Geben, um Verwundeteneleid und Gefangeneneleid zu lindern. Das Gefühl der gleichen Not und der gleichen Pflichten hat



Ein Ritter ohne Furcht und Tadel, General Gaede, hält den Franzmann mit eisernem Drucke fest.

Hoch- und Niedriggeborne enger zusammengeführt, und wenn Bürger und Bauersmann, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Herrschaft und Gefind einander stets näher kommen, so wird wieder das Vaterland den größten Segen davon haben. Dann ist auch ein politischer Burgfrieden möglich, wenigstens solange der Krieg dauert. In Baden haben die Parteien solchen Frieden

ehrlieh gehalten, und ohne Wahlkampf kann Geheimrat Kießer, der Hanjabündler, den Reichstagsitz einnehmen, den Herr Obkircher, allzufrüh von tapferm Wirken abgerufen, als kerndeutscher Mann zieren durfte.

Mit Stolz darf der Hinkende als ein badischer Mann sagen, daß das Land seiner Wiege die innige Gemeinschaft mit dem großen Vaterland von neuem bezeugte. Es hat seine Stellung im Staatenbund der Deutschen auch durch unablässige Arbeit behauptet. Ackerbau und jede Art von Gewerbe, Wissenschaft und Technik wetteifern, die Schäden des Kriegs abzuwehren oder doch zu mildern. Die Mägen haben vor dem Getös der Waffen ihre ruhigen Wohnsitze nicht zu verlassen brauchen. Das Geistige strahlt noch immer hoch über allem Menschenwitz, wie der Regenbogen ob verrollenden Gewittern. Das Nützliche findet nach wie vor sein Erdreich, mitten im Krieg ist bedeutungsvolles Friedenswerk gefördert oder ausgebaut worden: die Murgalanlage, die dereinst ganz Mittelbaden mit Licht und Kraft versorgen soll, schreitet langsam, aber stetig vorwärts, und zwei neue Schienenstrecken konnten im Schwarzwald eröffnet werden: von Forbach zur Landesgrenze und von Staufen seitwärts ins Münsstertal. Staat, Gemeinde und Körperschaften widmen sich mit Eifer ihren Aufgaben, und der Landtag, weniger redselig als früher, aber um so arbeitsfreudiger, hat unter den Willensausdruck des badischen Volks, zum endgültigen Siege mitzuhelfen, das Siegel gesetzt. Dem Hinkenden aber ist das Wasser in die Augen getreten, als er Herrn Rohrhursts flammende Rede zum Beginn der Kriegstagung las und an den feierlichen Schluß gelangte: „In unseren Herzen wohnt heut und immerdar das heiße Gelöbniß: Heiliges deutsches und badisches Vaterland! dein bin ich, dein bleib' ich im Leben und im Sterben!“

Also auch Baden hielt bisher trefflich durch. Ueber all diesem Sorgen und Schaffen jedoch hat mancher seinen Feierabend gemacht, der am öffentlichen und geistigen Leben des Landes hervorragend mitgewirkt. Mitten aus gegenbringender Arbeit im Dienste von Kunst, Wissenschaft und Erziehungsweisen scheidet Minister Dr. Böhm von uns, ein Mann von scharfem Verstand und goldenem Herzen, ein Schaffer. Es starb der erste Vorsteher des Evangelischen Oberkirchenrats, Albert Helbing, ein wackerer Seelsorger und würdiger Erbe Hebels in der Prälatenwürde. Jetzt steht an der Spitze besagter Kirchenbehörde eine Persönlichkeit, mit der der Hinkende manches Beglücklein in heitern oder sorgenden Gedanken ging, und es gibt Stunden, wo ein Freundesgruß dieses Manns dem Hinkenden so viel gilt als ein Stern an wolkensturem Nachthimmel. Aber es muß

der Treffliche als ein rechter Bürgerfreund, trotz Ehrendoktorhut und Erzellenzenrang, schon erlauben, daß der Hinkende ihn einfach den Herrn Nibel nennt und als solchen in den Kalender bringt, was nicht jedem Beliebigen geschieht.

Der Hinkende hat zuvor etlicher Landsleute gedacht, hinter deren Namen leider ein Kreuz gemacht werden mußte. Auch August Eisenlohr, der während eines Menschenalters, zuletzt als badischer Minister, zu Ruß und Frommen der inneren Verwaltung tätig war, ist — 83 Jahre alt — zu jenen Gefilden eingegangen, zu denen nicht der leiseste Nachhall menschlichen Erreites tönt, und Pfarrer Hansjakob, der Bauernerzähler, gab seine Gottsucherseele in die Hand des Schöpfers zurück. Er lebte den Krieg von ganzem Herzen mit und seine segnenden Gedanken waren noch ganz zuletzt bei den Kämpfern im Felde und bei den gut vaterländisch gesinnten Kämpfern daheim . . .

Wir aber, die Lebenden, fühlen es stärker mit jedem Tag: es ist der Krieg, der alle Geister und Dinge hemmt oder antreibt, lähmt oder beflügelt. Und wenn der Hinkende über die rot-gelben Grenzpfähle hinaussehaut, erkennt er nicht draußen die gleiche Wirkung, dieselben Nöte, aber auch denselben Willen, des Schweren Herr zu werden, das die Schickung uns auferlegt? Hunderttausende, sei es an Pflug, Drehbank oder Kaufmannspult, leisten, wie im ersten Kriegsjahr so im zweiten, still und selbstverständlich ihre Vaterlandspflicht. Wo Männerarme fehlen, treten Frauen in die Bresche, und viele haben mit dem Arbeits- oder Helferinnengewand auch einen neuen Menschen angezogen. Aber je heller das Licht, desto tiefer der Schatten, und mit Verdruß hat der Hinkende wahrnehmen müssen, daß besondere Gesetze und Verordnungen notwendig waren gegen schmutzige Selbstsucht und gegen die schlimmste Entartung des Erwerbstriebs: den Wucher. Ehrlich erworbener Kriegsgewinn ist notwendig, wenn Schlothe rauchen und Räder laufen sollen. Pflü aber jenen niedrigen Geschöpfen, die ihre angemachte Stellung als Vermittler allgemeiner Bedürfnisse schnödd mißbrauchen und, Notlagen ausnützend, täglich und stündlich am Ganzen sich veründigen. Der Hinkende muß nur von Herzen bedauern, daß es keine Pranger mehr gibt; er wüßt, welche Leute zur öffentlichen Beschämung an den Schandpfahl zu stellen wären: die Wucherer zuerst, sodann die Lebensmittelhändler, aber auch gewisse Erzeuger, die lieber mit Butter ihre Karren schmieren, als sie den Stadtleuten gönnen, und eher die Herdäpfel verfaulen lassen, als sie zu mäßigem Preis dem Markte liefern. Mildere Ansichten haben mit den Prangern und Armesünderstühlen als



Wie erschraf der Löwenwirt, als er vor der Weltkarte stand und der Hinkende seine Erklärungen dazu gab!

angeblich unpassenden Werkzeugen der Rechtspflege aufgeräumt, und der Hinkende tut gescheiter, von jenen trüben Bildern des Eigenen seine Betrachtung auf ein höher Ding zu richten: auf das, was allen wohlmeinenden Deutschen als das Gemeinsame gilt — das Vaterland. Gedeih oder Verderb eines jeden von uns hängt vom Schicksale des Ganzen ab. Wir stehen mit ihm oder fallen und darum wollen wir alle uns überwinden, dem Größern und Bleibenden zulieb:

Dem Reiche!

Künftigen Tagen wird es als ein Wunder erscheinen, wie das deutsche Volk an der Seite seiner Verbündeten bisher sich aller Angriffe erwehrt, ja den Krieg in Feindesland getragen, Polen, russisches Küstengebiet und Belgien erobert, die gewerbereichsten Teile Frankreichs als Faustpfand gewonnen hat. Und das alles, trotzdem der ganze Planet mit schwarzen, brau-

nen und gelben Völkern sich wider uns erklärte! Manchem, der jetzt den ungleichen Landbesitz und Menschenvorrat von Freund und Feind verbildlicht sieht, mag es ergehen wie einem Freund des Hinkenden, dem Löwenwirt. Wie erschraf dieser Löwenwirt, als er vor der Weltkarte stand und der Hinkende seine Erklärungen dazu gab! Die wenigen Schattenrisse in der Mitte — man mußte sie fast mit der Brille suchen — stellten dar das Deutsche Reich mit dem Boden seiner wenigen, aber tapfern Bundesgenossen, fast erdrückt vom übrigen Europa und den feindlichen Ländermassen Asiens und Afrikas, der Neuen Welt und Australiens. Dem Kartenfertiger war in der Gile ein kleines Versetzen unterlaufen, und er hatte den kleinen Gernegroß an der südwestlichsten Ecke unseres Erdteils so gekennzeichnet, als sei Portugal deutschfreundlich. Die Gebiete der sog. Neutralen waren weiß geblieben, und der Hinkende deutete auf die Stelle, wo der Herrgott den Balkan geschaffen, und sagte zum Löwenwirt: „Wer kann sagen, wie bald abermals Veränderungen des Bildes vor sich gehen und das rumänische Volk (das griechische liegt, ein Sklave Englands, ohnmächtig am Boden) das Schwert aus der Scheide zieht? Der Deutsche braucht nur die Weltkarte anzusehn und er weiß: Cines tut uns not vor allem, unverbrüchliche Gemeinschaft im Felde und daheim. Leute, die anders denken, brauchen den Hinkenden, wenn sie ihm begegnen, nimmer zu grüßen, denn er will solche nicht gekannt haben.“

So sagte der Hinkende, und seine Meinung ist ferner, es sei zu allem eher Zeit denn zu Meinungskämpfen darüber, ob man die Dinge im lieben Vaterland später so oder so einrichtet und ob die Linksparteien künftighin geradeeso-

viel Einfluß im Staate haben sollen als die auf der Rechten. Vor allem aber bewahr' uns Gott davor, daß die Parteihauptlinge die alten Kampfspeife wieder hervorholen und Leute vom Schlag des Direktors Kapp sich anmaßen dürfen, den obersten Reichsbeamten aufs Gelsbänklein setzen zu wollen! Ist solch ein Treiben dem Vaterlande schädlich, so ist das Gerede von Gelehrten und Ungelehrten über Kriegs- und Friedensziele mindestens so unnötig wie ein Kropf, solange im Osten und Westen ungeheure Entscheidungen heranreifen. Da hält sich der Hinkende, obgleich er nicht daran denkt, den gewohnten Dreispitz mit der Ballonnütze zu vertauschen, lieber an ein zeitgemäßes Sozialistenwort. Es war nämlich der Abgeordnete Scheidemann, der kürzlich in einer Volksversammlung zu Schlesisch-Waldenburg laut jagte: „Die Lösung vom Durchhalten hat zuerst ein Arbeiterblatt ausgegeben. Daran halten wir fest. Ein fauler Friede würde die Vernichtung Deutschlands bedeuten. So et was machen wir nicht mit!“

Leider denken so nicht alle Sprecher der Arbeiterpartei, und zwischen den Sozialdemokraten verschiedener Farbe ist nach unerhörten Auftritten im Reichstag das Tischtuch endgültig entzweigesehritten. Der Anführer des Liebknechtschen Fähnleins aber wird, wenn ein gewisser Kriegsgerichtspruch zum Vollzug gelangt, auf zweieinhalb Fährlein kaltgestellt.

Den Hinkenden freut's, daß (wie Scheidemanns Rede bekräftigt) auch im Arbeiterstande soviel Vertrauen in die Kriegslage vorhanden ist. Das muß überhaupt dem deutschen Volk hoch angerechnet werden, daß es im Glauben an den Sieg unsrer gerechten Sache nicht irremacht werden kann. Wäre dem anders, wie hätte es mit solcher Begeisterung die Mittel hergegeben, die das Vaterland zum Kriegführen braucht? Die erste Anleihe hatte 4½ Milliarden erbracht, die zweite mehr als das Doppelte dieses Betrags; 12 Milliarden wurden auf die dritte Anleihe gezeichnet und bei der vierten kamen über 10½ Milliarden heraus. Also hat das deutsche Volk aus eigenen Mitteln in zwanzig Monaten die gewaltige Summe aufgebracht von rund 36 Milliarden Mark. Der Hinkende hat sich sagen lassen, es sei dies mehr als die Hälfte des Gesamtwertes an deutschem Grund und Boden in Stadt und Land. Vier Kriegsanleihen — vier große Siege, damit die draußen sehen, daß wir die Heimat mit unserem Gute schützen, wie sie mit ihrem Blute!

Das Kriegführen, wie schon der berühmte Heerführer Montecuculi wußte, kostet Geld, Geld und abermals Geld, und man kann noch so viel davon im Spandauer Julisturm oder in andern Gewahrsamen liegen haben, der Krieg als der gefräßigste Aufzehrer macht die Summen schwinden. Der Kriegsschatz des Deutschen Reichs

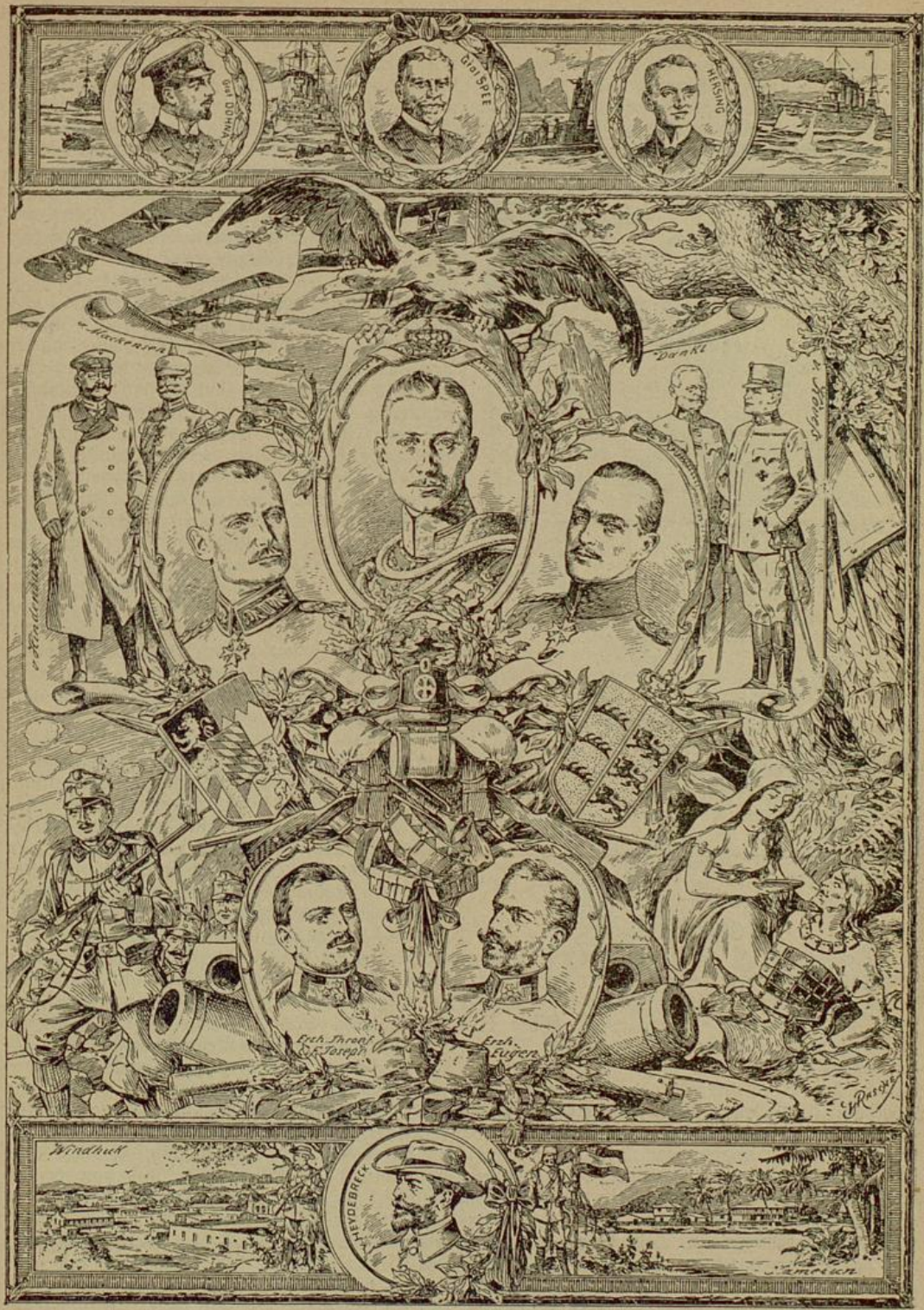
betrug bei Ausbruch des großen Weltbrandes 205 Millionen Mark in Gold und einige Millionen Mark in Silber. Allein mit dem Silber käme der Hinkende vermutlich aus, und wenn er so alt würde wie Methusalem, und er könnte, wenn seine Lebensflamme verlöscht, noch ein Erkleckliches für gute Werke stiften. Der geneigte Leser weiß, wie weit eine Summe von 205 Millionen zum Kriegführen reicht; man mag die Gelder strecken, soviel man will, in dreimal vierundzwanzig Stunden ist kein Heller mehr davon übrig. Nun hat aber das Reich noch andere Ausgaben als diejenigen für Kriegszwecke: die inneren Bedürfnisse des Staats wollen auch befriedigt sein, — was blieb dem Oberhelfer unsrer Reichswirtschaft anderes übrig, als gehörig die Steuerichraube einzudülen? „Alles Geld gehört dem Vaterland,“ jagte Herr Helfferich, und bevor er als Delbrücks Nachfolger das Reichsamt des Finern übernahm, bedachte er das deutsche Volk mit einer Reihe neuer Steuern. Vor allem haben diejenigen Personen und

Zwischen den Sozialdemokraten verschiedener Farbe ist das Tischtuch endgültig entzweigesehritten.

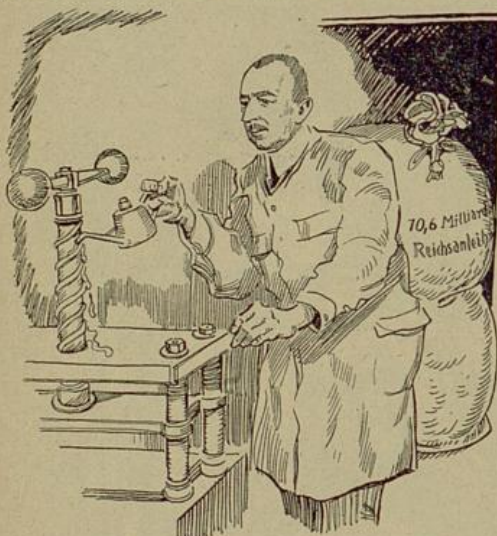


Unternehmungen zu zahlen, deren Vermögen während des Krieges und durch den Krieg einen Zuwachs erfuhr. Ferner sind der Verkehr der Waren und Güter, der Brief- und Geldumlauf zur Tributleistung herangezogen. Der Tabak soll ebenfalls dem Staat einen höheren Ertrag liefern, und es ist eine Maßregel des Krieges, daß Herr Helfferich auch vor des Hinkenden Tür nicht haltmacht, sondern ihm das bißchen Pfeife und der Lisbeth (sie kann das Schnupfen





nun einmal nicht lassen!) den Lohbeet verteuert. Die Zigarette muß ebenfalls bluten, und sie kann die höhere Abgabe ertragen, seit kein Lehrbub mehr morgens aufs Stahlroß steigt, er hätte denn sein dampfend Röllchen im Schnabel. Kurz und gut! das deutsche Volk, das mehr als dreißig Milliarden Kriegsanleihe gezeichnet hat, wird ohne Murren auch die



Was blieb dem Oberhelfer unserer Reichswirtschaft andres übrig, als gehörig die Steuererschraube zu ölen?

neuen Steuern auf seinen breiten Buckel nehmen, und so werden wir wirtschaftlich im Völkerringen das Ubergewicht behalten.

Daß wir mit den Waffen bestehn wie mit den übrigen Mitteln, dürfen wir als gewiß annehmen, da es den Feindesheeren auch jetzt nicht gelingt, die Menschenmauer einzurennen, die zu Schutz und Schirm des Vaterlandes weit vor unsern Grenzen aufragt.

In Ost und West

sind Schlachten im Gange von einer solchen Wucht und Wut des Ansturms und der Verteidigung, von einem solchen Aufgebot an Menschen und Kampfwerkzeugen, daß selbst die früheren Zusammenstöße an Maas und Mosel, im Artois und an der Hjer, am Hartmannsweiler- und Reichsackerkopf daneben wie matte Vorspiele erscheinen. In Paris ward Kriegsrat gehalten, und man erachtet die Stunde für gekommen, durch ungeheuern Druck von allen Seiten den Gegner zu zermalmen, die Deutschen aus Frankreich hinauszuhämmern, Belgien den Händen seines strengen, aber gerechten Statthalters, des Generals v. Bissing, zu entreißen und den Russen den Weg nach Berlin zu ebnen, da nach zarischer Berechnung die Kosakenpferde sich längst im Parke des Alten Fritz zu Sans-

jouci tummeln sollten. Herr Joffre hatte seine Hoffnungen schon auf das Frühjahr, dann auf den Spätsommer 1915 gesetzt. Von Mitte Februar bis in die zweite Märzwoche hinein benannten und beschossen die Franzmänner unsern ehernen Wall. Manchmal wurden zwischen Sonnenaufgang und -niedergang vom Feind hunderttausend Granaten versenert; Ströme von Heldenblut trank die erhitzte Erde, ohne daß den Angreifern der Durchbruch gelang. Zur Zeit, da unsere Winzer die ersten Trauben kelterten, hub der gewaltige Kampfraum von den Alpen bis zur Nordsee von neuem an zu dröhnen, Feuer zu speien und nach Blut zu lechzen. Der zweite Vorstoß kostete die Engländer 60 000 Mann, die Franzosen gar 130 000, ohne daß die Deutschen von einer 840 Kilometer langen Front mehr als 35 Kilometer, vier Meilen altbadischer Rechnung, verloren — ein Wegstück, das ein rüstiger Fußgänger (der Hinkende brächt' es nicht zustand) in acht Stunden abläuft.

Durch alle Unbilden eines zweiten Winters hielten die Unsrn ihre Stellungen fest. Noch aber war der Schnee auf den heimischen Bergen nicht geschmolzen, so gingen die Verteidiger zum Angriff über, und seit mehr als zwanzig Wochen dröhnt Hammer Schlag auf Hammer Schlag wider Frankreichs stärkstes Anfallstor: die Festung Verdun. Am 26ten des Hornung erstürmten Brandenburger das Panzerwerk Douaumont; heute, nach Eroberung von Vaux, Thiaumont und vieler anderer Stützpunkte des Feinds, nach Gefangennehmung von mindestens fünfzigtausend tapfern Verteidigern, stehen die Deutschen vor dem innern Festungsgürtel, und schon fragen besorgte Stimmen in Paris: Wird nicht Verdun das Grab Frankreichs werden? denn die jüngsten Jahrgänge haben sich auf diesem Schauplatz verblutet. Das Gallien von heut — man kann es nicht ohne Bewunderung sagen — hat den Geist und Ruhm seiner Väter auch im jetzigen Krieg durch erstauenswerte Taten fortgepflanzt. Tollkühn werfen sich neue Aufgebote in den Streit, nachdem in der hundertsten Kriegswoche auf dem uralten Kampfboden der Picardie und des Artois die längst verkündete Angriffsbewegung unserer Gegner mit einem ungefähr 170stündigen ununterbrochenen Trommelfeuer eingesetzt hat. Es ist ein beispiellos wütendes Ringen entbrannt und der Hinkende, auf dem Auslug, erlebt Tage höchster Spannung. Viele unter uns sahen schon Friedenstauben flattern oder setzten ihre Hoffnung auf die Fehmarnr Pappel, die seit 70/71 erstmals wieder in Blüte steht, und von der es damals auch hieß: wenn der alte Baum jung wird, ist der Friede nimmer weit. Aber höhnlachend hat John Bull der Welt kundgetan: »Nein! jetzt geht der Krieg eigentlich erst an!« Die englische Wehrpflicht, unter Geburtswehen zutage gekommen, soll die Feuerprobe bestehn!

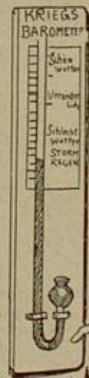
täglich und stündlich prallen das Millionenheer Kitcheners und Frankreichs letzte Stoßkraft mit der deutschen Verteidigung zusammen, die so voller Ausdauer und Todesverachtung ist, daß die Welt darüber den Atem anhält. Wer von uns seiner häuslichen Siebenfachen auch in diesen Stunden nicht Herr werden kann, — wer jetzt, wo der Gang der Weltgeschichte bestimmt wird, immer noch den Acker des Eigennuzes pflügt, weissen Dasein nach wie vor in Butter- und Eierfragen aufgeht, der (der Hinkende muß einmal ganz deutlich werden) verdient nicht den Namen eines deutschen Mannes oder einer deutschen Frau.

Die Kriegsentwicklung scheint auf ihrem Höhepunkt angelangt. Wohl an vierzehn Millionen Bewaffnete messen ihre Kräfte gegeneinander. Der Osten wie der Südosten sind in fieberhafter Erregung, und vieles mit beispielloser Hingebung Geleistete muß anscheinend noch einmal geschafft werden. Die vorjährige Betrachtung des Hinkenden war bei der Eroberung von Warchau und Zwangorod und beim Siegeszug in Litauen stehn geblieben. Um die Wende des Jahres ließ sich noch befriedigendere Rückschau halten: der fünfmonatige Bewegungskrieg nach der Majschlacht am Dunajek war zum Abschluß gekommen, Galizien bis auf einen kleinen Rest gesäubert, vom russischen Westen ein Gebiet von mehr als 290 000 Quadratkilometern in unsrer oder der Verbündeten Hand. Das Kosakowitereich schien erschöpft; der Großfürst Nikolaus war vom Oberbefehl entfernt, wie man einen Bock in die Wüste jagt. Nun aber rafft Rußland, der menschenpeinende Koloss, neue Millionen zusammen und wirft sie seit Wochen und Monden unaufhörlich unsern Wällen, Unterständen und Drahtverhauen entgegen. Von den Pripjetümpfen bis zur Düna wird mit steigender Erbitterung und Verbissenheit gerungen. Tschernowit und anderer bukowinischer Boden sind leider von Brusilows linker Flügelarmee besetzt; wir aber wollen dem österreichischen und ungarischen Kampfmuth vertrauen, der schon so oft in diesem Krieg den Sieg an seine Fahnen heftete, und ganz besonders in die Tapfern Hindenburgs und Linzings, des Grafen Bothmer und des Bayernprinzen Leopold setzen wir die Zuversicht, daß der Russen Hoffnung abermals zuschanden wird.

Im Südosten.

Der Hinkende ist nicht das Weltgericht; aber alle rechtlich Gefürchten werden ihm beispflichtig: ein schwärzerer Verrat ist seit Judas' Tagen nicht geschehen, als Italien ihn verübte an seinen Bundesgenossen von dazumal. Es geht dem Heuchlervolk, wenn es auch bisher schlechte Zinsen aus seinen schmutzigen Kriegsgeschäften zog, noch immer viel zu gut. Das Werk der Vergeltung, von Oesterreichs Schwertern und

Donnerbüchsen bis in die italiische Ebene getragen, ist von unabwendbarem Verhängnis in seinem gerechten Gange aufgehalten worden, um vielleicht später eine um so strengere Fortsetzung zu finden. Aber was haben die Kugelmacher selbst erreicht? Ist das Ergebnis ihrer Kriegsführung nicht ein klägliches? In fünf großen Schlachten am Jonzo wurden Streitermassen von über einer halben Million dem Wahne geopfert, es müßten österreichische Südländer von drückendem Joch befreit werden, und mit weinendem Aug befah Herr Cadorna, der alle Fehlschläge dem Regen oder Sturm schuld gibt, die Wetterfahne, ihm zugesellt und an seinem Bleistift nagend, weil ihm kein Siegesgedächtnis einfallen will, d'Annunzio, der göttliche Leiermann. Aber was geschah weiter? Die Tiroler und Steiermärker, die keinen Spaß verstehen, kehrten in Erwiderung gegnerischen Angriffs den Spieß um. Just als das verderbte Königreich den Erinnerungstag seiner großen Schande feierte, eroberten unsere Waffenbrüder unter dem Erzherzog-Thronfolger in blutigem Hochgebirgskampf eine Feindesstellung um die andre, war-



Mit weinendem Aug befah Herr Cadorna die Wetterfahne.



fen den Eindringling weit über die Grenzen hinaus und wandten sich drohend gegen die großen Waffenplätze im Gebiete des Po. Von allen Wesen aber, die einen Weibernamen führen, ist keine so wetterwendisch als die Kriegsfortuna: sie reichte mit einemmal wieder den Russen ihre Hand, und beim Wachsen der Gefahr im Osten blieb den Oesterreichern nichts anderes übrig, als gegen Italien hin sich wieder in den Bergen zu verschanzen. Aber dieser Rückzug

verließ derart, daß er unsern Bundesgenossen zum größten Ruhm statt zu übler Nachrede gereicht, und Tag für Tag bekommen es die Italiener zu spüren, daß die Angriffslust ihrer Gegner keineswegs erloschen ist. Im übrigen stellt der Hinkende fest, daß das Kriegsziel Italiens bisher völlig vereitelt ward und die Adria, die sonst die süße genannt wird, weshalb die Italiener nach ihrem Alleinbesitz lechzen wie der Bär nach dem Honig, — die Adria hat für die Leckermäuler in Rom einen Geschmack bekommen wie Essig. Herr Salandra aber, der unlängst das Staats-

ruder in andere Hände geben mußte und der dabei gewesen ist, als Italien das österreichische Länderanerbieten aus Bier nach Größerem abwies, — Herr Salandra hat im Ruhestande Zeit, über die Geschichte vom Sperling in der Faust und den Tauben auf dem Dach fleißig nachzudenken. Der Hinkende will inzwischen Umschau halten,

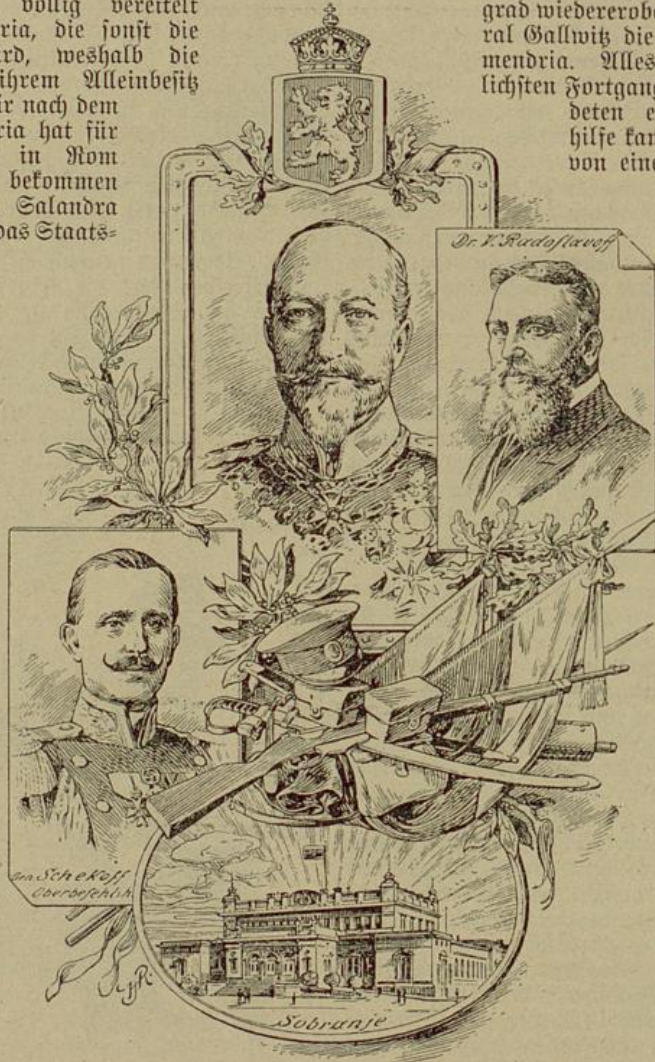
was sich auf dem Balkan ereignete.

Wie hat der Hinkende oft behauptet in Tagen, die weit vor dem Jetzt liegen? der Balkan ist das Pulverfaß in Europa; ein Fünklein da hinein und die Welt steht in Flammen! Der Leser soll sagen, ob es stimmt. In Serbien hat das Unheil seinen Anfang genommen; rascher und rasender als ein Steppenfeuer hat die Bewegung sich ausgebreitet, und wann sie zum Stillstand kommt, weiß nur der, in dessen bestimmendem Geiste Jahrhunderte wie ein Spielzeug sind. Das Feuer aber zerstörte seinen eigenen Herd: es gibt kein Königreich der Serben mehr. Ein Feldzug von höchstens neun Wochen, kurz der

serbische geheißt, entschied über das Schicksal eines Volkes von eigentümlichen Sitten und einer mehr als tausendjährigen Geschichte. Mitte September 1915 setzten deutsche Truppen unter dem österreichischen General v. Kövez über die Donau und Save; Anfang Oktober wurde Belgrad wiedererobert und nahm General Gallwitz die Donaufestung Semendria. Alles nahm den glücklichsten Fortgang, als den Verbündeten erwünschte Waffenhilfe kam. Bulgarien hatte von einem verfehlten Fried-

enschlusse her (demjenigen von Budapest des Jahres 1913) noch eine Rechnung mit Serbien und Rußland abzumachen; von Rußland herausgefordert, von den Serben durch Grenzverletzung gereizt, nahm es die Gelegenheit beim Schopf und stellte sich durch Kriegserklärung vom 14. Oktober beherzt an die Seite der Mittelmächte. Als hätten die neuen Waffenbrüder schon längst Schulter an Schulter gefoch-

ten, so besorgten sie jetzt gemeinsam und gründlich unter Mackensens Oberbefehl die Niederwerfung Serbiens. Nicht Fels noch Strom, nicht die verzweifelte



König Ferdinand von Bulgarien und seine Ratgeber.



Der Sultan und seine Hilfsmänner.

ernten. Am 30ten des Windmonds flohen zwei Reiter in erschreckter Hast durch die Wälder der Morawa. Es war der Serbenkönig mit dem Gesandten des „heiligen Rußland“. Der Mann, der durch Fürstenmord zur Herrschaft gelangte, ist in das Nichts zurückgesunken, aus dem er vor dreizehn Jahren herausstieg. Im eroberten Nißch aber drückten sich am 18. Jänner unser Kaiser und der kluge Koburger auf dem bulgarischen Zarenthron, König Ferdinand, die Hände. Das war zur selben Zeit, als der Krieg auch den Zaunkönig und Schweinegroßhändler Nikita vom Thron stürzte, und es half ihm nichts, daß seine Tochter Helene die Krone Italiens auf dem Haupte trägt. Nikita (zu deutsch: der Sieger!) ist jetzt, wie sein serbischer Herr Schwiegerjohann, ein Fürst ohne Land: nach den Siegen der Oesterreicher auf dem Lowitzschen und der Einnahme der montenegrinischen Hauptstadt Cetinje streckte sein halbverhungert Volk die Waffen. So ergeht es den Kleinen, wenn sie sich in den Streit der Großen mischen . . .

Mit dem Augenblick, da Bulgarien aus eigenem Antrieb unsrer Sache beitrug, war der Verkehr nach Konstantinopel für die Mittelmächte frei, und da nun die Türkei ganz anders als bisher mit schweren Mörsern und Schießbedarf versorgt werden konnte, so nahm auch der Krieg an der Dardanellenstraße eine neue Wendung. Großsprecherisch, wie die Briten sind, behauptete Herr Churchill: er habe den Schlüssel zur Hohen Pforte so viel als sicher in seiner Tasche. Aber in der Nacht vom achten auf den neunten Jänner flogen die letzten Bedränger der Halbinsel Gallipoli, von kräftigem Arm gelupft, ins Meer. So endete eine Unternehmung, die den Franzosen und Engländern gute

fünf Millionen kostete und zweihunderttausend Mann an Toten, Verwundeten und Kranken. Der türkischen Land- und Seemacht ist hohe Anerkennung zu zollen, und unsere Leser wird es freuen, wenn der Hinkende ihre Führer und Taten in den Kalender bringt. Daß in unsre Genugtuung über des Halbmonds Tapferkeit ein herber Schmerz sich mischt, ist nun einmal irdisches Los: der Türkei eigentlicher Schwertschmied und bester Heeresberater, Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz-Pascha, zugleich ein kluger und warmherziger Mensch, folgte am 19. April 1916 dem großen Heerführer Emmich nach, und als ihm Graf Hellmuth v. Moltke, des großen Schweigers Nefte, zuletzt Oberhaupt des stellvertretenden Generalstabes, zu Berlin die Trauerrede hielt, blieb auch dieses Verdienstvollen Lebensuhr plötzlich stehen. Das deutsche Volk aber wird die Bilder dieser Männer im Ehrensaal seiner Helden aufstellen.

Auf dem Balkan, um hierüber noch ein Wort zu sagen, ist jetzt die Lage so: Serbien und Montenegro erholen sich unter fremder Verwaltung langsam, aber merklich von einem nicht unverdienten Unglück. Durch gemeine Knebelung des Griechenvolks haben unsre Gegner starke Stützpunkte in und um Saloniki geschaffen, aber auch deutsche Truppen und österreichische stehen auf dem Boden des alten Hellas. Der noch einzige unbetroffene Balkanstaat spielt den Abwartenden, aber ist es nicht, als hätte Rumäniens Carmen Sylva, als sie starb, einen Segen für uns zurückgelassen? Die Rumänen haben dem deutschen Volk, dem die Dichterkönigin Elisabeth entstammte, ihre Kornkammern und andre Vorratsspeicher geöff-

net, und das ist vielleicht soviel wert als eine gewonnene Schlacht. Was endlich die Türkei betrifft, so hat sie nach dem Abzug der Engländer von Gallipoli die Arme für die andern Kriegsschauplätze frei, und dem Vordringen der



Da flogen, von kräftigem Arm gelüftet, die letzten Bedränger der Halbinsel ins Meer.

Russen im Kaukasus und am Schwarzen Meer haben die Muselmänner bereits Halt geboten. Die Engländer aber erlitten sozusagen unter den Mauern Bagdads einen Schlag, wie er ihnen seit Chartum und Colenso nicht mehr geschehn: britische Truppen mußten sich einem verhassten Gegner auf Gnade und Ungnade ergeben. Vier Monate lang hielt sich die Besatzung von Kut-el-Amara; als aber die letzte Patrone verschossen und der letzte Zwieback gegessen war, zogen die Belagerten (es waren ihrer noch 13300 Mann) das weiße Fähnlein auf. Das heißt allemal: wir können nimmer! Der Hinkende weiß nicht, ob die Engländer auch im Dunkeln rot werden. Daß jedoch General Townshend freien Abzug durch Geld erkaufen wollte (eine Million englischer Pfunde waren angeboten) ist jedenfalls echt englisch und verdient, für ewige Zeiten aufgezeichnet zu werden. Was hiermit geschehen ist.

Dom Kriege in der Luft und auf dem Wasser.

Wenn einer in der richtigen Reihenfolge hergehen sollte, wie die Kriegserklärungen einander folgten, seit das Habsburgische Doppelreich aus Selbsterhaltungstrieb am 28. Juli 1914 das

Schwert aus der Scheide zog, so käm' er in eine nicht geringe Verlegenheit, denn dieser Kriegserklärungen sind es heut siebenundzwanzig, und nicht weniger als dreizehn Staaten sehen wir an der bisher größten Entscheidung der Weltgeschichte beteiligt. Auch der Hinkende müßt' in solcher Gedächtnisübung versagen, dagegen stehn in seiner Erinnerung um so lebendiger die großen Taten und Namen dieses Kriegs. Auch des Luft- und Seefriegs. Unsere Marine hat den Ruhm der englischen übertroffen, die deutsche Luftflotte ihre Reifeprüfung glänzend bestanden. Die Jugend von einst aber wird vielleicht nicht mehr die Märchen lesen von Tausendundeiner Nacht, sondern andere, viel wunderbarere Geschichten, von den Abenteuern einer „Möwe“, die mit geringer Besatzung in den Weiten des Ozeans Feindeschiff auf Feindeschiff vernichtete, mitten auf der See gefangene Landsleute befreite und, als es nach entbehrungsreicher Kreuzfahrt im heimischen Hafen landete, eine Million in Goldbarren als Reisegeheim einbrachte. Oder vom Sonderboot des Kaisers, das trotz aller Späher, wie ihm befohlen, Spaniens Küste anließ und glücklich wieder das freie Meer gewann. Oder von jenem ersten Handelstauchboot „Deutschland“, das mit neunundzwanzig Köpfen an Bord, den bremischen Schlüssel im weißroten Felde, quer durch die Atlantische See zu den Amerikanern reißt, viereinhalbtausend Meter weit, davon achtzehnhundert Meter tief unter Wasser. Und



Die Kleineren hält John Bull grinsend unterm Daumen, sie sehen griechisch oder holländisch.

ebenso wird das künftige Geschlecht leuchtenden Augs die Taten unsrer Lufthelden anstaunen, die wie Böcke oder Zimmelmanngegner um Gegner bestehn oder mit Zeppelinen übers Meer den Krieg dahin tragen, wo er angestiftet worden ist.

Die Welt hat lange genug geglaubt, daß England zu Lande unangreifbar, auf dem Wasser

aber unbefleglich sei. John Bull durfte sich darum alles herausnehmen. Die Kleineren hält er grinsend unterm Daumen, sie seien griechisch oder holländisch. Völker voll hoher Begabung und kräftigem Eigenwesen sollen zum Schemel seiner Füße dienen, wie das Volk der grünen Erde, das vergeblich seine alten Fesseln sprengen wollte und über dessen bestem Kopf, Roger Casement, das Fallbeil britischer Willkür schwebt. Nur mit dem Wettbewerber im äußersten Osten



Der neugebackene Sohn des Himmels saß herrlichgewaltig im Thronessel, als ein scharfer Drachenhaut ihm die Krone vom Haupt wehte.

scheint John Bull nicht fertig zu werden. Ohne die Engländer erst umständlich zu fragen, haben die Japaner just eben mit dem Zarenreich einen Pakt über die Regelung asiatischer Fragen geschlossen. Da kann man wieder einmal den Schlag der Weltenuhr voranschauen, denn man weiß ungefähr, was kommen wird. Von der Abendseite hat China, auf dessen Zerstückelung es abgesehen ist, die Umarmung des russischen Bären zu gewärtigen; von der Weltecke des Sonnenaufgangs streckt das ehrgeizigste aller Inselvölker seine Krallen aus. Dem Reich der Mitte aber fehlt der Mann, der alle Kräfte des Widerstands fest zusammenhält. China besitzt keinen Mianschikai mehr. Dieser saß als neugebackener „Sohn des Himmels“ herrlichgewaltig im Thronessel, als ein scharfer Drachenhaut ihm die Krone vom Haupt wehte. Es bekam ihm übel, und er ist bald darauf gestorben.

Im fernem Osten, daran ist nicht zu zweifeln, zieht für die Abendländer eine ungeheure Gefahr herauf. Unser Kaiser hat sie vorausgeahnt und darum vor vielen Jahren den Mahnruf erhoben: „Völker Europas, wahrn eure heiligsten

Güter!“ Denn es wird der Tag kommen, wo alle Errungenschaften der Weißen vom Ansturm der Gelben bedroht sein werden. Heute sehen wir, wie die großen Mächte unres Erdteils sich zerfleischen, und unsre Feinde haben Völker, deren Lehrmeister in Wissenschaft und Technik wir gewesen sind, auf den Kampfplatz gerufen, aber auch die wildesten der Wilden. Allen voran führt England jetzt im Westen die Sklaven seiner Herrschgier zur Schlachtbank, und das Herz im Leibe blutet einem, daß unsre braven Schwaben und Bayern, die Söhne der roten und märkischen Erde gegen diese Haufen fechten müssen, deren Häuptlinge vor dem Krieg auf unsern Jahrmärkten für Geld gesehen werden konnten. England ist es auch, das gemeinen Raub an unsern Schutzgebieten in Afrika beging und damit den Stämmen des schwarzen Erdteils selber eine Waffe wider die Weißen in die Hand drückte. Mit zusammengebissenen Zähnen haben wir das Schicksal unserer Ueberseeeländer hinnehmen müssen; mit den Briten aber ist die erste große Abrechnung gehalten worden vor dem Skagerrak. Die Glocken hatten kaum ausgeläutet vom Sieg unserer Verbündeten, die am dreißigsten des Maimonds Asiago und Arsiere erstürmten, über dreißigtausend Italiener gefangennahmen, dreihundert Geschütze eroberten, da kam uns die Kunde von mächtiger Kraftprobe unserer Hochseeflotte im Kampf mit der englischen. Wie immer, wenn sie mit einer kriegerischen Macht zusammenstoßen, wollen die Engländer auch diesmal gesiegt haben; aber wir wissen, daß die Unsern die Angreifer waren, daß die englischen Streitkräfte weit in der Uebermacht sich befanden und ihr Schiffsverlust — der Hinkende legt die vorichtigsten Berechnungen zugrund — sich auf 169200 Tonnen beläuft gegenüber einem solchen von 60700 Tonnen auf deutscher Seite. Der Leser erinnert sich noch, wie geringschätzig Lord Churchill (einer von Englands Großen, namentlich wenn das Mundwerk in Betracht gezogen wird) bei Kriegsbeginn von Deutschlands Schiffen und Seeevolf sprach: diese Ratten wolle er aus ihrem Bau ausgraben, daß die Menschheit nur so stammn werde. Nach der Schlacht am Skagerrak bekam Churchill einen Wutanfall: „Goddam! (zu deutsch: Gott verfluch!) die Ratten haben zugebissen!“ Wir wollen den Engländer seinem Zorn überlassen. Gut ab jedoch vor dem Admiral Scheer, der die Unsern in jenem ungeheuern Treffen führte! Und wenn man die Träger deutschen Seegeists feiert, Männer wie Tirpitz und Souhong, die Kapitäne Mücke und Müller, die Grafen Spee und zu Dohna-Schodden, die Unterseebootführer Weddigen und Herjing — welch eine Heldenliste! — so wird auch Scheer, der Hanauer Lehrerverjohn, mit Stolz und Bewunderung genannt werden müssen.

Die Engländer können es nicht leugnen, daß die Seeschlacht in der Nordsee ein schwerer Schlag für sie gewesen ist. Ein zweiter aber folgte in wenigen Tagen nach. Als der Ordner und Lenker des britischen Heerwesens, Lord Kitchener, mit einem ganzen Stab von Kriegsberatern nach Rußland reiste, wurde sein Fahrzeug, das Kriegsschiff „Hampshire“, an der nördlichsten Spitze Schottlands von einem Torpedoschuß getroffen und sank. Niemand kam mit dem Leben davon und in den Fluten des Ozeans ging eine tückische Seele unter. Den Ruhm des Soldaten hatte Kitchener durch doppelte Schandtät besleckt; denn dieser Mann war es, der bei Wiederwerfung des Sudans Gräber entweichte, im Burenkrieg aber wehrlose Frauen und Kinder dem Hungertode preisgab. Selten scholl einem Toten ärgere Verwünschung nach als dem Sieger von Atbara und Omdurman. Der Löwenwirt aber, als er die Nachricht hörte von Kitcheners plötzlichem Tod, sagte nur: „Es ist Gottes Finger!“

Kitchener starb, aber noch lebt der Geist, in dem er seine Taten verrichtete. Es ist derselbe harte, mitleidlose Geist, der englische Seelente des »Baralong« antrieb, schiffbrüchige Deutsche abzuschießen wie jagdbares Wild. Der Briten Schuldbuch ist vollgeschrieben mit Handlungen dieser und ähnlicher Art, aber aus ihnen allen spricht nur die ohnmächtige Wut, daß wir es wagen, nach dem Dreizack des Meergotts zu greifen, und daß unsere Flotte, so jung sie ist, von einem Tirpitz zu gewaltiger Waffe geschmiedet ward. Man hat zuverlässig ausgerechnet, daß wir unsern Gegnern bis zum 31. Mai 1916 einen Verlust beibrachten von 1054 Schiffen mit zusammen 2 158 000 Tonnen. Die Kreuzer „Gmden“ und „Karlsruhe“, glorreichen Andenkens, haben jeder siebzehn Schiffe versenkt, die „Möwe“ deren fünfzehn. Unter den Leidtragenden aber steht England an erster Stelle mit 847 Schiffen und 1 758 501 Tonnen. Die Tauchboote haben ein gut Teil daran geschafft, und darum ist es des Hinkenden Ansicht, daß uns dieses Werkzeug des Kriegs niemand aus den Händen winden soll, sondern wenn wir damit England ins Herz treffen können, darf kein Augenblick gezaudert werden. Am 17. Februar 1915 haben wir vor aller Welt die Lösung des Tauchbootkriegs ausgegeben und haben ihn als Antwort auf Englands Aushungerungsplan frisch und fröhlich geführt. Um weiterem Zuwachs an Feindschaft vorzubeugen und damit die Yankee auch auf Pulverfässern und Geschößkisten reisen können, haben wir Milde- rungen eintreten lassen. Einstellen aber dürfen wir die neue Kampfform, in der wir Meister sind, nun und nimmer. Wir sind es schon unserm Tirpitz, dem »Koon der Flotte«, schuldig, der zwar nach neunzehnjähriger Amtsfüh-

rung an der Spitze unsres Kriegseewesens in den Ruhestand getreten ist, aber in den Herzen und in dem Willen eines dankbaren Volks weiterwirkt. Der Hinkende hat in die Knopflöcher keinen Orden zu vergeben, sondern höchstens Rosen; aber die schönsten, die sein Gärtlein hervorbringt, sollen des Großadmirals Brust schmücken, sofern er von St. Blasien den kurzen Abstecker zu dem alten Stelzfuß tun möchte.

Wie mag der alte Seebär im Innersten gejauchzt haben, als ihm die Kunde zuslog: der Weg über den großen Teich ist wieder frei, unser erstes Handelsunterseeboot ist, aller Späher und Räuber spottend, wohlbehalten in Baltimore angekommen! Den Engländern, wenn sie den Ozean für sich allein haben wollen, bleibt nichts andres übrig: sie müssen das Meer auf Flaschen füllen. Auch den Hinkenden hat die Botschaft ordentlich erquickt und erhoben, und er nimmt sie als ein neues unzweideutiges Vorzeichen, daß der deutsche Geist über alle Widerjacher den Sieg davontragen wird. Wenn solche Dinge geschehn, wie der „Deutschland“ glückhafte Fahrt, wer mag da noch grübeln und zögern, ob wir die Prüfung bestehn werden? Das Vaterland ist wahrlich durch eine Schule der Not und Bedrängnis gegangen — das Vaterland, unsrer Zukunft Fels und Baugrund, wird Dauer, Ansehn und Größe haben. In dieser Zuversicht mag weiter gerungen und gesorgt sein. Der Hinkende, wär' es in seine Macht gegeben, hätte nicht den Mut, das Ganze halt blasen zu lassen, als befänden wir uns mitten in friedlicher Waffenübung. Weitsehige Erörterung der Kriegsziele jedoch überläßt er solchen, die (gleich den Wägdlein) den Mund nicht halten können. Worauf es ankommt, hat unser Reichskanzler in seiner Rede vom 5. April 1916 knapp und treffend gesagt: „Sinn und Ziel dieses Krieges ist uns ein Deutschland, so festgefügt und stark beschirmt, daß niemand wieder in die Versuchung gerät, uns vernichten zu wollen, sondern jedermann in der weiten Welt unser Recht auf Betätigung unserer friedlichen Kräfte anerkennen muß.“

Das ist dem Hinkenden Begweiser und Richtschnur genug; im übrigen aber, wenn er noch einmal mit einem einzigen weiten Blick Gesamt musterung über die Weltbegebenheiten hält, so geschieht es mit zuversichtlichen Hoffnungen. Mögen nach Italiens schauderndem Trenbruch die Staatsmänner auf dem Kapitol uns vollends den Krieg erklären, mag Rumäniens Entscheidung zu unsern Ungunsten ausfallen, der Hinkende hat sich für seinen Seelenbedarf ein rüstig herzhafte Lutherwort ungeprägt: »Und wenn so viele Teufel wider uns wären als Ziegel auf den Dächern — wir müssen durch!«

**Gut und preiswert
kaufen Sie nach diesem Kataloge.**



Überzeugen Sie sich
und verlangen Sie die illustrierte Preisliste der Firma
August Stukenbrok, Einbeck
durch die anhängende Karte.

Bitte hier abtrennen.

Mein Hauptkatalog ist das
bedeutendste Nachschlagewerk der
gesamten Fahrradbranche!

Bitte hier abtrennen.

Hochwertige Qualitäten u.
mäßige Preise bei muster-
gültiger Bedienung haben
dem Hause Stukenbrok
Weltruf gebracht.

Die Firma **August Stukenbrok**
ist infolge ihrer Leistungsfähigkeit
stets an der Spitze und Lieferantin
höher und höchster Herrschaften
des In- und Auslandes, sowie vieler
deutschen Regimenter und der
deutschen Marine, vieler Staats-
behörden, Post- und Eisenbahn-
verwaltungen, Landesanstalten,
Vereine usw.

Große, bedeutende Reparatur-
werkstatt mit Kraftbetrieb, für
Fahrräder aller Art.

Eigene Postpaket-
Abfertigung im Hause.

250 000 „Deutschland“-
Fahrräder zur größten
Zufriedenheit geliefert.

Tausende von freiwilligen An-
erkennungen aus allen Kreisen.

Bei Ausfüllung
der Adresse
des Absenders
3 Pfg.-Marke,
bei weiteren
schriftlichen
Mitteilungen
5 Pfg.-Marka.

An die Firma

August Stukenbrok

Vorteilhafteste Bezugsquelle für Fahrräder,
Nähmaschinen und Sportartikel aller Art

Einbeck. K 119

Jedes Deutschland-Fahrrad ist ein
Musterrad, in Qualität ohnegleichen.



BLB Karlsruhe

Fahrräder
in 37 verschiedenen
Modellen



Sprechapparate
in 36
Modellen



Sportartikel aller Art



Schallplatten
in 3 verschied. Preislagen
und größter Auswahl



Nähmaschinen
in 2 versch. Ausführungen



Pneumatik-Mäntel
in 25 verschiedenen
Sorten



Haushaltsartikel
für alle Verwendungszwecke



Fahrradersatzteile
in größter Auswahl



Gute Qualität und billigen Preis

in weitestgehendem Maße vereinigen,
das ist der Grundsatz der Firma

August Stukenbrok, Einbeck

**Deutschland-Fahrräder und -Nähmaschinen,
Sport- und Gebrauchsartikel aller Art**

finden Sie in meiner illustrierten Hauptpreisliste in reicher Auswahl verzeichnet.
Lieferung nur in bester Qualität und zu Preisen, wie sie bei gleicher Güte billiger nicht
gestellt werden können. Dieses Prinzip bietet

meinen werten Kunden grösste Sicherheit
beim Bezugs jeglicher Artikel.

Wenn Sie Bedarf haben, fordern Sie kostenlose Zusendung meiner Hauptpreisliste und
sichern auch Sie sich die

Vorteile, die Ihnen mein Geschäft bietet.

Fahrradschläuche
alle Größen, 8 verschiedene
Qualitäten



Stahlu. Kurzwaren
in nur besten Qualitäten



Elektrische Artikel
in größter Auswahl



Reiseartikel
in bewährten Qualitäten



Photogr. Apparate
in nur bewährten Modellen



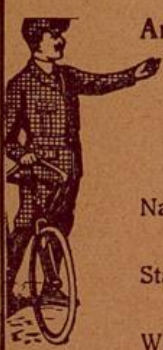
**Wand- Taschen-
Küchen- u. Hausuhren**
in größter
Auswahl



Wettermäntel.
Sportbekleidung
in dauerhafter Ausführung



Schmuckgegenstände
aller Art

An die Firma **August Stukenbrok, Einbeck.**

Hiermit ersuche ich Sie um kostenfreie Zusendung Ihrer
neuesten illustrierten Hauptpreisliste mit billigsten Preisen.

Name:

Stand:

Wohnort:

Adresse bitte recht

deutlich ausfüllen!

Falls augenblicklich kein Bedarf vor-
liegen sollte, so wollen Sie gefl. diese
Karte für eine spätere Abforderung des
Kataloges aufbewahren.

Straße:

Bestellungs-
Postort ist:

Oberpost-
direktions-
Bezirk: Provinz:

Wenn Sie eine in jeder Beziehung
einwandfreie Ware kaufen wollen,
so wenden Sie sich an meine Firma!

hätte, in seine Geburtsstätte Ondersberg. Doch machte er vorher noch eine bedeutende Stiftung für ein zukünftiges neues Schulhaus und für Beihilfen an tüchtige, aber arme Schüler. Auch hat er später manchen seiner ärgsten früheren Peiniger in aller Stille gefördert und mit Geld namhaft unterstützt. „Sie können nichts dafür. Ich bin allein schuldig gewesen an der Unbotmäßigkeit. Ich muß gutmachen, was ich an den Buben gefehlt habe.“

Aber zwischen seiner amtlichen Pensionierung und dem wirklichen Abschied am Ende des Schuljahres trug sich noch etwas zu, außerhalb der Schule, was den stillen Mann aufs tiefste erregte.

Peter Weiß wohnte dreißig Jahre lang bei dem alten Weinhändler Bemble am Marktplatz, am Eck gegenüber der Kirche. Herr Bemble war Witwer geworden und nahm sich eine „Hausdame“. Durch eine einfache Zeitungsanzeige in der „Frankfurter“ hatte er sie bekommen.

Sapperlot, gab das eine Aufregung, ein Fragen und Raten im Städtle, als diese Hausdame die paar ersten Male auf den Wochenmarkt ging! Groß, blond, vornehm, aber mit unendlich gültigem Antlitz und wunderschön, so schritt sie, jedermann bescheiden zuerst grüßend, durch der Gäßlein Stant, der Bürgerlein Zant. Sie hieß auch noch Josepha, wie kein Mensch im Städtle hieß; Josepha Hertenstein und war geboren in Rom. In Rom! Wie kam dieses schöne, freundliche, vornehme Wesen zwischen die Misthaufen des Nestes? Da mußte was dahinterstecken. Uha! Natürlich! Sie war eine verkappte dänische Gräfin, denn sie besaß dänische Bücher. Nein, sie war eine Russin, denn sie sprach russisch; eine verbannte Revolutionärin, die natürliche Tochter eines Großfürsten. Neulich stand ja etwas von so einer im Wochenblatt. Das mußte sie sein. Aber von ihrem Mann wurde sie geschieden. Ob wohl der alte Bemble sie heiraten würde? Wie alt sie sei? Nun, so zwischen fünf und zwanzig und fünf und dreißig Jahren. Jedenfalls so vornehm und schön, wie in dem Städtchen noch kein weibliches Wesen herumgelaufen war. Es wehte um sie eine solch starke Luft von Unnahbarkeit, daß selbst die Frischschoppenwickler nicht wagten, den alten Bemble mit seiner Haushälterin in zweideutigen Anspielungen aufzuziehen.

Da Peter Weiß vom unteren Stockwerk aus bedient wurde, kam er mit Fräulein Josepha häufig in Berührung. Sie behandelte den ungeschickten Bauernsohn sehr freundlich und achtungsvoll. Denn mit dem geübten Blick eines welt erfahrenen Weibes hatte sie sofort den hohen inneren Wert des äußerlich ungelenkten Mannes erkannt. Und als sie gar von seinen Leidensstunden in der Schule erfuhr und damit seine unverwüßliche Herzensgüte verglich, gewann sie ihn geradezu lieb.

Peter Weiß, zu stolz und auch unfähig, sich anders zu zeigen, als er war, trieb sein harmloses eigenartiges Junggefellnwesen ruhig weiter; aber er war von rührender, zarter Rücksichtnahme gegen die schöne Josepha und wurde jetzt nur noch bedürfnisloser als bisher. Denn auch die geringste Mühe, die er dem Fräulein machte, dünkte ihm ein Unrecht oder eine Unhöflichkeit. Dagegen der Witwer unten spielte den galanten Mann von Welt, so wie er es vor vierzig Jahren als Kaufmannschwung glaubte meisterhaft fertiggebracht zu haben. Die schöne Josepha sah nun freilich danach aus, als ob sie



Josepha ertrug mit großem Takt die altmodischen Achtungsbezeugungen ihres Brotherrn.

eine Mitterlichkeit gewohnt sei, die um einige Oktaven höher lag als die eines Kommiss. Aber sie ertrug mit großem Takt auch die ausschweifenden altmodischen Achtungsbezeugungen ihres Brotherrn.

Peter Weiß war freilich nicht nur ein jammervoller Schulmeister, was im Städtchen jede Dienstmagd wußte, sondern auch ein großer Gelehrter, wovon niemand eine Ahnung hatte als der Stadtpfarrer, der im gleichen Spital krank lag und heimlich auch mehr hinter den Büchern saß, als für sein Amt gerade nützlich war. Peter Weiß arbeitete nämlich in aller Stille seit Jahrzehnten an einem großen Werk über den berühmten geistreichen Erasmus von Rotterdam und dessen Verhältnis zu Luther, dem Humanismus und der Reformation. Unter

allen auf Erden Lebenden war wohl keiner zu finden, der in den elf dicken Foliobänden der lateinischen Schriften des alten Spötters sowie in der Weltliteratur über Humanismus so zu Hause war wie Peter Weiß. Vielleicht trug das heimliche zweite Leben in dieser fernen Welt viel zu der unheilvollen Zerstreuung Peters in der Schule bei.

Seit aber Josepha im Hause war, ertappte sich Peter Weiß auch dann als zerstreut, wenn er am Erasmus saß! Wäre er als Dieb oder Schürzenheld schmählich erwischt und vor der ganzen Welt bloßgestellt worden, so hätte er nicht unglücklicher sein können als bei dieser Wahrnehmung. Ja, es stand schließlich so, daß Peter in hellsten Tränen der Not sich fragte, ob er seine wissenschaftliche Arbeit wirklich zu Ende zu führen imstande sei. Denn ganze Seiten des strahlenden Lateins konnte er herunterlesen, ohne zu wissen, was er gelesen hatte. Etwa so, wie er früher vor lauter Erasmus oft nicht wußte, was er zu Mittag gespeist hatte, wenn er Messer und Gabel weglegte.

* * *

Um die fünfte Stunde eines schönen Sommermorgens setzte sich Weiß wieder einmal an seine alten schweinsledernen Schwarten, fest entschlossen, heute unerbittlich zu arbeiten. Da donnerten unten in dem sonst so stillen Stockwerk die Türen auf und zu, daß das Haus zitterte. Geschrei! Die Stimme Josephas kreischte ganz unvornehm nach dem Dienstmädchen. Das Mädchen stürmte die Treppe herauf und riß ohne Anklopfen die Tür des Professorzimmers auf: „Herr Professor, der Herr Bemble send maustot. Sie sollet gleich ronterkomme, hat's Fräulein gsait.“

Peter Weiß stürzte hinab. Im Schlafzimmer des Alten fand er Josepha; sie war nur notdürftig bekleidet. Der Alte hatte einen Schlaganfall bekommen, aber noch schreien können. So war sie denn aus dem Bett gestürzt, hatte die Tür des Schlafzimmers Bembles mit gewaltiger Kraft aufgebrochen und fand den Brotherrn bereits im Todesröcheln. Jetzt machte sie Wiederbelebungsversuche an dem Toten. Peter Weiß sollte ihr dabei helfen. Aber wie sie auch in diesen Dingen geschickt und erfahren war, so war der Professor verzweifelt ungeschickt. Allein es hätte ja doch alles nichts geholfen. Der alte Weinknabe war und blieb tot. Josepha stellte die Arbeit ein. „Er ist tot.“ Sie griff Herrn Bemble an die stadtbekannte dicke rote Nase. Diese war aber jetzt bleich und spitz geworden.

Der Professor faltete die Hände und betete halblaut: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir . . .“ Dann sprach er ein Unservater und den Segen: „Der Herr segne

dich und behüte dich . . .“ Er legte dem Toten segnend die Hand auf die Stirn.

Josepha sah den Professor erstaunt, aber dankbar von der Seite an. Daß er jeden Sonntag in die Kirche ging und viel im griechischen Neuen und hebräischen Alten Testament las, wußte sie. Jetzt hatte der schüchterne Mann in sicherer Geisteskraft durch das priesterliche Gebetswort das Peinliche der Todesstunde beseitigt. Wie arm und verlegen sind da die Menschen, die nichts zu sagen wissen als: „Er ist tot. Da liegt er.“

Jede Frau schaut an einem Mann empor, der mit aufrichtigem Herzen in ernster Stunde ihr den Stab der Religion zu bieten weiß. Denn sie bedarf dessen und sehnt sich danach, auch wenn sie noch so stark ist.

„Ich danke Ihnen, lieber Herr Professor!“

Sie griff leise zur Seite nach seiner Hand und drückte sie faust.

Peter Weiß wagte nicht, das schöne Weib anzusehen. Denn sie stand neben ihm nur halb bekleidet. Der gewissenhafte und bei aller Ungeschicklichkeit tief ritterliche Mann wollte keinen Diebstahl an fremdem Eigentum begehen, nicht einmal mit den Augen. Ohne dem schönen Frauenwesen einen Blick zuzuwenden, entfernte er sich still.

Als Peter jedoch wieder vor seinem Schreibtisch auf dem Korbstuhl saß, tobte in seiner mächtigen Brust ein Kampf widerstrebender Gedanken. Er schämte sich, daß er, wenn auch ohne es zu wollen, im Augenblick des Eintritts ins Zimmer die Geheimnisse der schönsten Frauengestalt halb entschleierte gesehen hatte. Und doch vermochte er die erregte Einbildungskraft von dem verlockenden Bild nicht loszureißen. So sieht ein Frauennackte, so sehen Frauenarme aus? Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er Derartiges geschaut hatte.

Peter Weiß flüchtete sich zu den Folianten. Aber aus dem sauberen großen Druck grinsten ihm das feine Gesicht des alten Spötters Erasmus entgegen. Erasmus ist ein schlechter Notthelfer für angefochtene Seelen. Peter schrie fast laut nach den erlösenden Qualen der Schule, wie ein Mönch in Seelenkämpfen nach der Geißel greift, um sich den Rücken blutig zu hauen. Aber es war noch nicht Schulzeit. Der Professor holte den starken Weißdorn, Undersberger Gewächs, aus der Ecke und schickte sich zu einem Spaziergang an.

Aber als er unten an die halboffene Tür zur Wohnung des Toten kam, spürte er plötzlich, wie eine unsichtbare Schicksalshand ihn packte und zur Tür hin- und zur Tür hineinzog. Der Schweiß brach ihm aus. Er trat auf den Vorflur. In der Küche hörte er Stimmen. Der Medizinalrat war gekommen.

„Ach was,“ flüsterte der Arzt, „Sie werden

doch keine Gans sein? Liebes Kind, so in aller Unschuld.“

„Machen Sie, daß Sie hinauskommen! Schämten Sie sich! Drüben liegt ein toter Mann.“

„Sie sind nicht für Tote da, schönes Kind, sondern für Lebendige.“

Plötzlich drinnen ein Klatschen wie von einer Kapitalsohrfeige.

„Donnerwetter!“

Peter Weiß kannte den alten Schweinigel wohl. Er wußte jetzt auch, was da vorging. Mit langsamen Schritten, die Zähne grimmig zusammenbeißend, trat er in die Küche.

„Ah, da kommt noch einer. Jetzt wird's lustig,“ rief der Medizinalrat unter gemeinem Lachen.

„Das werden Sie gleich sehen, Sie Schweinehund.“ Aber da hatte der Medizinalmann auch schon den ersten Hieb von dem Undersberger. Und dem ersten folgten noch viele. Der Schürzenheld, der schon ähnliche Katastrophen erlebt haben mochte, drehte dem Angreifer geduldig den Rücken zu und nahm die reichliche Tracht



Nur wenn der Undersberger gar zu gut aufholzte, schrie er laut: „Au!“

gottergeben in Empfang. Nur wenn der Undersberger gar zu gut aufholzte, schrie er laut: „Au!“

„Josepha hatte sich entfernt.“

„Ich empfehle mich Ihnen ergebenst, zu jedem weiteren ähnlichen Dienst gerne bereit. Lassen Sie mich nur rufen, wenn's nötig ist.“

Damit ging auch Weiß von dannen und der

Don Juan konnte nun Betrachtungen anstellen über die Wechselfälle des menschlichen Lebens im allgemeinen und über seinen Buckel im besonderen.

Peter Weiß ging noch ein wenig lustwandeln und dann in die Schule. Er war aber heute in einer ganz besonderen, noch nie erlebten pädagogischen Stimmung; das merkte er wohl. Nur die Buben merkten es nicht, wenigstens nicht gleich, sondern sie begannen ihren gewohnten alten Unfug wieder. Hei! Wie hatten sie sich heute verrechnet! Peter Weiß ergriff plötzlich seinen Gewaltigen, riß den ersten Missetäter über die Bank und hieb ihm den Sitzteil windelweich. Die Buben starrten den Mann entsetzt an. Einer lachte. Auch der bekam sofort sein vollgerüttelt Maß. Nun saßen sie alle da wie Mäuschen, nur die zwei Behandelten heulten und schnipsten.

„Wollt ihr das Heulen sein lassen? Gleich gibt's noch eine Tracht!“

Grabesstille lag jetzt über der Klasse. Auch Peter Weiß redete kein Wort. Mit blitzenden Augen schaute er längere Zeit über die gezähmte Menagerie hin.

Der Schulvorstand, der aus dieser Klasse stets einen Heidenlärm zu hören gewohnt war und oft eingreifen mußte, kam, um zu horchen. Er traute seinen Ohren nicht. Sollte die Klasse sich heute verschworen haben, zu schwänzen? Fand hier überhaupt kein Unterricht statt? Wehe der Bande! Er steckte den Kopf ins Zimmer.

„Entschuldigen Sie, Herr Kollege.“ Der Kopf verschwand wieder aus der Türpalte. Der oberste Vorstand eilte zum zweiten Anstaltsleiter, seinem Vertrauten, dem Schuldienner. Auch der hatte schon gehorcht und war über die rätselhafte Stille ebenso entsetzt wie der Oberkollege. Beide hielten nun Rat und erwarteten mit Bangen das Weitere. Denn daß ein noch nie dagewesener unerhörter Skandal drinnen sich zusammenbraute, das war doch sonnenklar.

Unterdessen aber hatte Peter Weiß den Unterricht begonnen. Die Bürschlein saßen da wie in einer Musterchule. Keiner muickte sich, denn Peters Augen funkelten.

Heute war er endlich Schulmeister geworden. Mit fünfundsünfzig Jahren und mit der Pensionierung in der Tasche! Zu spät!

In den Pausen, beim Rauen der Butterbrötter, teilte die Klasse das Unerhörte den anderen ganz verfürzt mit. Diese wollten es zuerst nicht glauben. Aber die beiden Gerichteten begaben sich mit vereidigten Zeugen hinten in den Holzstall und entblößten die Schattenseite ihres Daseins. Gegen den Augenschein war nicht mehr aufzukommen. Bange Ahnungen ergriffen die ganze Schule. Sollte Peter am Ende doch noch im Dienst bleiben? Und

sollte ihnen das einzig vergnügliche Stück ihres betrüblichen Schülerdaseins auch noch entschwinden? Unerhört!

Diese Befürchtung war jedoch grundlos. Peter konnte seiner Behörde nicht wohl melden, in den letzten vierzehn Tagen seiner Schulhalterei sei er endlich zur Vernunft gekommen. Es mußte also bei der Zuruhesetzung sein Bewenden haben.

Zweites Kapitel.

(Ein Baron und ein Mord bringen großen Aufruhr.)

Peter Weiß war in dem Augenblick energisch geworden, wo er den Medizinalrat durchprügelte. Eine ungewohnte Entschlossenheit durchglühte von da ab sein ganzes Wesen.

„Ich wag' es,“ sprach er oft laut, wenn er sich allein befand. Morgen war das Schuljahr zu Ende. Morgen war die altersübliche Schlussfeier. Morgen reiste Josepha weg und er auch, mit dem gleichen Postwagen. Es war also höchste Zeit. Heute mußte die Entscheidung fallen.

Peter Weiß zog seinen Sonntagsrock am hellen Werktag an. Der reiche Mann besaß ja nur zwei Kläuse, und auch die erste Garnitur stand nicht ganz auf der Höhe der Zeit. Also geschmückt stieg er langsam die Treppe hinab und läutete unten sein Schicksal an. Josepha öffnete und führte ihn ins bessere Zimmer des seligen Herrn Bemble.

„Sie wollen Abschied nehmen, lieber Herr Professor? Es tut mir sehr, sehr leid, daß ich von Ihnen scheiden muß. Ich habe Sie recht lieb gewonnen.“

Das war zuviel gesagt. Das verwirrte den Bauernsohn. Seine neue Entschlußfähigkeit flog ihm weg wie ein Spatz, wenn geschossen wird. Er wußte nichts zu antworten.

„Was mir den Aufenthalt in diesem Hause so besonders lieb machte, das war das unbeschreibliche Vergnügen, für Sie ein wenig sorgen zu dürfen. Hoffentlich sind Sie mit mir nicht unzufrieden.“

Peter Weiß stand wieder auf der Undersberger wackligen Kanzel und sollte seine erste Predigt noch einmal halten. Bereits gähnte in der Tiefe der Abgrund.

Die Sache wurde peinlich. Josepha ergriff seine Hand und sagte: „Ich hoffe es, auch wenn Sie es mir nicht sagen. Leben Sie wohl, lieber, lieber Herr Professor. Darf ich Ihnen ab und zu einmal schreiben?“

„Ja, wenn Sie wollen,“ glaubte Peter zu sagen. Aber in Wirklichkeit hatte er auch das nicht gesagt. O, der Abgrund! er wurde immer weiter und schwärzer. Die Kanzel schwankte schon bedenklich.

„Liebster, bester, guter Herr Professor! Haben Sie für mich kein freundliches Wort des Abschieds?“

Da war das Unglück fertig. Der starke, große Mann bog die Knie und neigte den Körper vornüber. Josepha fing ihn mit kräftigen Armen auf und legte ihn auf ein Sofa.

Es war nur ein Augenblick. Als Peter wieder erwachte, lag er in Josephas Armen, matt, hilflos wie ein Kind. Er weinte.

„Ist Ihnen wieder besser?“

„Unendlich wohl. Sie sind ja bei mir,“ schluchzte er.

„Lieber, lieber Professor.“

„Josepha! Bleiben Sie bei mir.“

„Gewiß, bis Sie wieder wohl sind.“

„Nein, nicht so! Ganz bei mir. Werden Sie . . . Josepha!“

Er spürte ein Zucken in den Armen, die ihn umfingen.

„Werden Sie mein Weib!“

Das Zucken wurde zum krampfhaften Zittern. Da bengte sich das feine, schöne Gesicht voll unendlichen Erbarmens tief herab zu dem seinigen. Josepha streichelte ihm die Wange.

„Lieber Professor! Fassen Sie sich! Es kann nicht sein.“

„O! O!“

Welch ein Stöhnen!

„Ich bin das Weib eines andern. Und dieser andere lebt noch.“

Nach siegte jetzt das starke sittliche Gefühl des untadeligen Ehrenmannes über die körperliche Schwäche. Peter machte sich los und stand langsam auf.

„Verzeihen Sie mir, wenn ich unbewußt Sie beleidigt habe,“ bat er traurig. „Sagen Sie mir, daß Sie mir verzeihen!“

„Ich jage Ihnen noch mehr. Ich will ja so gern bei Ihnen bleiben, wenn Sie mich haben wollen. Ihre Nähe tut mir unbeschreiblich wohl nach allem, was ich in der Welt und von Männern erlitten habe.“

„Josepha! Sie bei mir? Sie wissen ja, daß ich auf ein Dorf hinausziehe, in die Einsamkeit.“

„Je einsamer, je lieber. Ach, ich war schon einmal noch einsamer.“

Schnell und froh wurde die Angelegenheit erledigt. Josepha, die ihre Koffer bereits nach Venedig versandfertig geschrieben hatte, schrieb sie um nach Undersberg. Sie zog mit als Haushälterin Peters.

In Undersberg hatte der Professor schon vor einem Jahrzehnt ein halbverfallenes Haus gekauft und als Ferienwohnung behaglich — nach seinen Begriffen wenigstens — instand gesetzt. Es war eine kleine Sommerwohnung, erbaut vor etwa 150 Jahren von einem Bergwerksingenieur. Dieser machte den Versuch, die mittelalterlichen verlassenen Erzstollen hinten im Tal wieder in Betrieb zu setzen. Er baute eine Schmelzhütte. Allein der Versuch mißlang und kostete dem Unternehmer sein ganzes Vermögen.

Er verschwand, und das kleine hübsche Haus stand leer, wurde zuletzt von der Gemeinde als Armenhaus angekauft und verfiel jetzt noch weiter, bis es endlich Peter Weiß um ein paar Mark erwarb und als Wohnung für die Ferien herrichten ließ. Es lag sonnig in den Neben und bot eine entzückende, wenn auch enge Aussicht in Wald und Tal.

Peter Weiß lebte wieder auf, als er dauernd in seiner Heimat bleiben durfte. Hier kannte er fast jedes Kind. Sein Bruder war Bürgermeister; eine zahlreiche Sippe großer Bauern umgab ihn, und das ganze Dorf sah zu dem reichen Bauernsohn und gelehrten Professor mit ernstlicher Hochachtung empor. Das war hier alles ganz anders als in dem Schulnest.

Und dann Josepha!

Natürlich fand sich die auch im Dorf und in der Verwandtschaft ihres Herrn rasch zurecht. Die guten Vettern betrachteten sie allerdings sehr argwöhnisch. Sollte sie den reichen Erbonkel angeln und ihnen die große Erbschaft vor der Nase wegschnappen? Sie hatten ja im stillen alles schon friedlich unter sich verteilt: die Neben, die Aecker, den Wald, das Geld.

Das war keine kleine Sorgenlast für die wackern Vettern. Sie machten dem Onkel auch verblühte Andeutungen, kamen aber hiermit schlecht an. Der Onkel verwies ihnen solche Redensarten aufs strengste.

Die Vetterschaft wollte es mit dem Erbonkel nicht verderben; darum blieb sie trotz der bänglichen Angst freundlich. Und weil sie merkten, daß Josepha bei ihm alles galt, suchten sie auch das Wohlwollen der schönen Dame zu erwerben.

Josepha hatte übrigens keinen ganz leichten Standpunkt mit ihrem neuen Herrn; denn er bediente sich vollkommen selbst, wickelte seine Stiefel, besorgte auch den Garten, die Neben, den Obigtarten, kurz alles, so daß für Josepha eigentlich sehr wenig zu tun übrigblieb. Es gab darüber oft freundschaftlichen Streit zwischen den beiden. Aber das erhöhte nur das Glück des Professors.

Im übrigen brütete er jetzt um so enger über seinem Erasmus. In einem Jahr sollte die umfangreiche Arbeit druckfertig sein. Ein Verleger war schon gefunden. —

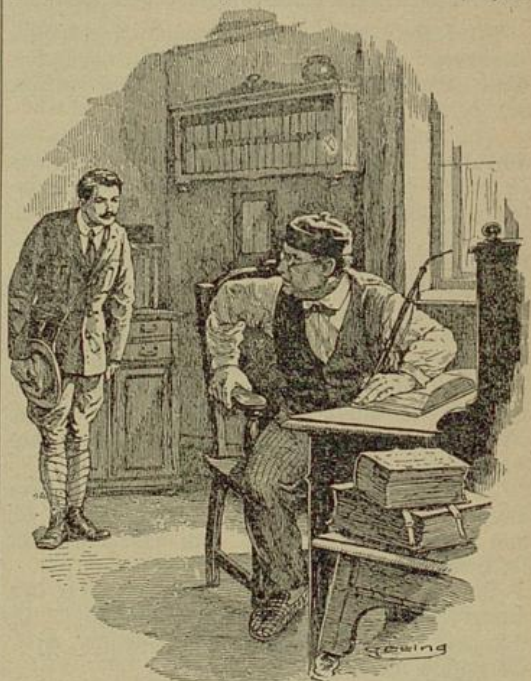
Peter Weiß saß in Hemdsärmeln behaglich an seinem großen eichenen Schreibtisch, rauchte mächtig aus der langen Studentenpfeife und wälzte schwere Folianten. Er hörte nicht, wie ein rascher, leichter Schritt von dem Weg heraufstünte und schnell näher kam. Es klopfte an die Thür. Peter Weiß fuhr aus tiefem Sinnen empor: „Herein!“ Peter drehte sich auf dem Stuhl herum. Ein großgewachsener, schöner Mann stand im gewählten Anzug eines Ausflüglers vor ihm da.

„Verzeihen Sie! Mein Name ist von Scharn. Darf ich Sie vielleicht einen Augenblick stören?“

Der Professor nahm das Hausklappchen ab, stürzte sich in den alten schabigen Hausrock und sah den Fremden erwartungsvoll und etwas verlegen an.

„Bitte, nehmen Sie Platz. Ich bin Professor Weiß.“

„Nochmals Verzeihung! Aber ich wollte doch nach langer Abwesenheit von Deutschland die Heimat meines Urgroßvaters einmal besuchen.“



Ein großgewachsener, schöner Mann stand vor ihm.

Er ist nämlich in diesem Hause geboren als Sohn des ehemaligen Bergwerkunternehmers. Peter Weiß machte eine ungeschickte Verbeugung.

Der Fremde fuhr fort: „Ich weiß sogar das Geburtszimmer. Es liegt in der Dachwohnung nach Süden und Osten. Darf ich Ihnen vielleicht zumuten, es mir gütigst zu zeigen?“

„Weshalb nicht? Aber halt! Es ist das Wohnzimmer meiner Hausdame.“

„Wenn wir sie schön bitten, wird sie uns die Besichtigung nicht erlauben?“

„Sie ist nicht zu Hause.“

„Ach so! Nun, geht's dann nicht desto leichter?“

Zagend stand Peter auf. Er selbst hatte sich geschaut, niemals in dieses Zimmer zu gehen. Aber gegenüber dem sicher und bestimmt auftretenden Weltmann fand er die Worte nicht, um dessen Bitte abzuweisen. Sie stiegen also

hinanf. Doch klopfte der Professor erst ehrfürchtig an. Der Fremde musterte das einfache, aber überaus geschmackvoll eingerichtete Zimmer mit einem langen, wehmütigen Blick. Dann trat er ans Fenster und schaute hinaus.

„Wie schön! Also hier habt ihr Lieben gelebt, gekämpft und gelitten?“

Als er sich ernst wieder umwandte, fiel sein Auge zufällig auf ein kleines Delbild, das beim Fenster hing. Er stutzte, sah den Professor fragend an und starrte wieder auf das Bild.

„Wenn ich fragen darf: Wen stellt dieses Bildchen dar?“

Der Professor betrachtete es nun gleichfalls. „Wenn ich nicht irre, so ist das meine Hausdame, wie sie in jüngeren Jahren als Mädchen ausgesehen haben mochte.“

„Wie heißt sie?“ Der Mann riß die Augen weit auf.

„Josepha Hertenstein.“
„von Hertenstein?“
„Von ihrem Adel weiß ich nichts.“
„Wie alt ist sie?“

„Etwa zweiunddreißig Jahre.“
Der Fremde schien nachzurechnen.

„Kann ich die Dame sehen?“
„Warum nicht?“ Peter wurde sehr unsicher.

Der Fremde schaute dem Gelehrten scharf ins Auge. Peter hielt den Blick in Ruhe aus. Der Fremde ließ ab — er hatte erkannt, was er wissen wollte.

„Darf ich also noch einmal kommen und die Dame sprechen?“

„Gewiß. Wie lange bleiben Sie hier?“

„Auf unbestimmte Zeit. Ich will die verlassenen Stollen des alten Bergwerks untersuchen.“

„Sind Sie Ingenieur?“

„Auch das neben manchem andern. Bitte nochmals gehorsamst um Verzeihung. Vielen Dank. Aber darf ich noch eine Bitte aussprechen? Die Bitte, Fräulein Josepha einstweilen nichts von meinem Besuch zu sagen?“

„Wie Sie wollen.“

Es wurde Peter immer unbehaglicher.

Der Fremde ging. Peter war hinter seinen Büchern seit längerer Zeit zum erstenmal wieder etwas zerspreut.

Nach acht Tagen machte Herr von Scharn in seinem Gesellschaftsanzug einen Besuch beim Professor. Er wurde auch Josepha vorgestellt. Mit der sicheren Glätte geborener Adelliger führten beide eine längere und angeregte Unterhaltung, ohne aber den Professor beiseite zu lassen. Er fühlte sich diesen Leuten gegenüber als Bauer.

Josepha gab sich dem Baron gegenüber ganz als Dame der großen Welt. Der Baron kam wieder und häufig. Peter Weiß gewann ihn allmählich lieb, wenn er auch das große Miß-

trauen nur durch seine noch größere Gutmütigkeit überwinden konnte. Gar zu gern hätte er einmal wegen Josepha beim Baron angefragt. Aber dazu war er wieder zu ehrenhaft. Er wollte nicht ungeheißer in fremde Geheimnisse dringen.

So entwickelte sich ein freundschaftlicher Verkehr zwischen den dreien.

Der Baron kroch täglich mit Arbeitern, Stricken, Leitern und Laternen in den vergessenen, verwässerten und verschütteten Bergwerkstollen herum. Abends erstattete er beim Professor häufig Bericht über seine Forschungsergebnisse. Er glaubte, mit den Mitteln der heutigen Technik ließe sich der Betrieb mit Gewinn wieder erneuern.

Zuweilen erzählte der Baron abgebrochen auch aus seiner Vergangenheit. Ursprünglich war er preußischer Husarenleutnant gewesen. Aber sein unruhiges Blut ließ ihn nicht lange im Friedensdienst. Er reiste um die Welt. Wo gerade Krieg oder Staatsumwälzung war, da blieb er hängen wie ein Handwerksbursche an den Kirchweihen. Er kämpfte für Aristokraten und Demokraten, wie man ihn gerade brauchen konnte. Natürlich hatte er auch den Burenkrieg mitgemacht, und zwar auf seiten der Engländer; die Buren konnte er nicht leiden. Im Russisch-japanischen Krieg focht er aus Haß gegen die Gelben bei den Russen. Nur der Balkankrieg war ihm leider entschlüpft. Er wollte gar zu gern auch die Türken genauer kennen lernen. Allein er hatte in Budapest bei einem Wettrennen kurz vorher beide Beine und ein Schulterblatt gebrochen. Das war ein großes Pech gewesen!

Der Baron kannte die politischen und militärischen Verhältnisse der Weltmächte bis auf den Grund.

Auch Josepha war weit gereist. Auch sie kannte wenigstens Europa, wenn auch nicht gerade die Dragonerkasernen, Kennplätze und Schlachtfelder.

Peter hörte den beiden weltgewandten Menschen gerne zu. Ihm war das alles eine neue und fremde Welt. Hatten sich doch seine Reisen fast nur zwischen der Schule und seinem Heimatort vollzogen. Josepha und der Baron! Was sollte noch daraus werden? So viel Menschenkenntnis besaß auch Peter Weiß, um zu bemerken, daß sie sich nicht gleichgültig blieben. Doch er wußte: Es kann nicht sein. Das verhängnisvolle Wort vom andern wird auch den Baron abweisen. Immerhin brauchte Peter viel Entschlossenheit, um bei solchen Gedanken den Erasmus fertigzumachen. Aber es gelang. In wenigen Wochen konnte das große Werk abgeschlossen werden.

Da brachte der Draht die entsetzliche Nachricht von der Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaares in Serajewo. Andern Tags kam der Baron, und zwar zu Pferd.

„Herr Professor, sind Sie einst Soldat gewesen?“

„Nein.“

„Dann müssen Sie's werden. Denn es gibt Krieg. Ich ziehe mit und habe mir schon mein Pferd gekauft. Ein Prachtthier. Hurra! Es gibt Krieg mit Rußland, England und Frankreich, dann auch noch mit Italien. Auf unserer Seite steht Oesterreich und die Türkei. Wir werden in Belgien einmarschieren. Gott sei Dank, daß diesmal meine Knochen vollzählig zur Stelle sind.“

„Krieg?“ Josepha flammte. Der Professor nahm die lange Pfeife ängstlich aus dem Munde. „Es ist nicht möglich. Gott behüte uns vor dem Völkerkampf!“

„Ach was, es gibt auf Erden nichts Erhabeneres als ein Schlachtfeld. Habe schon manches gesehen; also kenne ich den Zauber. Hurra! Hurra! Ins Feld! Ins Feld! Wie wird sich mein alter Säbel freuen, daß er nochmals an die Sonne kommt.“

„Aber es hat doch gar nicht den Anschein . . . noch ist zu erwarten . . . es ist zu hoffen.“

„Nichts ist zu erwarten als Krieg. Und nichts zu erhoffen als Sieg über diese Lumpenbande. Ich finde mich in der Welt gut zurecht. Ich kenne die Politik dieser Gaunervölker so genau wie meine Flinte. Wenn man drückt, so geht sie los. Und sie ist geladen. Lassen Sie sich nicht durch Zeitungsgehwäch betriegen! Es ist genau so, wie ich sage. In vier Wochen wird mobil gemacht. Freuen Sie sich doch! Deutschland geht ja einer ungeahnt großen Zukunft entgegen. Was liegt denn dran, wenn wir dabei das Leben lassen? Das Leben? Ist keine Hafelnuß wert.“

Weg war er. Josepha sah ihm heimlich durchs Fenster nach, wie er das Thal hinabritt.

Der Professor begab sich ruhig wieder an den Schreibtisch und setzte die Feder an, um das Schlusskapitel seines Lebenswerkes zu schreiben. Bald war's druckfertig. Aber er schickte es nicht fort, sondern schloß es im Schreibtisch fest ein. Wer konnte, sollte, durfte jetzt ein Werk über Erasmus drucken und lesen?

Aber Peter Weiß wußte, was er zu tun hatte, wenn es Krieg gab. Schande, Pech und Schwefel über ihn, hätte er anders gehandelt, als seine Pflicht war!

Drittes Kapitel.

(Der Baron tritt auf mit einem Testament und geht ab mit einem Korb. Der Professor sitzt zur Weicht und gewinnt dabei eine Braut.)

Der Kaiser rief das deutsche Volk zum großen Kampfe. Am Rathhaus stand's angeschlagen. Schon wurde der Landturm aufgeboten. Die sehnigen Gestalten der Bauern rückten ab, ihre

Reisebündel in den sonnenverbrannten Händen tragend.

Mit ernstem Gesicht kam der Baron in feldgrauer Uniform angeritten.

„Gott sei Lob und Dank! Der Kaiser hat mich eingestellt. Rittmeister! Gut so. Aber, Herr Professor, kann ich nun Fräulein Josepha sprechen?“

„Sie ist oben in ihrem Zimmer. Soll ich sie rufen?“

Der Rittmeister ging ohne ein Wort langsam und ernst hinauf und klopfte an.

Josepha stand bleich im Zimmer.

„Gnädigste Frau, ich habe Ihnen etwas zu sagen, ehe ich in den Krieg ziehe.“

Bei der Anrede war Josepha heftig zusammengezuckt. Angstvoll starrte sie den Baron an.

„Gnädigste Frau, ich komme, um Ihnen endlich eine Nachricht zu bringen, die mir schon lange auf dem Herzen brannte: Alfred ist tot. Er ist in meinen Armen verschieden.“

Josepha senkte sich lautlos auf einen Stuhl nieder.

„Es war in Afrika. Wir beide standen bei einem englischen Artillerieregiment, Alfred als Major, ich als Hauptmann und Ingenieuroffizier. Alfred fiel durch Meuchelmord von der Hand eines indischen Händlers im Augenblick, als er mit seinem Regiment eine glänzende und heldenhafte Unternehmung gegen die Buren vollenden wollte. Er hätte das lieblichste Los verdient, das einen Mann treffen kann, den Soldatentod. Denn er war ein tapferer Mann. Ich glaube auch, er suchte den Tod.“

Gnädigste Frau, ich weiß alles. Alfred hat hundertmal von Ihnen gesprochen. Er hat mir oft das Bildchen gezeigt, das eine Nachbildung jenes kleinen Delporträts sein muß, das hier am Fenster hängt. Ich erkannte Sie sofort wieder.

Es war in einer wundervollen südlichen Mondnacht, kurz vor Alfreds Ermordung. Wir lagen vor meinem Zelt auf der Erde und sangen deutsche Soldatenlieder, zuletzt das alte ‚Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod.‘ Da wurde Alfred plötzlich sehr traurig. Er ergriff meine Hand und sagte: Robert, ich fühle wohl, mich umschleicht der Tod. Ich spüre den kalten Hauch. Ach, ich sterbe schwer. Ich hätte mein Weib noch einmal sehen sollen. Aber wie konnte ich ihr unter die Augen treten, ich elender Schuft? Ich glaube ja, sie würde mir verzeihen, denn sie ist voll Güte und die Religion der Liebe ist ihr Herzenssache. Aber ich selbst, ich kann mir nicht verzeihen. Ich bin der Vergebung dieses Weibes nicht wert. Ich bin nicht stark genug, Verzeihung zu ertragen. Ja, wenn sie wäre wie andere Weiber! Wenn sie mir eine Revolverkugel ins Hirn jagen wollte! Mit tausend

Wonne würde ich dann sterben. Robert! Ich habe an dich eine letzte Bitte. Von allen Menschen, die ich auf Erden kenne, bist du allein Josephas wert."

Josephha wehrte ab.

"Verzeihen Sie, gnädige Frau! Ich halte nur das Wort, das ich Ihrem Gemahl gab. Ich sage nur, was er mir auftrug, zu sagen. Alfred fuhr fort: Wenn ich tot bin, so bitte ich dich: Verlasse den verfluchten Dienst bei den Engländern, geh nach Europa zurück und suche Josephha auf. Du wirst sie schon finden. Dann wirb um ihre Hand, wenn du sie lieben kannst. Ach, wer sollte sie nicht lieben? Und wenn ihr im reinen seid, so redet freundlich und nachsichtig von mir unglücklichem Manne. Ich weiß, du wirst mich bei ihr verteidigen, du wirst ihr sagen, wie schwer ich mein Verschulden gebüßt habe. Josephha! Hier bin ich. Josephha! Ich liebe dich!"

Diese Wendung war kurz. Josephha rang nach Luft.

"Josephha!" Der Rittmeister kniete nieder und bedeckte ihre Hand mit Küßen. Dann stand er auf, faßte Josephha in die Arme und hob sie empor. Er mußte sie tragen. Sie wehrte nicht ab, als er sie eng umschloß und ihr Antlitz mit Küßen bedeckte. Aber sie erwiderte die Küße nicht.

"Josephha! Liebst du mich nicht?"

"Ich liebe dich."

"Warum küssest du mich nicht?"

"Ich darf nicht."

"Weshalb? Es steht keiner mehr zwischen uns."

"Doch! Einer steht zwischen uns."

"Wer? Wo ist er? Er muß sterben. Wer ist's? Ich fange sofort Händel mit ihm an und knalle ihn über den Haufen."

Da drückte sich Josephha los. Die starke Kraft des Mannes war nicht mehr in stande, dies Weib zu halten.

"Was Sie mir da eben sagten, genügt. So seid Ihr. Und ich habe genug von Euch. Ihr habt mir mein Leben beschmutzt und vergiftet. Ihr habt mich ins Gefängnis gebracht und mir die Menschenwürde genommen. Ich will von Eurer Sorte nichts mehr wissen. Ich habe Euch satt bis an den Hals. Ich will im Frieden leben und bleiben, den ich bei dem stillen Ehrenmann drunten gefunden habe."

"Auten? Da, bei dem Schulmeister?"

"Ja."

"Da soll doch das Donnerwetter . . . Nun ja, ein ehrlicher Kerl ist er, aber doch nur ein alter verunglückter Schulmeister. Josephha! Bist du denn mit dem Schweinsleder am Ende gar verlobt? Hast du mir nicht soeben selbst gestanden, daß du mich liebst?"

Er wollte sich ihr leidenschaftlich nähern.

Aber sie wich zurück, der Türe zu. Der Rittmeister blieb stehen.

"Herr Baron, ich bitte Sie, verlassen Sie mich!"

Also abgeblitzt um einer langen Tabakpfeife willen? Donnerwetter, das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß mich ein solcher Nebenbuhler aus dem Feld schlagen könnte. Josephha!"

Der Mann flehte wie ein Kind.

"Verlassen Sie mich! Gott geleite Sie."

"Das heißt: Machen Sie, daß Sie fortkommen! So wirft man einen Weinreisenden hinaus."

Josephha kam auf ihn zu.

"Nicht so, lieber Baron! Gott führe Sie zu Ruhm und Ehre, zu Sieg und Frieden. Geben Sie mir Ihre Hand."

Das geschah. Aber plötzlich stürzte der schöne Mann weinend auf die Knie.

"Josephha, segnen Sie mich wenigstens zum



Sie legte ihm die Hände auf das lockige Haupt.

heiligen Kampfe, segnen Sie mich! Das werden Sie mir nicht verjagen."

Sie legte ihm still die Hände auf das lockige Haupt.

"Gott geleite und schütze Sie! Gott schütze unser liebes Vaterland!"

Der Rittmeister blieb lange, lange auf den Knien. Dann küßte er lange, lange beide Hände der schönen Frau. Stumm erhob er sich. Den Blick fest auf Josephha gerichtet, schritt er zur Türe hinaus.

Unten trat er nochmals beim Professor ein.

„Na, alter Herr, was tun Sie?“

„Ich gehe mit in den Krieg.“

„Sie? Sie waren doch nicht Soldat?“

„Leider nicht. Ich zog mir als Student bei der Mensur einen Schmiß auf der Stirne zu. Deshalb sollte ich keinen Helm tragen können und wurde frei. Zu meiner Zeit ist das möglich gewesen. Ich will jetzt auch gar nicht als Soldat ins Feld. Ich paßte zu diesem Handwerk vielleicht so schlecht wie zur Schulmeisterrei. Aber ich bin trotz meiner Jahre stark und gesund wie ein Eichbaum. Ich gehe als Freiwilliger zur Kriegsarbeitertruppe. Ich arbeite ja für zwei. Jeder muß dem Vaterland nützlich sein, so gut als er kann.“

„Allen Respekt! Allen Respekt!“

Das sagte der Offizier in ehrlicher Bewunderung. „Na, vielleicht sehen wir uns im Feld! Leben Sie wohl. Gott strafe England! Die Bande ist an allem schuld!“

Als unten die Tür ging und der Rittmeister aus dem Haus trat, sich auf das Pferd schwang und langsam davonritt, stand oben Josepha am Fenster und schaute ihm lange nach. Ach, es war doch nicht ganz so, daß sie alle diese glänzenden Männer ihrer Gesellschaftsklasse verabseute. Einen hatte sie immer geliebt, trotz seiner Charakterschwäche. Aber der war jetzt tot.

Und noch einen liebte sie, aber der zog jetzt in den Krieg. Und selbst wenn er wiederkam?

Drunten dem stillen Mann, dem gehörte in ihrem Herzen alles, was Frieden hieß und Frieden ersehnte.

Sie stieg hinab zum Professor. Dieser hatte schon wieder die lange Pfeife in Brand gesetzt und glättete mit Glaspapier einen starken Schaufelstiel, den er sich unlängst aus Eschenholz von seinem Wald geschneit hatte.

„Herr Professor, wenn ich Sie jetzt im Stiche lassen würde und ginge in den Krieg, was würden Sie von mir denken?“

„Daß Sie das einzige tun, das Ihrer würdig ist. Aber was wollen Sie im Krieg?“

„Sie fragen seltsam. Verwundete pflegen. Und wenn sie mich dazu nicht nehmen wollen, so gibt's in den Lazaretten auch Waschzuber und Spültröge. Aber wer wird für Sie sorgen?“

„Der Professor Weiß hat mir's versprochen, für mich zu sorgen. Ich gehe auch in den Krieg.“

„Sie? Was wollen Sie im Krieg?“

„Sie fragen seltsam. Schanzen aufwerfen, Straßen ausbessern, Bäume umhauen und dergleichen. Ich trete ein in die Schaufelgarde Seiner Majestät. Sehen Sie mal meine Fäuste an!“

Nun, die hatte sie schon oft gesehen und bestaunt. Sie waren gut geraten.

„Fräulein Josepha! Ich muß noch über Ihre Zukunft mit Ihnen reden. Verzeihen Sie, wenn ich jetzt zum ersten Male an Ihre persönlichen Verhältnisse rühre. Es geschieht wirklich in der ehrlichsten Absicht, für Sie zu sorgen. Ist Ihr Herr Gemahl in der Lage, Ihre Zukunft sicherzustellen, wenn ich etwa nicht zurückkehren sollte?“

„Nein. Er ist tot. Eben hat mir's der Baron mitgeteilt.“

Ihre Stimme klang fest. Die blauen großen Augen waren nur wenig verschleiert.

Einen Augenblick drohte dem Professor der Abgrund vor der Undersberger Kanzel wieder herauf. Er erlebte. Aber die große Stunde trieb ihn rasch das Blut in das Gehirn zurück.

„Josepha!“ Peter Weiß schrie auf. Dann leise: „Sie sind frei? Ich weiß, wie unzart ich jetzt handle. Aber die Zeit drängt. Darf ich Sie daran erinnern, wie Sie einst, da ich Sie um Ihre Hand bat, nur diesen einen Weigerungsgrund angab: Der andere lebt noch!“

„Halten Sie ein! Ich habe noch einen weiteren Grund der Weigerung. Und den wird keines Menschen Tod wegräumen. Sezen wir uns!“

„Hören Sie, was ich Ihnen aus meinem Leben zu berichten habe. Nein, zu beichten. Sie sind der erste Mann, der aus meinem Mund das Schreckliche erfährt.“

Ich bin geboren und aufgewachsen in Rom. Mein Vater, Professor Freiherr von Hertenstein, lebte dort als Privatmann und gelehrter Archäolog. Wir waren reich und ich das einzige Kind. In Neapel lernte ich meinen Mann kennen; er war früher dänischer Offizier und vom ältesten Adel; seine Mutter eine russische Gräfin. Als ich ein Jahr verheiratet war, starb mein Vater. Meine arme Mutter hatte ich nie kennen gelernt. Sie wurde kurz nach meiner Geburt schwermütig und verblödete in einer Anstalt.

Ich zog mit meinem Mann nach Kopenhagen. Wir bekamen keine Kinder. Mein Mann zeigte sich darüber seltsam aufgeregt, und ich wußte, daß er Briefe von seiner Mutter erhielt, die ihn gegen mich verhetzten, eben weil ich kinderlos blieb. Ich fühlte mich sehr unglücklich. Außerdem machte ich die Wahrnehmung, daß mein Mann hinter meinem Rücken ausschweifend lebte. Er knüpfte Verhältnisse an, sogar mit meinen Tosen, mit unseren Dienstmädchen. Ja, ich mußte es mir gefallen lassen, daß meine Schwiegermutter mich damit verhöhnete.

Ich hätte Grund gehabt, mich scheiden zu lassen. Allein ich schämte mich vor der Dessenlichkeit. Auch muß ich gestehen, daß ich den untreuen Mann dennoch liebte und mit ihm Mitleid hatte. Ich hoffte bestimmt, er werde sich noch bessern, denn er war von Haus aus

gutmütig und lentſam. Wenn er nur dem Einfluß der fürchterlichen Ruſſin entzogen würde! Ich machte den Vorſchlag, nach Deutschland überzuſiedeln. Bei dieſer Gelegenheit erkundigte ich mich auch beim Bankier nach meinem Vermögen. Es war zum größten Teil aufgebraucht. Die Ruſſin hatte mitgeholfen. Sie lebte in Warſchau auf großem Fuß, ſtand übrigens in ſchlechtem Ruf. Ein verarmter polniſcher Fürſt, ihr Geliebter, verbrauchte große Summen — von meinem Geld.

Ich bat meinen Mann um Aufklärung und brachte endlich heraus, daß er als Majorats-herr von einer Familienſtiftung eine bedeutende Rente bezog. Aber daran war die Bedingung geknüpft, daß er nach mindestens fünf Jahren der Ehe Kinder haben oder ſich ſcheiden laſſen mußte, ſonſt fiel die Rente dem nächſtfolgenden Agnaten des Hauſes zu. Das war eine furchtbare Entdeckung. Wir gingen alſo rettungslos der Armut entgegen. Mein ſchwacher Mann geſtand mir ferner, daß ſeine Mutter ihn dränge, ſich von mir ſcheiden zu laſſen; ja, daß ſie ihn beſtürmte, durch eheliche Untreue mir einen Scheidungsgrund zu geben.

Der arme Mann offenbarte mir alles dies unter heißen Tränen und unter aufrichtigen Verſicherungen ſeiner Liebe.

Ich machte ihm den Vorſchlag, auf die Rente zu verzichten, zu arbeiten, zu ſparen und uns redlich durchzuſchlagen. Aber was ſollte dieſer Mann arbeiten? Das war ihm ein ganz fremder Begriff. So wollte ich es für ihn tun. Ich hatte ja viel gelernt. Ich wäre in einer Dachſtube glücklich geweſen, hätte ich nur meinen Mann wieder gehabt.

Um zu ſparen, zogen wir auf ein leerſtehendes beſcheidenes Schloßchen in Polen, welches der Schwiegermutter gehörte. Dort beſprachen wir in aller Ruhe unſere Lage. Mein Mann zeigte ſich weich und gut gegen mich. Ich ſahte wieder Hoffnung, wir könnten unſer Leben neu aufbauen. Leider kam aber auch die Schwiegermutter zu uns. Und raſch ſpürte ich bei meinem Mann den gefährlichen Einfluß dieſes entſetzlichen Weibes. Ich fürchtete mich vor ihr wie vor einem Geiſt aus der Hölle. Sie hatte Augen wie ein Geier. Bald ließ mich mein Mann viel allein. Wenn wir beſammen waren, zeigte er ſich ſcheu und verlegen. Plötzlich bekam er ein Telegramm aus Kopenhagen des Inhalts, er müſſe ſofort zu einer längeren militäriſchen Uebung einrücken. Ich war mit der Ruſſin allein.

Eines Tages kam ſie zu mir. Sie brachte ein neugeborenes Kind mit. Es ſei aus dem Gutsdorf, unehelicher Herkunft, die Mutter bei der Geburt geſtorben. Als Gutmutter müſſe ich es einſtweilen aufnehmen. Sie habe es ſchon öfters ſo gehalten.

Ich tat es. Das Kind blieb im Schloß. Ich mußte es ſogar neben meinem Schlafzimmer haben. Nun, die kleine Zerſtreuung tat mir bald wohl. Ich gewann das fremde Kind lieb; ich nahm es ſogar in mein Schlafzimmer. Oft fuhr ich auch mit Wärterin und Kind aus. Es fiel mir jedoch bald auf, daß alle Leute dieſes uneheliche Ding mit einer Ehrfurcht behandelten, als ob es ein junger Gutsherz ſei. Doch dieſes Paß legt ſich ja vor jedem in den Staub, der mit der Herrſchaft irgendwie zuſammenhängt. Im übrigen redete ich nie über dieſe Sache, zumal da ich nicht polniſch verſtand.

Als der Winter kam, bewog mich meine Schwiegermutter, nach Südrußland zu ziehen, auf das Gut ihres in Paris lebenden Bruders. Das Kind mußte mitreiſen. Mein Mann kam immer noch nicht. Er hatte Geſchäfte. Geſchäfte!

Eines Tages meldete ſich bei mir ein Herr aus Warſchau. Ein Rechtsanwalt. Und jetzt kam die fürchtbarſte Stunde meines Lebens. Der Rechtsanwalt erklärte mir in harten dürrer Worten, die Verwandten meines Mannes, die natürlich ihre Berechnungen auf die anſehnliche Familienſtiftung ſetzten, hätten die einwandfreie Gewißheit, daß mein Kind untergeſchoben ſei.

„Mein Kind? Ich habe kein Kind.“

„Hier liegt es ja.“

„Es iſt nicht mein Kind. Ich habe es nie dafür erklärt.“

„Aha, ich verſtehe. Aber wer hat denn die Erklärung vor der Behörde abgegeben?“

„Die gnädige Frau Baronin.“

„Ich verſtehe noch beſſer. Verehrteſte gnädige Frau! Wenn Sie bei der Familie den Betrug eingehen . . .“

„Ich habe keinen Betrug begangen.“

Ich will kurz ſein. Mein Mann kam nicht wieder, obwohl ich ihn darum beſtürmte. Er war spurlos verſchwunden, und ſeine Mutter ſchob mir alle Schuld zu. Es kam zur Gerichtsverhandlung und ich wurde wegen Betrugs und Kindesunterſchiebung zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Alle Zeugen, voran meine Schwiegermutter, hatten falſch geſchworen. Ich mußte ein Jahr im Gefängnis ſitzen. Dann wurde ich begnadigt. Das iſt Rußland.“

Joſepha hatte geendigt. Dem Profeſſor ſtanden die hellen Tränen in den Augen.

„Joſepha! Arme, arme Joſepha!“ Er ergriff ihre Hand und ließ bittere Tränen darauf fallen.

„Wollen Sie jetzt meine Hand noch haben? Sie hat im Gefängnis Tüten geklebt.“

„Dieſe Hand iſt rein. Joſepha! Sie ſind frei. Das allein bleibt wichtig. Joſepha! Willſt du jetzt mein Weib werden, wenn ich wiederkomme?“

„Ja.“

* * *

Wenige Tage darauf zog der Professor mit einem Haufen junger und alter Bauern des ungedienten Landsturms ab. Auf der mächtigen Schulter trug er eine Schaufel von ungeheurer Größe. Er hatte sie selbst geschmiedet. Denn eine solche Schaufel gab es nicht auf Erden, wie sie der Professor mit in den Krieg nehmen wollte.

Viertes Kapitel. Schluß.

(Eine Schaufel wird zur Waffe, ein Schulmeister zum Helden, eine Braut zur Frau eines andern.)

Hoch oben in den Vogesen. Die Kanonen donnern, die Granaten krachen. Eine Batterie fährt langsam den steilen, schlechten Waldweg herauf; weit voran reitet der Hauptmann, ein schöner, stattlicher Mann, prächtig gebräunt. Wir kennen ihn auf den ersten Blick wieder. Es ist kein anderer als unser Baron. Er hatte als Dragoner keine ihm zusagende Verwendung gefunden und sich daher zur Artillerie versetzen lassen, denn er verstand alle Zweige des blutigen Handwerks.

Plötzlich riß der Hauptmann das Pferd herum und jagte zurück.

„Batterie halt! Die Franzosen haben eben die Brücke zusammengeschoffen. Arbeiter vorholen!“

Zwei junge Unteroffiziere saßen mit den andern ab und stiegen den Weg empor, um nachzusehen. Drüben donnerten die französischen Kanonen. Ob und zu zischte eine Granate über die Batterie weg in den Wald. Es waren häufig Blindgänger. Die zwei jungen Leute machten sich nichts daraus.

„Weißt du auch das Neueste vom Peter?“

„Von welchem Peter?“

„Mensch! Bist du dämlich? Es gibt in der Welt nur einen Peter. Unsern Peter Weiß meine ich.“

„Ach so! Und was ist mit dem?“

„Er ist unter die Schipper gegangen.“

„Unter die Schiffer?“

„Jetzt bist du gar bößig! Unter die Schiffer! Er hat sich eine Riesenschaufel geschmiedet; damit wirft er jedesmal, wenn er in die Erde sticht, einen ganzen Berg auf. Er muß übrigens in der Nähe sein. Der Franz Müller hat ihn gestern gesehen. Er soll anschauen wie ein ausgewachsener Kindlefresser.“

„Das wär' ein Hallo, wenn wir den Alten einmal träfen. Aber ein Kerl ist's doch.“

Ein Zug Arbeiter rückte an mit Schaufeln und Pickeln. „Schip, Schipp hurra!“ tönte es freudig aus der Batterie. Die Arbeiter lachten.

Voran ging dem Zuge in langen Schritten ein Riesenmann mit wildem, stacheligem schwarzen Bart, auf dem Kopf einen Hut, der überhaupt nicht zu beschreiben ist. Neben dem Riesen aber täppelte, immer mit drei Schritt-

ten jeden Riesenschritt des Nachbarn ausgleichend, ein rothaariger kleiner Bursche von siebzehn Jahren, aber mit dem fröhlichsten Kinder Gesicht, aus dem ein Paar himmelblaue junge Augen leuchteten. Es war ein Bild, als ob der Rübezahl aus dem schlesischen Riesengebirge mit seinem kleinen Knappen hierher versetzt wäre.

Der Kleine wendete kein Auge von dem Riesen. Sein Gesicht strahlte verklärt, weil er mit dem Langen doch mittam.

„Was ist das für ein Kerl?“ fragte der eine junge Unteroffizier den andern fast erschrocken.

„Sie, junger Mann, ist die Brücke noch weit weg?“ fragte der Wilde.

Der Unteroffizier starrte in den schwarzen Bart des Mannes. Das war ja der Peter! Nur an der Stimme konnte man ihn erkennen.

„Herr Professor!“

„Nichts Professor! Hier wird geschippt, nicht geproffort! Wer sind Sie denn, daß Sie mich kennen?“

„Ich heiße ja Friedrich Merkle und war Ihr Schüler. Und der da ist Albert Kranz. Kennen Sie uns nicht mehr?“

„Ach ja, jetzt allerdings. Ein andermal mehr! Wo ist die Brücke? Dort! Auf, Peterle, und vorwärts!“

Peterle hieß der kleine Feuerbrand. Er hatte sich von Anfang an den großen Namensvetter angeschlossen. Dieser Bauernbursch ersühlte die Herzensgüte des großen Peter deutlicher als weiland die lateinischen Schlingel. Dafür aber schloß ihn der Professor auch ganz besonders ins Gemüt. Er behandelte ihn wie einen Sohn.

Doben an der tiefen Schlucht lagen die Steine der Brücke weit auseinandergeprengt. Es mußte eine Notbrücke aus Baumstämmen so schnell wie möglich hergestellt werden.

„Alle Mann vor an die Brücke!“

Die Kanoniere eilten zur Mitarbeit den Berg hinan.

Doben ging's nun los. Baumstämme wurden gefällt, gereinigt, zersägt und herabgeschleppt. Der Rübezahl hatte den ersten Stamm frei. Er lud das vordere Ende ächzend auf die Schulter.

„Peterle, nun hilf hinten nach, daß wir ihn runterbringen!“

Eine Granate pläzte keine zwanzig Schritte davon.

„Herr Professor, sie schießen nach uns.“

„Das hör' ich schon. Nur weiter! So ist's recht. Noch einmal! So, Peterle! Wenn ihr wieder Kirchweih habt, kauf' ich dir einen Lebkuchen. Du bist ein Hauptkerl. Du wirft noch Schippergeneral. Noch einmal, hopp! Noch einmal, hopp! Noch einmal, hopp!“

Da rollte der Stamm schon auf den Weg. Eine zweite Granate schlug krachend ein, diesmal auf der andern Seite.

„Wo ist der Feldwebellieutenant von den Pionieren?“

Die Stimme kam dem Professor trotz der Entfernung bekannt vor. Aber er hatte keine Zeit zum Hören.

„Er ist weiter unten, Herr Hauptmann.“

„Wer kommandiert oben an der Brücke die Arbeiter?“

„Ein Professor, Herr Hauptmann.“

„Was für ein Professor? Ein Offizier also?“

„Nein, Herr Hauptmann, er ist freiwilliger Armierungsmann.“

„Den muß ich sehen.“

Der Hauptmann galoppierte hinauf. „Alle Heiligen! Er ist's wirklich!“

„Professor! Professor!“

„Ah, Sie sind's, Herr Baron? Guten Morgen. Nachher mehr. Jetzt hab' ich keine Zeit. He, ihr Leute, stützt den Baum, daß er nicht beim Fallen einen totschlägt. So! Und jetzt los und weg! Vorwärts, dreingehauen!“

Der Rittmeister staunte. Wie dieser Mann kommandieren konnte!

Der Riese nahm einen zweiten Stamm vorn auf die Schulter und schleifte ihn herab, unterstützt von dem Kleinen. Da der Stamm leichter war, schleppte er ihn gleich dem richtigen Platz zu.

„Zum Ruckuck!“ rief er plötzlich, schaute auf den Boden und blieb stehen. „Sogar hier oben finde ich das Lumpenzug, das mich in meinem Garten so oft geärgert hat.“

Mit diesen Worten zertrat er eine Maulwurfsgrille, die eilig über den Weg huschen wollte.

Im gleichen Augenblick zischte eine Granate kurz vor der Gruppe vorbei und bohrte sich, ohne zu krachen, in die Erde.

„Das hat dir gegolten, Peterle. Wären wir nicht stehen geblieben, so hätte sie dich getroffen. Danke Gott dafür!“

Der Kleine nahm den Hut ab, faltete gehorsam die Hände und betete. Der Professor fuhr ihm lieblosend über den roten Kopf und Peterle schaute mitten im Gebet selig zu seinem Meister empor.

„Herr Professor, hier wird's gefährlich, die Franzosen haben uns entdeckt,“ rief der Hauptmann.

„Wir sie also auch. Gleicht sich aus. Vorwärts, ihr Leute, es muß schnell gehen. Die Batterie muß hinüber.“

„Du,“ sagte hinten der eine junge Unteroffizier, „ich schäme mich tief bis in den Bauch hinein.“

„Warum?“

„Weil wir Lausbuben den alten Peter in seiner Schule so niederträchtig behandelt haben.“

„Ich schäme mich schon lange.“

„Ich Nabenaas aber ganz besonders. Denke

dir nur, es hat mir einmal ein Unbekannter dreihundert Mark geschickt, als ich halb verhungert in der Klemme steckte und das Studium aufgeben wollte. Ich bin fest überzeugt, das kam vom Peter. Und ich war in der Klasse einer der satanischsten Bengel.“

Droben ging der Bau der Brücke trotz Granatfeuer rasch vorwärts. Aber schon vier Mann wurden als Verwundete zurückgetragen, einer lag oben tot.

Der Hauptmann leitete jetzt selbst die Arbeiten. Er stand etwas abseits. Da kam der Professor auf ihn zu; er wischte sich den Schweiß von der Stirne und sprach: „Herr Baron, auf ein Wort. Wenn ich fallen sollte, so bitte ich Sie um zweierlei: Erstens, daß Sie nach gewonnenem Sieg und Frieden dazu mithelfen, daß mein Werk über Erasmus gedruckt wird. Es liegt fertig im Schreibtisch.“

„Gewiß, mein Wort darauf. Wird gemacht.“

„Und zweitens, daß Sie sich . . . meiner Braut annehmen . . .“

„Ihrer Braut? Sind Sie denn verlobt?“

„Ja. Sie werden ahnen, mit wem.“

„Josepha?“ Des Hauptmanns Stimme zitterte.

„Josepha! Sie ist's.“

„Also doch!“

„Ich bin noch nicht fertig.“ Der Professor trat ganz nahe an den Hauptmann heran. „Wenn ich falle und wenn Sie glücklich wieder heimkommen, so . . .“

Der Hauptmann wartete auf die Fortsetzung des Satzes. Sie blieb lange aus.

„. . . so heiraten Sie meine Braut. Ich will es ganz kurz sagen, denn die Minuten sind kostbar. Sie ist zuerst unter die Schufte geraten. Das war das Falsche. Sie ist dann zu mir gekommen. Das war nicht ganz das Richtige, obwohl sie bei mir Frieden gefunden hat. Aber ich bin ein bauerlicher Mensch und alter Schulmeister und sie ist eine geborene und erzogene Aristokratin. Wenn sie zu Ihnen kommt, dann wird der irrende Pendel Ruhe erhalten.“

Der Hauptmann ergriff die Hand des Professors.

„Und wenn ich falle und Sie heimkommen?“

„Das wolle Gott nicht, daß Sie fallen.“

„Wenn's aber doch geschieht und Sie kehren zurück, so sagen Sie Josepha, daß ich sie geliebt habe bis zum letzten Atemzug, und daß das letzte Wort, das mein entfliehender Atem noch hauchen konnte, hieß: Josepha!“

„So ist's recht. Sie werden sie glücklich machen. Ach, was hat dieser Engel erduldet!“

Der Hauptmann umfaßte den Riesen, und die Männer küßten sich herzlich.

„Und mich alten Menschen halten Sie in gutem Andenken! Ich habe es treu gemeint mit Euch beiden.“

„Lebe wohl, mein Bruder. Gott soll entscheiden zwischen mir und dir.“

Mit diesen Worten ging der Hauptmann langsam vom Professor weg. Auch in seinen Augen glänzten männliche Tränen.

Der Alte und sein Peterle arbeiteten mit den anderen weiter, schweißgebadet. Aber das Auge des Professors glänzte, so daß Peterle nur scheu zu ihm aufschauen konnte.

Der Hauptmann musterte die Batterie, die gut gedeckt in einem tiefen, felsigen Hohlweg stand. Granaten konnten ihr nichts anhaben. Doch befürchtete man Schrapnellfeuer.

Nun, das waren sie reichlich gewohnt. Plötzlich oben an der zerstörten Brücke ein furchtbares Krachen, dann Geschrei. Der Hauptmann eilte hinauf. Schon von weitem sah er, daß der Professor blutend am Boden lag.

„Schafft ihn weg! Herunter zur Batterie. Sofort!“

Die Gerätschaften für Verwundete standen schon längst bereit. Der Hauptmann half den Professor auf die Bahre legen. Der Freund war durch einen großen Granatsplitter in den Unterleib getötet worden.

„Er ist tot,“ sagte der Hauptmann traurig.

„Tot?“ schrie eine jugendliche Stimme auf. „Er ist tot? Herr Professor, sind Sie wirklich tot? Reden Sie doch nur ein Wort, damit ich sehe, daß Sie nicht tot sind.“ Und der arme Junge weinte einen Tränenstrom auf den Toten nieder.

Der Hauptmann streichelte ihn sanft. „Es ist Gottes Wille so. Weine nicht, mein Sohn, sondern geleite deinen Freund hinab! Ich würde es gerne selbst tun, aber ich vermag es nicht.“

Händeringend, mit schlotternden, gebogenen Knien, weinend und klagend wankte der arme Peterle neben der Bahre her.

„Ach Gott, Herr Professor! Ach du lieber Gott! Warum sind Sie nicht aus dem Loch weggegangen? Ich hab's gleich gesagt, daß es ein Unglück gibt.“

Desters ballte er die Faust nach den Franzosen hin. Dann setzte er seine Klagen wieder

fort und wollte immer und immer von neuem mit dem Professor reden. Aber der gab keine Antwort, und das rief stets stärkere Schmerzensausbrüche des treuen Jungen hervor. Nach lange hörte man, wenn der gewundene Weg wieder herwärts bog, den Jammer Peterles durch den herbstlichen Wald schallen.

Auch die beiden jungen Unteroffiziere hatten den Leichenzug und den lauten Jammer des Burschen gesehen und gehört. Sie schauten sich traurig an. Dieser kleine Kerl hatte den Wert des Ehrenmannes erkannt und ihm treu gedient.

Sie nicht. Sie hatten den Trefflichen und Gütigen roh mißhandelt. . . .

Noch am selben Abend lag auch der Hauptmann auf der Bahre. Aber er lebte. Doch sein rechtes Bein war zerschmettert. Rein zermahlen, fürchterlich.

Für ihn schien der Krieg voraussichtlich vorüber zu sein.

Im Lazarett weit hinter der Front traf er nach einiger Zeit mit Josepha zusammen. Er hatte sie herbeigerufen. Sie pflegte ihn. Sie begleitete ihn später auch nach Baden-Baden.

Wenn sie seinen Fahrstuhl durch den Kurgarten schob, blieb alles

stehen und schaute den zwei schönen Menschen nach.

Sie sprachen am liebsten von dem Professor. Immer wieder neue Züge seiner Güte, seiner Ehrlichkeit, Bescheidenheit, Bedürfnislosigkeit, Hilfsbereitschaft wußten sie aus der Erinnerung hervorzuholen.

Von dem, was der liebe Tote dem Baron aufgetragen hatte, redete er einstweilen kein Wort.

Der erfahrene Menschenkenner wußte wohl, daß der Schmerz einer edlen Seele Zeit braucht, um zu vernarben. Der Baron wollte warten. Er konnte auch ruhig warten. Durfte er doch dessen gewiß sein, daß sich zwischen Josepha und ihn kein Mann mehr drängen werde.

Aber wenn die Friedens- und Siegesglocken läuten würden, dann wollte er Josepha tief in die Augen schauen, bis in die Seele hinab, und



„Er ist tot,“ sagte der Hauptmann traurig.

sagen: „Du bist jetzt mein! Der Mann, den du so sehr geliebt, hat dich mir anvertraut. Das war sein Testament.

Die Stunde wird kommen.

Und das Bild des Professors wird Lorbeerbekränzt nicht nur an der Wand hängen, sondern in zwei treuen Herzen wohnen.

Eine wahre Geschichte vom Marschall Hindenburg.

Von W. K.

Ein früherer Wachtmeister hat dem Hinkenden folgendes vom Feldmarschall von Hindenburg erzählt:

Im Manöver war ich einmal dem damaligen Divisionskommandeur von Hindenburg zur Dienstleistung zugeteilt. Sogar während der großen Kritik befand ich mich in seiner Nähe, so daß ich hören konnte, was dabei gesprochen wurde.

Der höchste General des damaligen Manövers schien der Hindenburgischen Strategie nicht zuzustimmen. Er bekräftigte sie stark. Beim Militär ist man nun gewohnt, daß immer der Vorgesetzte der Geheitere sein, im Recht bleiben und das letzte Wort behalten muß. Wer zwei Sterne auf den Achselstücken trägt, hat unfehlbar auch zweimal so viel Verstand als der, welcher nur einen Stern hat. Das geht mathematisch genau von ganz unten bis ganz oben.

Beim Militär ist man auch gewohnt, daß jeder Untergebene diese Mathematik nach beiden Richtungen hin anerkennt und anwendet, d. h. daß er nach oben hin den Mund hält und nach unten hin den Mund aufmacht.

In jener Manöverkritik aber hörten wir zuhorchenden Unteroffiziere nicht ohne Staunen, wie der General von Hindenburg seinem Vorgesetzten energisch widersprach. Er wollte recht haben, der Hindenburg. Und so stark auch der „Höchste“ ihn zu belehren suchte, er habe nicht ganz richtig gehandelt, so stark bewies Hindenburg das Gegenteil.

Es ist dem großen Feldherrn ja auch mit seiner Kuffen- und Seenstrategie nicht anders gegangen. Er wurde früher angegriffen, ausgelacht, für einen schrulligen Alten erklärt und hat doch glänzend recht behalten in allem.

Damals konnte man so etwas noch nicht ahnen. Wir Unteroffiziere verstanden ja auch von der Sache selbst wenig. Wir begriffen nur das eine, daß dieser General ein sehr selbständiger Charakter sein müsse: ein Mann, der sich nichts gefallen läßt, der sich mannhaft seiner Haut wehrt, auch nach oben hin, mochte daraus werden was da wollte. Das gefiel uns an dem

Manne ungemein. Denn diese Tugend trifft man nicht überall an, auch nicht im Zivilverhältnis.

Kurz darauf wollten die hohen Herren, die ein wenig abgelesen waren, wieder zu Pferd steigen. Ich eilte meinem General zu; um so freundiger, weil ich ihn als aufrechten, unerschrockenen Ritter ohne Furcht und Tadel in mein Herz geschlossen hatte. Ich ergriff den Steigbügel des Pferdes und wollte dem schweren Mann in den Sattel helfen; dem nach oben hin so selbständigen Mann hätte ich gerne noch mehr getan, hätte ich nur gekonnt. Ich hätte ihn meinethalben auf einen Thron hinaufgelupft.

Allein ich kam mit meiner Liebenswürdigkeit an den Falschen.

Als Hindenburg zu seinem Gaul trat und meine liebenswürdigen Anstalten bemerkte, schaute er mich erstaunt und unwillig an: „Was wollen Sie? Scheren Sie sich weg! Ich brauche keine Hebamme.“

Das hat mich zwar betrübt, aber es hat mir auch imponiert. Er braucht keine Hebamme! Der Mann ist unabhängig, nicht nur nach oben, sondern auch nach unten. Er braucht niemand. Er ist ein Mann eigener Kraft, im großen und im kleinen.

Ich freue mich, so lange ich lebe, daß ich einfacher Unteroffizier diesen kleinen und doch so scharf bezeichnenden Charakterzug des großen Mannes wahrnehmen durfte.

Hierzu sagt der Hinkende: Dies Wort: „Ich brauche keine Hebamme!“ sollte als geflügeltes Wort Hindenburgs überall bekannt werden. Die Lebensbeschreiber des genialen Feldherrn sollten es in ihre Bücher aufnehmen, ja sie dürften es ihren Büchern als Leitfaden voranstellen.

Der Mann brauchte keine Hebamme, weil er keine wollte. Er schwang sich allein, aus eigener Kraft, in alle seine Sättel, ohne Hilfe, ohne Protektion, ja gegen starke Gegenströmungen. Wie alle Großen der Welt mußte er seine gewaltigen Gedanken selbst bilden, allein verteidigen, allein durchsetzen. Er blieb dabei, ob man ihn verlachte oder anfeindete. Und das Ende hat ihm recht gegeben.

Wohl dem Manne, der keine Hebamme braucht! Auch keine vorgesezte Hebamme, der er sich anzuklagenbuckeln sucht, um durch den hohen Herrn in einen anderen Sattel zu kommen. Wohl dem Volke, das solche Männer hat und ehrt!

Reiße dich von der Gewohnheit los,
Von der Kleinmut der Zeit, ihrem Künsteln und Schwanken,
Baue dir neue Pflichten und Schranken —
Werde ein Freiherr starker Gedanken!
Diene der Welt! Sei tapfer und groß!

Otto Frommer.

Gutes Wort findet guten Ort.

Die Maierbäurin, eine junge und von Haus aus nicht stiefmütterlich bedachte, aber doch schon sehr vergrämt aussehende Frau, war gerade mit dem Broteinschneiden für die Mittagsuppe beschäftigt, als ihr Mann, eine vierchrötige Figur, unter allen Zeichen des Unwillens in die Stube trat und wie ein von der Kette gelassener Hund bellte.

„Wenn ich noch einmal eine von deinen Gänzen im Gras herumwatscheln seh',“ so schrie er die Bäurin an, „dann hau' ich all deinem Gesiederzeugs den Kopf ab. Nun weißt's. Die ganze Hausmatte haben sie mir zertreten, so daß das Mähen schon keine Arbeit mehr ist, aber eine Schinderei.“

„Das beste wär',“ sagte die Bäurin, „wenn du mir den Kopf abhauen tätst, dann hätt'st du Ruhe und ich auch. Es ist himmelschreiend, wie du mit mir umgehst. Tausend Pflichten sollt' ich haben, aber kein einziges Recht. Tu' ich nichts, dann hast du dein Maul auf, und tu' ich was, ist's auch nicht recht. Schlag mich doch tot, gleich auf der Stell', dann kannst eine andere nehmen, die dir besser zu Sinne und Willen ist.“

„Das kommt vielleicht noch,“ sagte der Bauer, und es war ein böses Lachen um seinen Mund. „Viel tät' ich durch deinen Tod nicht verlieren!“

„Das weiß ich, daß du mich lieber heut als morgen los wärst. Könntest es ohne Gefahr für dein eigenes Leben tun, hätt'st mich sicher schon lang umbracht.“

„Ist's ein Wunder, wenn ich um dich nun des Teufels werde und nicht mehr weiß, was ich tu'? In meinem Haus ist alles, was man zum Lebensunterhalt bedarf, mehr als reichlich vorhanden. Im Keller liegen ein paar Fässer Wein; in der Kammer hängen acht Seiten Speck. An Milch und Brot haben wir auch keinen Mangel. Bedürfen wir aber sonst noch etwas, so ist das Geld dazu vorhanden. Tausend und aber tausend Frauen wären glücklich, wenn sie in solch gut ausgefüttertem Neste sitzen könnten. Aber du? Du bist meine Frau. Als Frau solltest du zu mir, zu deinem Manne, halten. Du aber flennst Tag und Nacht einem Habicht, einem dummen Kerl nach, der sich vergiftet hat und wie ein Hund sang- und klanglos im Selbstmörderwinkel hinuntergescharrt worden ist.“

„Arm war der Jakob selig,“ sagte die Frau, in erneutes Weinen ausbrechend, „ja er war arm, der Jakob. Das war aber auch sein einziger Fehler, ein Fehler freilich nur in den Augen meiner Eltern. Er war arm an Geld und Gut. Aber an allem, was den Menschen schön und lebenswert macht, hundertmal reicher als du. Er hatte vor allem ein gutes, treues Herz. Du

aber hast keines, sonst könntest mich nicht so schändlich behandeln!“

„Ist's ein Wunder, wenn ich zuweilen abkomme? Muß denn ein Mann nicht ein Narr werden, wenn er sieht, wie die Frau Tag und Nacht einem früheren Geliebten nachflennet und von ihm als von ihrem seligen Jakob spricht, obgleich er als Selbstmörder gestorben und dadurch vor Gott und Menschen des Teufels geworden ist?“

„Die Menschen, die kurzichtigen, unverständigen und mitleidlosen, ja, die haben ihn verdammt. Aber unser Herrgott, der ihn besser kannte, sicher nicht. So wenig als ich ihn verdamme. Er hat Hand an sich gelegt, ja. Aber weißt du, wer daran schuld ist. Du bist schuld und meine Eltern und Verwandten.“

„Ich? Du machst mich lachen. Ich hab' ja nie ein Wort mit ihm gewechselt, hab' ihn kaum gekannt. Wie kann ich da schuld an seinem Tode sein?“

„Dennoch bist du, wenn auch unabsichtlich, an seinem traurigen Ende schuld. Wir waren Nachbarskinder, der selige Jakob und ich. Wir haben zusammen gespielt und gelernt. Wir sind zusammen aufgewachsen, haben unsere Kinderfreunden und -leiden getreulich miteinander geteilt. Und je älter wir wurden, um so mehr Gefallen fanden wir aneinander. Wir liebten uns und wollten ein Paar werden. Weil wir aber wohl wußten, daß meine geldstolzen Eltern dazu nie ihren Segen geben würden, wollten wir geduldig ihr Ende abwarten.“

„Da kamst dann du, hieltest bei meinen Eltern um mich an. Und mit Gewalt, wie ein Lamm zur Schlachtbank, bin ich mit dir zum Altar geschleppt worden, trotzdem ich hundertmal jagte, daß ich dir die Frau nicht sein könne, die du zu haben wünschtest.“

„Der selige Jakob — ich nenne ihn so und wenn die ganze Welt ihn verdammt — ist darüber verzweifelt, und in der Verzweiflung hat er Hand an sich gelegt. Und an ihn, der meiner wegen sein jung blühend Leben dahingeben mußte, sollt' ich nicht mit dem Gefühl des tiefsten Mitleids denken? Tät' ich's nicht, wär' ich sicher das Licht der Sonne nicht wert.“

„Das mag nun sein, wie es will,“ schrie der Bauer. „Was früher war, davon red' ich nicht. Jetzt aber bist du meine Frau, und als Frau hast du zu mir, zu deinem Manne, und nicht zu deinem seligen Jakob zu halten. Sonst brauch' ich Gewalt und dreßier' dich, daß du noch mürb wie eine faule Birne wirst.“

„Was ich dir als Frau schuldig bin, weiß ich auch. Und ich hätte mich vielleicht bemüht, meiner Pflicht so viel wie möglich nachzukommen, wenn du ein nachsichtiger, verständiger Mann wärst. Aber dadurch, daß du den bedauernswerten Toten jeden Tag beschimpfst und

gegen mich wie ein wildes Tier austrittst, machst du die Luft zwischen uns mit jedem Tag breiter und tiefer. Die Zeit, heißt's, heilt alle Wunden. Aber man muß sie gewähren lassen, die Zeit. Du aber reißeſt das, was sie heut heilen möchte, mit deiner Roheit morgen wieder auf. Wenn du glaubst, daß du damit mich geſügig machen könntest, biſt du im Irrtum. Du meinst, ich ſollte eine liebevolle Frau gegen dich ſein, und haſt mich doch nur des Geldes wegen genommen."

"Des Geldes wegen? Es iſt auch das Beſte, was du mitgebracht haſt. Sonſt — ich mag dich anſehen wie und wo ich will — viel Nares hab' ich bis heut nicht an dir gefunden. Aber dennoch, du mußſt parieren, oder —"

"Oder du bringſt mich um, haſt du doch ſagen wollen," entgegnete die Frau. "Ich glaub's,



"Oder du bringſt mich um, haſt du doch ſagen wollen," entgegnete die Frau.

daß es dir gelegen käm', wenn man mich hin-
anſtrüg' auf den Friedhof; könntest dann eine
andere mit ebenſoviel oder noch mehr Geld, als
ich es habe, nehmen. Auf dieſe Art kann einer
leicht reich werden. Den Tod fürcht' ich nun
nicht; aber daß er dir nicht von Nutzen wird,
daſür hab' ich geſorgt. Der Mann erbt zwar
die Frau; aber die Frau kann auch ein Teſta-
ment nach ihrem Sinne machen, und das meine
liegt bereits beim Notar. Daß ich dich nach
deiner bisherigen Aufführung nicht beſonders
darin bedachte, wißt begreifen."

"Und das haſt du getan? Du haſt mich ent-

Kultur ſinkender Völk. für 1917.

erbt? Du biſt ja rein des Teufels, Weibsbild,"
ſchrie der Bauer, indem er wie ein Wilder den
Boden ſtampfte und ſein Geſicht aſchfaßl wurde.

Er ſprang in ſeiner Verzweiflung hinaus in
den Futtergang, ſetzte ſich auf den Futtertrog,
ſtützte den Kopf mit beiden Händen und ſagte
ſtöhnend: "Sie iſt rein des Teufels, dieſe Bäur-
in. Wo man ſie auch anfaßt, überall zieht
man den kürzeren."

"Und weißt du auch warum, Bauer, daß du
den kürzeren ziehſt?" fragte der alte Futter-
knecht, der den Kühen vorgab, "nicht die Bäur-
in, du ſelbſt biſt ſchuld, weil du zu barsch und
grob mit ihr umgehſt. Mit Grobheit gewinnt
man keine Lieb', und ohne Lieb' machſt du kein
Weib geſügig."

"Wie kann ich gut mit ihr ſein, wenn ſie
einem andern nachſlennt?"

"Der, dem ſie nachweint, iſt tot. Auf ihn
eiſerſüchtig zu ſein, iſt alſo eine Torheit. Der
Jakob war ein braver Menſch, der es ehrlich
mit deiner Bäurin meinte. Daß ſie ihn nicht
über Nacht vergeſſen kann, ſollteſt einſehen.
Laß ſie machen, laß ſie weinen, hab' Geduld und
Nachſicht und gib ihr manchmal ein gutes Wort.
Wirſt ſehen, wie ſie aufſtaut und dir mit der
Zeit eine ebenſogute Frau wird, wie ſie dem
Jakob ein treuer Schatz war."

"Ein gutes Wort," ſagte der Bauer, als er
zur Mittagſuppe ging. "Ein gutes Wort und
Geduld. Nun, mit der Geduld will ich's vor-
erſt mal probieren. Zu einem guten Wort
vermag ich mich noch nicht aufzuſchwingen.
Hat aber die Geduld einigen Erfolg, bring' ich's
vielleicht auch zu einem guten Wort. Wer weiß?
Der Menſch kann viel, wenn er muß."

Und von Stund an ließ er denn auch die
Bäurin machen, ganz wie ſie wollte. Er ſagte
nichts mehr, wenn er ſie mit verweinten Augen
traf. Er ließ ſie ruhig ſitzen, wenn ſie in
irgendeinem Winkel des Hauſes ihren grübeln-
den Gedanken nachhing. Es war ihm recht,
wenn ſie fleißig an die Arbeit ging; er ſagte
aber auch nichts, wenn ſie die Hände ruhen
ließ.

Und der Erfolg? Er blieb nicht lange aus.
Erſt ſah die Bäurin den Bauern bei ſeinem
neuen Gebaren etwas mißtrauiſch von der Seite
an. Als er aber in ſeinem Geduldsſpiel unent-
wegt fortmachte, heiterten ſich die trüben Augen
mehr und mehr auf, das Weinen wurde ſelten-
ner, der Gang raſcher, ja es kam ſogar dann
und wann vor, daß der biſher ſo verſchloſſene
Mund der Bäurin zu einem leiſen Lächeln ſich
verzog.

So dauerte es denn auch kaum ein Viertel-
jahr, bis der Bauer ſich zu einem guten Wort
entſchließen konnte.

"Siehſt, Marianne," ſagte er eines Tages,
als die "Völcher" ins Feld gegangen waren und

er der Bäurin allein Gesellschaft leistete, „so, wie du die letzten Wochen warst, gefällt dir mir. So läßt es sich leben mit dir, und wenn du so fortmachst, wirst du die Erfahrung machen, daß ich doch auch so unweeg nicht bin. Im Grund genommen wär' es ja eine Torheit, wenn wir wegen Vorkommnissen, die nicht mehr umgesehen zu machen sind, uns gegenseitig das



„So, jetzt gefällt es mir wieder auf dem Maierhof,“ sagte Hans, der alte Futterknecht.

Leben verbitterten. Wir sind nun einmal verheiratet, wir müssen beisammen sein, und so ist es am besten, wenn wir einander zu tragen suchen. Was meinst du?“

Die Bäurin sagte nichts. Aber sie gab dem Bauern — das hatte sie bisher noch nie getan — die Hand und ging dann in die Kammer, um mit einem Gemisch von Freude und stiller Wehmut zu weinen.

Aber von diesem Tage an heiterte sich die Sonne im Maierhose mehr und mehr auf, und als nach Jahresfrist ein blondlockiger Prinz in der Wiege strampelte, ließ sie ihr volles Licht über dem Maierhof leuchten.

Wer sich über diesen günstigen Wandel der Dinge am meisten freute, war Hans, der alte Futterknecht.

„So,“ sagte er eines Tages zum Bauern, „jetzt gefällt es mir wieder auf dem Maierhof. Wo Friede und Eintracht herrschen, ist gut dienen. Ich hab's gesagt: Ein gutes Wort findet guten Ort.“ —

Warum der Haslinger Peter von Kalau ein Fasbinder werden wollte.

Wie geschieht die Kinder heutzutage werden, dort nämlich, wo gute Schulen sind, das ist schier nicht zu glauben.

Wenn ich z. B. nur die Erdbeschreibung hernehme, was haben wir Alten denn von unserer Erde, auf der wir nun einmal herumarbeiten, essen und trinken, wachen und schlafen, leben und sterben müssen, eigentlich gelernt.

Wenn ich meine gute alte Großtante, die an mir Mutterstelle vertreten hat, gefragt habe, wie groß denn eigentlich die Erde sei, so bekam ich zur Antwort: „Du, die ist ungemein groß! Da geht's über den Berg hinüber und dann noch über einen Berg, und dann . . .“

„Und dann?“

„ . . . Dann ist die Welt mit Brettern verschlagen, und draußen ist das große Loch, in das man hinabfallen täte, wenn die Welt nicht mit Brettern verschlagen wäre.“

Ja, so vernagelt sind wir alten Leute gewesen, und heutzutage beschämt uns jeder Schulbub: denn jeder weiß nicht nur über sein geliebtes Vaterland viel Schönes zu erzählen, nein, auch in der Fremde kennt er sich aus, in allen Erdteilen, bei den braunen, roten und schwarzen Menschen, und er weiß sogar, wie groß die Erde ist und wie schwer, und hat sie doch noch keiner gewogen auf der Viehwage im Stall hinten.

Ja, besonders gelehrige Buben wissen noch mehr. Ein solcher war auch der Haslinger Peter, der sich sogar in den Sternen nicht wenig auskannte.

E einmal hat er mit seinem Wissen seinen Vater sogar gehörig erschreckt.

Denn wie die zwei, der Grauschimmel und der vierzehnjährige Bub, miteinander bei sternenheller Nacht über Feld gehen, sagt der Bub auf einmal: „Du, Vater, da ist der große Bär!“

„Jesus, Maria und Joseph! Wo denn?“ schreit der Alte, springt in seiner Todesangst über den Graben und verkriecht sich in den nächsten Saustall.

Und der Bub hatte doch nur das himmlische Sternbild gemeint, das der Leser jeden Abend sehen kann, wenn er die Augen aufstun mag und der Himmel hell ist.

Der Vater ließ sich aber nur schwer beruhigen und hörte immer noch mit Gruseln zu, als der Sohn im Weiterschreiten dort ein Ungeheuer nach dem andern erblickte, Schlangen und Drachen, Löwen und Walfische und Jungfrauen sogar, wo er selbst nichts als unzählige flimmernde Punkte entdecken konnte.

Als der Bub daher ausgeschult war, sagte der Alte: „Bub, wenn du etwas lernen willst, denk selber nach, was du werden möchtest! Bist geschickter als ich!“

Da setzte sich der Peter auf die Gartenmauer, ließ die Füße hinabbaumeln, stemmte die Ellenbogen auf die Knie und beide Wangen in die Hände und fing an nachzudenken, was er eigentlich werden wollte, und fing an laut zu reden und sagte sich also: „Was soll ich denn eigentlich werden? Ein Gelehrter? Dazu hat der Vater das Geld nicht und ich keine Lust. Mag auch etwas daran sein, wenn die Leute sagen: Je gelehrter, desto verkehrter. Ich bleib' beim Handwerk; denn das Handwerk hat einen goldenen Boden.“

Aber was für eines?

Ein Glaser werd' ich einmal nicht: denn der darf nicht auf seine Waren draufschlagen wie die andern Handwerker.

Die Seilerei ist auch nicht mein Fach. Der Seiler muß ja alleweil rückwärts gehen, und ich bin ein Mann des Fortschritts. Und was hat denn der Seiler davon, wenn er sich mit seiner Hände Arbeit in die Höhe bringt? Von der Höhe führt der Weg schnurstracks in die tiefe Grube, und in die mag ich erst zuletzt hinein.

Mit der Seifensiederei ist's gleichfalls nichts. Das Geschäft ist mir zu schmierig, drum schmiert sich auch jeder an, der da etwas kauft, und am Ende geht alles in Schaum auf.

Bortenwirker mag ich schon gar nicht werden, weil man da nur zu leicht Gelegenheit hat, über die Schnur zu hauen. Auch ist der Bortenwirker wenig beliebt, weil er alle Leute schnürt.

Ein Koch? Der Koch muß zuviel zusehen, und wenn den Gästen etwas nicht schmeckt, so pfeifen sie ihm ins Handwerk, brocken ihm etwas ein und er kann die Suppe ausfressen. Das tät' mir noch abgehen!

Mit dem Friseur heißt's auch nichts. Der ist mir zu grob; denn er nimmt alle Leute beim Kopf und fährt jedem übers Maul.

Da wäre mir ein Tischler schon ein feinerer Mann, ein Mann von Politur und ein Feind von allem Ungehobelten. Aber ein Schrafschneider ist er doch; er verleimt mir zuviel.

Als Zuckerbäcker könnte ich den Leuten das Leben versüßen; aber das Geschäft ist mir zu rührend, es tät' mich zu sehr angreifen.

Mit dem Uhrmacher wär's wieder nicht so übel. Der Mann weiß wenigstens, wie viel's geschlagen hat. Aber er hat in einem fort mit der Unruh' zu tun, und wenn ich zudem noch bedenke, daß ihm öfter's Nadel abläuft, so verzichte ich gern auf das närrische Geschäft.

Schuster? Das hat viel für sich. Der Schuster kann sagen, wo die Leute der Schuh drückt; aber ich fürchte das Pech und die Wicht. Auch ist der Schuster nirgends zu Hause; denn er muß beständig ausziehen. Das ist schon gar arg; sagt ja meine Mutter alleweil: dreimal ausziehen ist einmal abgebrannt.

Ein Sattler könnt' ich freilich auch werden. Da könnt' ich alle Augenblicke umfattern. Aber wer immer umfattet, kann auch einmal abgeworfen werden. Ich müßte wohl auch lange Lehrbub' sein, bis ich mich in allen Sätteln zu rechtgefunden hätte.

Als Schlosser könnt' ich bald reich werden, weil die Schlosser am ehesten zu einem Schloß kommen. Wenn ich aber heiraten tät', könnt' ich am Ende eine Zange erwischen, und davor graut mir jetzt schon.

Schneider mag ich auch nicht werden. Den Schneidern geht zwar der Faden nie aus, und das ist gut; sie sind aber ein leichtes Böcklein, und das ist wieder schlecht, und einen Faden hat's bei den Schneidern doch immer.

Und Raminfeger? Fällt mir nicht ein, alle-



Da setzte sich der Peter auf die Gartenmauer und ließ die Füße hinabbaumeln.

weil zu krasen, wo's mich nicht juckt, und mich selber anzuschwärzen auch noch!

Ich weiß, was! Ich muß ein Geschäft ergreifen, bei dem es etwas zu denken gibt, ein Geschäft, zu dem Hirn gehört. Ich werde ein Faßbinder; denn die Werke des Binders sind faßlicher Natur und müssen reißlich überlegt werden. Dem Binder ist nichts zu rund, und wenn er seine Sache gut macht, kommt ihm nicht leicht

etwas aus, und alles, was er schafft, ist für's Höhere, für den Geist bestimmt.

Ich werde ein Faßbinder!

So hat der Haslinger Peter seine Standeswahl getroffen und ist ein Faßbinder geworden, und dazu kein schlechter.

Leider ist er schon als junger Meister gestorben, denn er war zu geistlich für diese Welt.

Das Gistmädchen.

Von L. vom Vogelsberg.

„Da, sehen Sie, da ist sie wieder!“ zischte der Kapitän Broderly aufgeregt und zog mich an die Brüstung der Veranda, die den Bangalo umgab.

Zunächst sah ich nur den alten häßlichen Indier, der alle Tage gegenüber in dem Schatten des Schuppens hockte.

„Aber da — sehen Sie denn nicht?!“ fauchte der Kapitän wieder. Und sein dickes Gesicht mit den breiten Zähnen glich in diesem Augenblick dem Kopf einer zur höchsten Gier gereizten Bulldogge.

Richtig, da schwebte etwas durch den Sonnen- glast, so weiß und in seiner Helle so wenig sichtbar, daß es fast wie ein Bestandteil der Luft erschien. Dem wiegenden Gang nach mußte es ein junges, schlankes Mädchen sein.

„Das ist sie, von der ich Ihnen sprach,“ sagte Broderly wieder, „wie ein Komet ist sie aufgetaucht, eine Schönerer hat's nie in Indien gegeben.“ Dabei flog ein gemeiner Zug über sein Gesicht: „Es ist ganz nett, wenn man in meiner Stellung ist und sich nichts zu versagen braucht.“

Dieser alle Augenblicke durchbrechende Zynismus war es, was mir seine Gegenwart schon am ersten Tage verleidet hatte. Jemandwo in Indien hatte er mit seiner Roheit nicht gut getan, darum war er hierhergesetzt worden. Aus dieser abgelegenen Gegend drangen die Dinge nur schwer an die Öffentlichkeit. Und der Kapitän war nicht böse darüber. Hier herrschte er unumschränkt und konnte seinen eigenen Wünschen gerecht werden, ohne daß ein Hahn darnach krächte.

Weil keines der Eingeborenenhäuser für mich bewohnbar war, deshalb mußte ich in der landesüblichen Weise seinen Bangalo für die wenigen Tage meines Aufenthalts in Anspruch nehmen. Und mußte dafür die mit einer brutalen Geste vorgetragenen Geschichten aus seiner Selbstherrlichkeit anhören.

Jetzt schien das weiße Mädchen im Brennpunkt seiner Interessen zu stehen.

Um den unbehaglichen Eindruck zu verwischen, ging ich auf die Straße hinaus. Der Alte drüben war verschwunden; aber als ich vor das Dorf kam, sah ich ihn unter einem der mäch-

tigen Mangobäume sitzen, die die Landstraße begleiteten.

Gegen meine sonstige Gewohnheit griff ich in die Tasche, um ihm eine kleine Münze zu reichen. Aber die ausgestreckte Hand blieb mir sozusagen stehen. Ich hatte den Mann nie genauer betrachtet und vermutete in ihm einen jener schmierigen Fakirtypen, wie sie in Indien so außerordentlich häufig sind. Statt dessen blickten mich jetzt zwei wunderbar kluge und leuchtende Augen an aus einem Kopfe von wahrhaft gewaltiger Modellierung; ein prachtvoller Männerkopf mit langem weißen Bart, der lebhaft an den eines alten Germanenpriesters erinnerte.

Mit einer langsamen, vornehmen Bewegung nahm er das Geld und ließ es in seinem Gewand verschwinden. Dann neigte er dankend das Haupt und fragte halblaut in recht gutem Englisch: „Herr, weißt du, wozu dieses Geld dient?“

Und als ich den Kopf schüttelte, setzte er ohne jede Betonung hinzu: „Der Befreiung Indiens . . .“

Sofort kam mir der Gedanke, daß hier irgendeine spekulative Absicht im Spiel sei, und ich wollte mit einem Achselzucken weitergehen, als ich wieder die halblaute Stimme hörte: „Du hältst den alten Mann für unklug, daß er dir das sagt; denn du könntest hingehen und ihn verraten. Aber du wirst es nicht tun, denn du bist kein Engländer.“

Möglich, daß ich fast unbewußt den Gedanken hatte, dem Kapitän von der Sache, wenn auch nicht als Angeber, Mitteilung zu machen. Sobald mir jedoch die eindringlich klingenden Worte zu Gehör kamen, dachte ich nicht mehr daran.

So sagte ich nur: „Man hört viel von derlei Dingen in Indien.“ Und der Alte, immer den Blick fest auf mich gerichtet, gab zurück: „Das Werk ist der Vollendung nahe; ehe zwei Tage vergehen, wirst du ein Beispiel sehen. Bangst du in diesen Tagen um dein Leben, so sprich den Namen Ranganal Bahadur zu dem, der dich bedroht. Und fürchte nichts, denn du bist kein Brite.“

Je weiter ich mich nun auf meinem Weg von dem Alten entfernte, um so mehr gewann ein gewisser Aergers bei mir die Oberhand. Ich fühlte mich von dem Alten genarrt und beschloß, trotz aller sonstigen Abneigung, dem Kapitän einen Wink zu geben, denn seine Sicherheit war schließlich auch die meine, und allerlei Erinnerungen an den Sepoy-Aufstand waren gerade nicht geeignet, das Vertrauen in die Zuverlässigkeit der Indier zu heben.

Unter diesen Gedanken bog ich von der Straße und schlug einen schmalen Pfad in den Wald ein, nachdem ich für alle Fälle die Selbstlade- pistole schußfertig gemacht hatte. Ich war noch

keine Viertelstunde durch die strotzende Pracht des Waldes gegangen, als plötzlich vor mir wie aus der Erde gewachsen ein weißgekleidetes Eingeborenemädchen auftauchte. Ob sie nun gerade um die Ecke gebogen oder aus dem Gebüsch getreten war, kurz, ich war durch die Erscheinung im ersten Augenblick derart erschrocken, daß ich die Pistole herausriß. So gleich aber schob ich sie wieder in die Tasche, denn mir lächelte das schönste Mädchen Gesicht entgegen, das ich während meines ganzen indischen Aufenthaltes sah. Und das mochte immerhin etwas heißen.

Mehr noch: es war „sie“, die Begehrte des Kapitän's Brodery.

Das Mädchen zeigte keine Spur von Verlegenheit. Sie sah mich einen Augenblick forschend an, neigte dann den reizenden Kopf zu einem leisen Gruß und sagte in schlechtem Englisch: „Du willst zu dem Tempel, Herr?“

Das war nun freilich nicht meine Absicht, obwohl ich wußte, daß hier herum ein alter, verlassener Tempelbau lag. Immerhin, die Sache fing jetzt an, romantisch zu werden, und so nickte ich einfach mit dem Kopfe.

Wieder fuhr das Mädchen mit den leuchtenden großen Augen über mich hin, dann winkte sie mir und schritt mit einer Sicherheit vor mir her, als ginge sie nicht durch wüstes Gestrüpp, sondern über das glatteste Parkett. Und während sie vor mir herschritt, fand ich die Leidenschaft des Kapitän's immer erklärlicher.

Ein paar weiße Flecken tauchten aus dem schwarzen Grün auf; gespenstische Trümmerhaufen erhoben sich plötzlich vor uns, ich faßte unwillkürlich wieder nach der Pistole, da tauchte eine Gestalt aus der halbverfallenen dunklen Pforte auf: der Alte unter dem Mangobaum.

„Willkommen!“ sagte er und verneigte sich leicht. „Fürchte keine Falle, Sahib, denn du bist friedlich wie wir.“

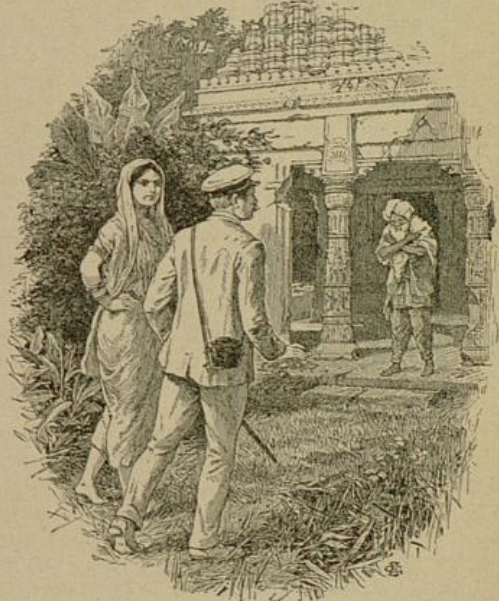
Das Mädchen hatte bei diesen Worten neben mir gestanden, ohne daß sie der Alte beachtet hätte. Nun faßte er mich bei der Hand und zog mich achtsam durch einen nachtschwarzen Gang mit sich fort, bis wir in einen durch große dunkelgelbe Kerzen hell erleuchteten Raum kamen, dessen Boden schöne alte Teppiche bedeckten.

So unheimlich mir die Sache anfangs vorgekommen war, so empfand ich doch jetzt eine Art prickelnder Neugier. War es doch mein erstes wirkliches Abenteuer auf indischem Boden. Und schließlich vertraute ich auch der Pistole in meiner Tasche.

Die gelben Kerzen schienen mit einem wohlriechenden Stoff getränkt zu sein, denn sie verbreiteten einen sehr feinen, milden Duft. Die ganze Szenerie entbehrte eigentlich des Gruseligen, sie machte vielmehr in Anbetracht der

völligen sonstigen Kahlheit des Raumes einen etwas nüchternen Eindruck.

Mit einer leichten Handbewegung lud der Alte mich zum Niederlegen ein, während er sich selbst mir gegenübersezte. Jetzt merkte ich erst, daß auch das Mädchen uns gefolgt war, und ich merkte es mit einer ungeteilten Befriedigung. Sie ließ sich etwa in Armeslänge hinter dem



„Willkommen!“ sagte er und verneigte sich leicht.

Alten links nieder und hielt die großen Augen unverwandt auf mich gerichtet. Vielleicht war es das Kerzenlicht — eine Frau erscheint bei seinem Glanz immer viel schöner — oder war es der Umstand, daß ich sie jetzt erst richtig betrachten konnte, kurz, ich sah eine Schönheit vor mir, die fast mit magischer Kraft auf mein Gemüt wirkte.

Und während der Alte nun mit einer tiefen, außerordentlich wohlklingenden Stimme Sagen über den Tempel zu erzählen begann, hielt das Mädchen unverwandt die Augen auf mich gerichtet. Ich fühlte, wie eine Art Schlafrunkenheit mich allmählich übermannte; das Merkwürdigste aber war dabei, daß mir kein Wort von der Rede des Alten verlorenging, daß sie sich förmlich in mein Gedächtnis eingrub.

Mit fast geschlossenen Augen sah ich den beiden gegenüber und fühlte mir, wie der Blick des Mädchens auf meinem Gesicht brannte. Ein leise klagender Ton fiel plötzlich in die Rede des Alten; ich hob den Kopf und sah, daß das Mädchen verschwunden war. Mein Mentor aber sprach weiter, wie lange weiß ich nicht. Ich fühlte nur auf einmal seine Hand auf meiner Schulter und hörte ihn sagen: „Komme,

Herr, es ist spät geworden.“ Und ich schritt mit ihm aus dem Tempel.

Draußen war es stockfinster. „Fasse mein Gewand,“ sagte er. Gleich darauf traten wir aus dem Wald auf die Straße.

„Morgen sehen wir uns wieder. Geh ohne zu zögern nach Hause und halte das Wort bereit.“

Halb betäubt schritt ich dem Dorfe zu. Kurz vor den ersten Hütten tauchte urplötzlich ein dunkler Körper vor mir auf, in dem ungewissen Licht sah ich etwas matt blinken, ein Griff nach der Pistole, schon blinkte es vor meinen Augen, da fiel mir das Wort ein: „Kangal Bahadur . . .“ Und verschwunden war der Spuk.

Der Bangalo lag im Dunkel. Ich ging leise die Treppe hinauf und suchte mein Zimmer. Die Erregung ob des Erlebten war aber so stark, daß ich wohl eine Stunde lang wach lag, ehe ich in einen unruhigen Halbschlaf versiel. Und zwischen Schlaf und Wachen war es mir, als öffne sich die Tür und eine weiße Gestalt trete herein. Sie näherte sich meinem Bett und stand eine Weile wie zögernd still. Plötzlich aber hatte ich das Gefühl, als ob Haare an meiner Wange entlang streiften, und im nächsten Augenblick fühlte ich zwei Lippen auf meinem Munde. Mit einer verzweifelten Anstrengung suchte ich den Schlaf abzuwerfen. Draußen lag der junge Tag, der Spuk war verschwunden. Aber als ich mich aufrichtete, fühlte ich etwas Kühles neben mir. Es war eine jener weißen Blumen, die das Mädchen am Tage vorher im Haar getragen hatte.

Während ich noch über die sonderbare Begebenheit nachzudenken suchte, klopfte es leise an die Tür. „Sahib! Sahib! Der Herr ist tot!“

Von Entsetzen gepackt sprang ich aus dem Bett. Draußen stand zitternd der eingeborene Diener des Kapitäns. Er habe seinen Herrn wecken wollen, und nun läge er steif im Bett ohne die Spur einer Verletzung. „Du bist Arzt, Herr, mach ihn wieder lebendig!“

Kapitän Brodery lag langgestreckt in seinem Schlafanzug auf dem Bett. Veränderungen waren an ihm nicht wahrzunehmen, nur das Gesicht zeigte einen so seltsamen unbeschreiblichen Ausdruck, wie ich ihn niemals wiedergesehen habe.

Ich entkleidete den Toten sofort und begann seinen Körper zu untersuchen. Nirgends die Spur einer Verletzung. Nur in der Gegend des Herzens ein winziger Punkt wie ein Rückenstich, dessen Farbe sich aber kaum von der der Umgebung abhob und der auch keine Blutspur zeigte. Ich dachte an Herzschlag, während ich langsam wieder aufstand und — zusammenfuhr, denn vor mir, neben dem eingeborenen Diener, stand der Alte von gestern und hielt den Blick wie eine Steinfigur starr auf mich gerichtet.

Nun machte er eine leichte Bewegung mit der Hand und sagte gemessen: „Komm, Herr, ich will dir sagen, ob der Sahib noch zu retten ist . . .“

Halb willenlos folgte ich ihm. Wir schritten die Landstraße hinauf bis zu dem Tempel. Und wieder saßen wir im Schein der Kerzen einander gegenüber.

„Tote kann man nicht mehr lebendig machen,“ sagte der Alte, nachdem er mich wieder eine Weile mit demselben starren Blick angesehen hatte, wie vorhin am Totenlager. „Und du, Herr, wirst schweigen über das, was ich dir sage.“

„Wisse, daß der tote Sahib im Leben eine Geißel meines Volkes war. Die, die ihrer Glieder led'ig sind, wissen davon zu sagen, und jede Frau war ihm verfallen. Darum zogen wir ein Mädchen auf und gaben ihm Gift zu essen und zu trinken, wie wir immer tun, wenn wir einen weißen Tiger verderben wollen. Wisse, daß der Leib eines solchen Mädchens von Gift getränkt ist. Und daß der dem Tode verfallen ist, der den Körper des Mädchens be-



Ich entkleidete den Toten sofort und begann seinen Körper zu untersuchen.

rührt. Wir ließen das Mädchen seine Schönheit vor dem Sahib zur Schau tragen, und er wurde von ihrem Anblick wie ein rasender Büffel. Hüte dich vor der Liebe, Herr, wenn sie so zu dir kommt. Denn du hast gesehen, was geschehen ist. Gehe zum Bangalo und reise ab. Du wirst dort einen unserer Freunde finden, der dich sicher geleiten wird. Fürchte

nichts. Solange du in unserem Lande bist, bist du unser Gast. Aber gehe nach Süden und halte dich in der Nähe des Meeres. Denn es können Tage kommen, wo dich niemand mehr schützen könnte.“

Wie im Taumel ging ich zum Bangalo zurück. Dort stand ein junger Jnder, der mich mit einer demütigen Verbeugung begrüßte. Eine Stunde später war ich auf dem Weg nach Süden. Ich hatte den nächsten Posten benachrichtigen wollen, damit wegen der Beerdigung des Kapitäns Vorfrage getroffen werden könnte; doch der Draht war zerschnitten.

Als wir in den Wald eintraten, sah ich, während der Jnder vor mir ging, in dem Gebüsch etwas Weißes leuchten. Es war wie der Schatten einer menschlichen Gestalt. Und mir schien es, als sähe ich einen biegsamen Leib und zwei Augen, groß und süß. Und ich dachte an das Giftmädchen, dessen Umarmung tödlich war, und das dennoch küssen konnte, ohne zu töten . . .



Der Morz-Kajetan.

Erzählung
von Anton Schott.

Im Bergdörflein droben gibt's eine Hochzeit.

Vor dem plumpen, geschmacklos gearbeiteten Altare der kleinen Pfarrkirche knien ein handfestes, stämmiges und nicht allzu sauberes Weiberleut und ein schwächtiges, zierliches Männlein, dahinter stehen Brautführer und Brautjungfer, und zwischen beide Paare drängt sich der Mesner, um dem Brautpaare die richtigen Antworten zuzusüßtern.

„Kajetan Söldner, liebst du deine Braut?“ fragt nun der Pfarrer in der herkömmlichen und vorgeschriebenen Weise.

„Ja,“ flüstert hinter dem Bräutigam der Mesner; aber der stiert wie in hellem Träumen vor sich hin und tut, als ob er lediglich Zuschauer wäre wie all die andern Hochzeitsgäste, bis er einen Puff in die Flanke bekommt.

„Ja mußt jagen!“ drängt der Mesner.

„Ja,“ hastet der Bräutigam nun heraus und nickt zur Bekräftigung mit dem Kopfe. „Oh ja . . . freilich.“ Und er nickt nochmals recht kräftig.

Die Braut aber antwortet mit einem festen und kräftigen Ja, und nachher reicht man sich die Hände, läßt sie von der Stola umwickeln und tauscht zum Schluß die Ringe.

Während der folgenden Messe sinnt und träumt der Bräutigam wieder so vor sich hin, als hätte er sich nicht gut ausgeschlafen, und nickt manch-

mal oder schüttelt ab und zu den Kopf. Wie aus nebliger Ferne lugt in seinem Sinnen hie und da eine Zeit herüber in die Gegenwart, die ihn wie ein Märlein aus sonniger Maienzeit anmutet, und die doch wieder so verschwommen ist wie . . . wie halt ein Nebelmorgen. Ah was! Nicht wahr ist es, und morgen nagelt er sein Schild über die Türe des Dedmeierhäufels, das am Ende des Dörfleins draußen steht im lauschigen Obstgarten, und das von nun ab sein Eigen und seine Heimat sein wird, und in das er mit der Zeit behäbigen Wohlstand arbeiten will. Eine eigene Bank und kommender Wohlstand! Was kann der Mensch mehr verlangen, und was soll sich ein wandernder Tischlergeselle mehr wünschen?

Nach der Messe führt er statt der Brautjungfer, mit der er in die Kirche gekommen, sein angetrautes Weib hinaus auf den kleinen Dorfplatz, wo schon vier Spielleute der Hochzeitsgesellschaft warten, und nachher geht es unter fröhlichem Spiele und übermütigem Tuscheln der jüngeren Hochzeitsgäste dem Krämerwirth zu.

Eine Menge Weiber und Kinder aus dem Dörflein und aus der Umgegend hat sich als Zuschauer eingefunden, und ein jedes der Hochzeitsleute wird beschaut und bekrittelt.

„Uj! Uj!“ macht es ein drei Fäuste hoher Range und deutet nach dem Scherbalger, der einen recht altfränkischen Rock mit langen Schößen trägt, wie solche zu Großvaters oder Urgroßvaters Zeiten einmal Mode gewesen. „Dem sein Rock tauget' für eine Kranzeltagsjahne!“*)

„Die Peterlin schnalzt aber heute daher!“ spöttelt die Pelzhaubenschneiderin. „Und sonst wenn man sie sieht und ihre Stube und ihre Kinder . . .“

„Ja, wahrhaftig.“

„Wegen dem Dreiviertelstischler da und seiner Rani . . .“

„Jetzt . . . Das ist schon gar nichts mehr, wenn sie fast nochmals so groß ist wie er,“ stellt der alte Zimmersepp aus. „Wenn er sie ärgert, erdrückt sie ihn wie eine junge Kaze.“

„Mir scheint, die ist froh, daß sie ihn hat. Sonst hat auch keiner anbeißen wollen.“

„Nun ja . . .“

So reden und tuscheln die Leute durcheinander, bis der letzte der Hochzeitsgäste in der Türe des Krämerwirthshausjes verschwunden ist, und bis vom Tanzboden her das Quietschen einer Klarinette und das Brummen des Basses zu hören ist.

Die Hochzeitsgäste setzen sich zum einfachen Mahle zusammen, und die Spielleute würzen dies mit allerhand landläufigen Weisen.

*) Kranzeltag = Fronleichnamstag.

Nach dem Mahle aber geht es an den Tanz. Zu allererst regt und riegelt sich das junge Gevölke; aber bald nachher strampeln und strampfen auch ein paar Alte mit, und bis es gegen Abend geht, hat selbst der alte, weißbärtige Steinflüßer seinen Hopser gemacht.

Während der Tanzpausen neckt man einander ein bißel, es wird gelacht und gesungen, wie es halt schon kommt, und die richtige Hochzeitsstimmung hat jedwedes am Bandel und beim Genicke.

Nach Feierabend sammelt sich auch anderes Gebursche auf dem Tanzboden, wie es der Brauch ist; aber bald spinnt sich eine kleine Zwistigkeit an. Des Huisen Jokel und des Höllersls Steffel haben seit einiger Zeit eine kleine Unstimmigkeit miteinander, und der Jokel ist Hochzeitsgast, und der Steffel ist dieses nicht. Das läßt der Jokel hübsch deutlich fühlen, und den Steffel verstimmt es.

„Macht keine Schnacksen und Narreteien!“ mahnt der Schneiderrupel, der unter den Spielteuten der Tonangebende ist. „Ein jeder hat Platz, und ein jeder kann sich erlustigen nach rechtem Gefallen und in ehrbarer Weise.“

„Ich bin ich,“ trutzt der Jokel.

„Nachher bist schon etwer auch . . .“

„Fangt mir keine Dummheiten an!“ stellt auch der Kajetan vor, der Bräutigam. „An unserem Ehrentage, und wenn . . . es einen Streithandel gäbe . . .“

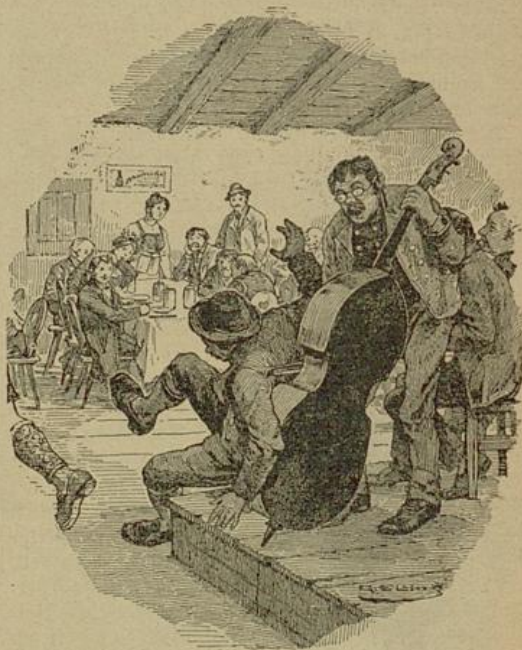
Die Spielleute streichen einen lebfrischen Tanz an, und alles scheint sich wieder zu glätten und zu ebnen; aber plötzlich prellen die Kampfhähne ganz ernstlich zusammen, und ehe es jemand hindern kann, hängen sie auch schon aneinander wie zwei raufende Hunde und schlagen und stoßen aufeinander los. Ein paar andere springen hinzu, die Widersacher zu trennen und die Balgerei zu schlichten; aber es will ihnen nicht gelingen. Im Eifer ergreifen sie selbst Partei für und wider, und das Uebel wird ärger. Als der Wirt mit dem Ochsenziemer erscheint, kriegt des Ecknikels Knechtel einen derartigen Stoß, daß er wie ein geschnellter Ball in die Ecke taumelt, wo die Spielleute sitzen und mit aller Wucht auf die Baßgeige fällt.

Ein Krachen und Brechsen, und die Geige ist hin.

Dem Kajetan drückt es einen Schrei ab, als er solches sieht und hört, daß es scheusam durch die Stube und durch den Trubel gellt. Die Baßgeige gehört sein, und der Schusterhannes spielt heute nur darauf, weil er, der Kajetan, Hochzeit hat und daher nicht selbst mitspielen kann. Des Wirtes Ochsenziemer saust über die Käufer hin, und hübsch ein paar drängen der Türe zu und machen sich aus dem Staube. Vielleicht hat einen der Narr grüßen lassen, daß er sein Messer gezogen und einen gestochen, der

nachher so aufgeschrien. Wer draußen ist, kann es nicht gewesen sein.

Als die zwei Urheber hinausbefördert worden sind und den Tanzboden verboten erhalten haben, legt sich der Tummel, und man strebt wieder ins alte Geleise und zur Hochzeitsstimmung zurück. Dem Kajetan ist aber hellauf zum Flemmen zumute. Der Baß hat beinahe



Ein Krachen und Brechsen, und die Geige ist hin.

vierzig Gulden gekostet und ist jetzt hin. Bierzig Gulden aber findet einer nicht so mir nichts, dir nichts auf der Gasse.

„Du bist ein Tischler und kannst dir den Kästen schon wieder zusammenleimen,“ vertröstet der Schneiderrupel. „Mit gutem Willen und mit ein bißel Geschick geht alles.“

Für ein Weichen deutet es den Kajetan, als leuchte ein Hoffnungsstrahl in das Döster seines Mißgeschickes. Wenn es mit dem Leimen allein getan werden könnte, wäre wohl zu helfen. Aber wie er die Splitter und Stücklein zusammengesucht und den aus aller Form gequetschten Kästen betrachtet, merkt er, daß dem Schaden auf solche Weise nicht beizukommen ist.

Wenn er sich nicht schämte, er könnte flemmen. „Wirst ja gesehen haben, wer den Schaden gestiftet hat,“ versucht der Wirt zu trösten.

„Des Ecknikels Knecht.“

„Wo nichts ist, kann sogar der Kaiser nichts nehmen,“ grinst der lange Leupold. „Hin ist hin. Ein ander Holz her, sagen die Wagner.“

Der Schneiderrupel fängt wieder an zu geigen, um die Stimmung der Hochzeitsgäste zu

heben; aber das Spiel geht leer, weil der Baß fehlt. Man behilft sich mit einem Baßflügelhorn, aber es ist immer so, und dem Rajetan vollends kommt das Spiel vor wie eitel Hohngequitsche. Er setzt sich in eine Ecke, hört weder auf diese noch auf jene Reden und nicht einmal auf die Trostworte seines jungen Eheweibes. Der Schweiß perlt ihm nur so über Stirne und Gesicht, und seine Hände zittern.

Die Geschichte läßt sich . . . ganz schön an. Gleich am Hochzeitstage schon ist die Baßgeige hin und . . . Nein, er hätte es wahrhaftig nicht tun sollen. Er hat wohl ein eigen Häufel erheiratet, aber was wiegt das auch auf? Wenn es so fortgeht, kann das bald vom Unglücke aufgefressen sein und . . . hernach?

Ein Grufeln um das andere überläuft ihn, und hundert Male sagt er sich's vor: „Ich hätte es wirklich nicht tun sollen . . .“

Am nächsten Morgen nagelt er zuerst sein neues Handwerksschild über die Türe seines Häufels: Rajetan Söldner, Tischler, und dann siedet er Leim und versucht, die zerstückelte Baßgeige wieder zurechtzurichten und zusammenzuleimen, aber bis zum Mittag kommt er zu der Ueberzeugung, daß es auf diese Weise doch nicht geht. Ein Fußtritt, und die Trümmer lösen sich wieder voneinander, und ein Häuflein Holzstücklein liegt auf der Stubenbühne.

Was nun? Das Gespiel kann er deswegen doch nicht aufgeben, denn von Zeit zu Zeit trägt es halt doch ein paar Gulden, die sonst nicht verdient werden könnten. Was soll einer an einem Sonntagnachmittage auch verdienen? Aber wie lange müßte er da wieder spielen, bis er nur den Schaden wieder hereingebracht? Etliche dreißig, vierzig Gulden!

Er stößt die Scherben zur Seite und beginnt an einer Ofenbank zu arbeiten, die der Steinecker bei ihm bestellt hat, aber die Baßgeige geht ihm alleweil im Kopfe herum und läßt ihm keine Ruhe . . . Wenn es halt doch auf irgendeine Weise ginge! Der Hals wäre ganz, dem Griffbrette fehlte nichts, der Saitenhalter ist noch zu brauchen, und die Seitenvände täten es im Grunde genommen auch noch. Da fehlten eigentlich nur die beiden Decken und . . . die Form . . . Eine dumme Sache mit dieser Heirat! Wie einmal nichts mehr zu ändern gewesen daran, fällt ihm . . . die andere Dummheit wieder ein und macht ihm Kopfwehen. Eine Dummheit ist es da und dort. Wenn zwei Holzpelten einmal hübsch fest zusammengeleimt sind, bleibt allemal ein Schiefer hängen, wenn man sie auseinanderreißt, und man merkt den Schiefer erst, wenn das Auseinanderreißen schon geschehen. Ein eigen Häufel, eine eigene Bank! Freilich strebt und trachtet der Mensch darnach, und es ist dieses jedes armen Teufels

höchster Wunsch, aber . . . wer weiß, hätt' er es mit . . . der andern nicht schließlich auch noch mit der Zeit so weit gebracht? Fleißig arbeiten und ein bißel Glück haben dabei . . . Nein, mit dem Glücke mag es da schon etwas windig ausschauen, wenn einer nach dem Anfange urteilt. Am Hochzeitstage schon so ein Turbel und . . . dreißig bis vierzig Gulden beim Plunder! . . . Wenn er sich verjuchungsweise darüber machte! Ein paar Brettlein würden doch so zu bearbeiten sein, daß sie taugten. Ein Tischler wäre er ja, und mehr wie das Holz richtig ausarbeiten könnten ja andere auch nicht. Viel wäre ja nicht hin, höchstens ein Brett, ein bißel Leim und einige Zeit. Und diese brauchte er eigentlich nicht zu vertrödeln; er könnte nach Feierabend schnitzen und arbeiten.

So sinnt er den ganzen Nachmittag vor sich hin, und am Abende sucht er sich ein altes, gut ausgetrocknetes und astloses Brett, schneidet es in die richtige Form und beginnt zu arbeiten.

„Schad' um das schöne Brett,“ tadelt die Kani, sein Weib. „Ungekannts einmal könntest es etwa brauchen, und da nimmst es zu dieser Tanderei her! Alles kostet heutzutage Geld, und das Sparen, scheint mir, bist nicht recht gewohnt.“

Die Rede trifft ihn wie ein ganz ernsthafter Puff zwischen die Rippen.

„Bei ein vierzig Gulden kostet so eine Baßgeige,“ stellt er als Rechtfertigung vor. „Da wird doch das Brett . . . noch wohlfeiler sein.“

„Brauchst denn eine?“

„Ja . . . brauchen . . . Ab und zu verdient einer halt doch ein paar Gulden mit dem Gespielen, wo er sonst nichts täte und nichts tun könnte, und . . . ein bißel Freude hängt auch daran.“

„Da wenn d' mir nicht ginge!“ urteilt sie ganz abfällig. „Oft eine ganze Nacht herumspielen und im Wirtshause verhocken, den Schlaf versäumen und andern den Narren machen! Ein richtiger Christenmensch, der einmal verheiratet ist, gehört heim. Verstehst mich?“

Wie wenn die Sonne den perlenden und in allen Farben flimmernden und schillernden Tau weglegt von der herbstenden Dedheide und nachher nur halbdürres Gegräse und braune Heide und das Gefühl zurückbleiben, daß es von Tag zu Tage öder werden muß, so kommt ihm diese Rede vor, und die Vorwürfe und Selbstanklagen in seiner Brust und in seinen Sinnen heben trutzig ihre Köpfe . . . Das hast jetzt davon, du, mit deinem eigenen Häufel und mit deinem . . . Unverstande . . .

Er läßt sie reden und nörgeln und sagt nimmer so dazu und nimmer so. Der Baß muß einmal fertig werden, und nachher müssen sich auch diese Reden verkieren. Daß sie ihn ob seiner Geschicklichkeit und Anstelligkeit loben

könnte, wagt er nach diesem nimmer zu hoffen. Einzwischen muß er sich eben ducken und schmiegen und mit dem Gefühle abfinden, daß auch er einer derjenigen ist, die . . . mit bestem Willen und Trachten daneben geheiratet haben. Hat er das Unglückstrumm aber einmal fertig, nachher wird es an der Zeit sein, daß er allmählich nach den Zügeln greift.

So arbeitet er fürder beim Tage nach Lohn und Verdienst und nach Feierabend an seiner Faßgeige. Mit fieberhafter Hast schnitzt und schabt er, die Wölbung des Bodens und der Decke herauszubringen, und oftmals ist es bei-



„. Ein richtiger Christenmensch, der einmal verheiratet ist, gehört heim. Verstehst mich?“

nahe zum Lachen, wie sich das kurze, schwäch-tige Körperchen gleich einer Raupe dabei dehnen und strecken muß.

Aber er, der Kajetan, ist halt einmal nicht größer geraten und muß sich strecken, so gut es geht.

Schon als Schulbub ist er ein Stücklein kleiner gewesen wie andere in seinem Alter, und so zart, zierlich und kleinknochig, und von Jahr zu Jahr ist er hinter seinen Altersgenossen ein Stücklein zurückgeblieben im Wachstum. Anfänglich hat er immer und noch allweg gehofft, daß ihm doch noch einmal „der Knoten aufspringen“ werde, wie die Leute sagen; aber als die Zeit gekommen, da von den Altersgenossen keiner mehr gewachsen, ist ihm die letzte Hoffnung geschwunden . . . In Gottes Namen, wenn es nicht anders wird.

Als er den Schulranzen auf den Dachboden hinauf und unter das alte Gerümpel geworfen, hat es geheißt: zu einem Handwerke! Zu schwerer Arbeit ist das Körperchen nicht, und Schneider, Schuster und so weiter müssen jederzeit sein . . . Aber er, der Kajetan, hat sich ganz etwas anderes eingebildet. Ein Tischler will er werden, hat er gesagt, und nach hübsch einem Bedenken und Beraten seiner Leute ist er doch zu einem solchen in die Lehre gekommen. Ein Tischler ist halt doch gleich etwas anderer wie ein leidiger Schneider oder ein pechduftender Schuster, wenn er gleich nur mit dem Kopfe über die Hobelbank emporragt.

Die erste Zeit hat ihm aber dieser Wille Beschwernis genug verursacht und eine Selbstüberwindung von ihm gefordert, die einem viel größeren Manne alle Ehre gemacht hätte. Die Lehrzeit ist allenthalben keine Rosenzeit; aber bei ihm hat es auch noch dazu an der Kraft gefehlt. Trotz allem aber hat er sich nicht abschrecken lassen und ausgeharret, bis er wirklich ein Tischler gewesen, kein Lehrbub nimmer, ein wahrhaftiger Tischlergefell.

Als er ein bißel arbeiten gekonnt, hat ihn der Meister gefragt, ob er nun wohl auch ein bißel Musik lernen möchte zur Zeit der Feierweile, dieweilen diese zwei Handwerke seiner Ansicht nach zusammengehörten wie das S zum ch. Er selbst wäre Tischler und Spielmann, und sein Vater und sein Lehrling wären auch beides gewesen . . . Warum nicht, wenn es zum Handwerke gehört? . . . Ein bißel Lust und Freude dazu ist in ihm gesteckt, und so hat er in den Feierweilen zu geigen angefangen. Anfänglich ist wohl alles schöner gewesen wie dieses Kraxen und Scharren; aber nach und nach ist er über den dürftigsten Anfang hinausgekommen. Wie er seine Lehrzeit umgehabt, ist er auch ein Spielmann gewesen, der bei Hochzeiten und Tanzmusiken mitspielen gedurft. Noten und so geschriebenes Zeug hat er freilich nicht gelernt, weil sein Meister auch nichts davon verstanden; aber wozu braucht einer Noten, wenn er zwei gute Ohren hat und ein Herz, darin alles nur Sang und eitel Getöne?

So hat er zwei, drei Jahre bei seinem Lehrmeister als Gefelle gearbeitet, bis einmal die Zeit gekommen, wo das Vaterland nachschauen läßt, ob die jungen Kunden auch Vaterlandsverteidiger abgaben. Ihn haben sie nicht brauchen können; viel zu klein, um ein ganzes Trumm zu klein. Er hat sich nicht geärgert darob, und er hat sogar gleichmütig gelächelt dazu, wie ihn ein Spottmaul Morz*)-Kajetan genannt und ihm damit einen Spitznamen auf-

*) Morz (nicht Mords), so viel wie mächtig, außergewöhnlich groß. Vielleicht verderbt aus dem Gotischen machts = Macht, Kraft u. dgl.

gebracht. Wenn einer nicht größer ist, so ist er halt nicht größer; wenn er nur seinen Mann stellt in der Welt und in seinem Geschäfte. Er hat fürder gearbeitet bei seinem Lehrmeister und mit diesem und seiner Kumpanie zum Tanze aufgepielt, wenn eine Zeit dazu gekommen, bis einmal jählings hintereinander seine beiden Eltern verstorben.

Da hat es ihn nimmer gelitten in der Heimat und in der Gegend. Er hat sein Bündel geschnürt, sich einen festen Stecken aus dem Haselhage geschnitten und bei tränennassen Augen mit lächelndem Munde gesungen:

Er, er, er und er,
 Herr Meister, leb er wohl!
 Ich sag' ihm's grad frei ins Gesicht,
 Seine Arbeit, die gefällt mir nicht.
 Ich will mein Glück probieren,
 Marschieren.

Eine ganze Weile ist er nachher im ganzen Lande herumgewandert, hat hier ein Zeitel gearbeitet und dort auch und hat den Wanderstecken immer wieder aus der Ecke geholt und in den Staub der Landstraße gestoßen. Er hätte keinem geglaubt, daß die Welt so groß wäre, und derweilen war das alles nur das Vaterland, und er hätte sich auch nicht träumen lassen, daß es da und dorten so schön sein könnte. Er ist durch flache Gefilde gewandert, die Gärten geglichen, und über Berge, die aus lauter Steinen aufgetürmet; er hat Städte und Dörfer gesehen und bestaunt und der Leute verschiedene Mundart und Sitten kennen gelernt. Aber immer hat es ihn wieder ein Dertlein weiter gedrängt und weiter gelockt.

Nur im Städtlein, das so drei, vier Stunden von hier liegen mag, wenn nicht weiter, hat er sich über ein Jahr gehalten. Der Lohn ist wohl nicht übermäßig hoch gewesen, und auch die Kost hat ihm einmal das bezeichnende und treffende Urteil abgerungen, sie wäre manchmal schlecht und manchmal noch schlechter; aber er ist geblieben. Ein Dirnlein aus einem Nachbar-dorfe hat ihm's angetan, und er hat oftmals in währendem Hobeln und Schnitzen die ernstesten Heiratspläne geschmiedet und dabei ein Viedel vor sich hingeträllert. Hat wohl allem Anscheine nach nichts gehabt, das Hascherl, wie seinen Gesund und sein bißel Verdienst als Näherin; aber eine Narrenfreude hat sich ihm ins Herz genistet, und ein Glück hat ihn in seinen Bann geschlagen, daß all dieses sein kleiner Brustkasten kaum zu fassen und zu bergen vermocht. Und manchmal hat er sogar auch gerechnet: er ist ein Tischler und sie eine Näherin; zwei Handwerke müssen ihn und sie ernähren, ging es, wie es auch schon gehen wollte.

Wie ein einziger schöner Maientag ist die Zeit verronnen, und sogar im Geschnee des Winters hat er eitel Blumen und Rosen blühen sehen

und im Wettersturme lieblichen Gesang zu hören gewöhnt. Seine kleine Brust ist voll Sang und Lieder gesteckt, und er hat seine Freude und sein Glück hinausgesungen an allen Wegen und Orten.

Aber plötzlich ist es einmal geworden, wie wenn sich eine kalte Wolke vor die glückstrahlende Himmelssonne zöge und Glück und Maientag verdüsterte. Eine Verstimmung hat sich eingeschlichen und den Trutz geweckt, und er hat kurzerhand sein Bündel hervorgefucht und den Wanderstecken und sich zu neuer Walz gerüstet.

Er, er, er und er,
 Herr Meister, leb er wohl! . . .

Ihr, ihr, ihr und ihr,
 Ihr Jungfrau, lebet wohl!
 Ich wünsche euch zuguterlezt
 Ein' andern, der mein' Stell' ersetzt,
 Ich will mein Glück probieren,
 Marschieren.

Trutzig keck hat er das Hütel auf den Kopf und den Wanderstecken auf die staubige Landstraße gesetzt und im letzten Wirtshäusel, am Ende des Städtleins draußen, sich noch einen



Als er von der Anhöhe zurückgesehen, ist ihm weich ums Herz geworden.

kleinen Mut getrunken. Trotzdem aber ist ihm etwas weich und schwummerig ums Herz geworden, als er von der letzten Anhöhe noch einmal zurückgesehen ins Städtlein und in seine Nachbarschaft, und er hat all seinen Mut und

Trutz zusammenkoppeln müssen, um nicht wieder zurückhin zu kommen.

Am Wegrande ist eine blühende Dornrosenstaude gestanden, und ein Liedel ist ihm eingefallen, das zu der Zeit und zu der Dornrosenstaude gepaßt. Zwei Knösplein hat er gepflückt und auf sein Hütel gesteckt, den Schritt kräftig und trutzig hinsfür gelenkt und ebenso trutzig das Liedel in die sonnige Sommerszeit und die weite, lockende Welt hinausgesungen.

Röslein am Strauche blühn
Lange Zeit nicht;
Lieb' bleibt so lange grün,
Bis man sie bricht.

Nimm dir zwei Röslein
Auf deinen Hut!
Ewig beisammensein
Tut auch nicht gut.

Wenn die zwei Röslein
Nimmer sind rot,
Wirf sie in 'n Bach hinein!
Denk, ich wär' tot!

Oh wohl! Ewig beisammensein tut auch nicht gut . . . Warum . . .! Er hat nicht recht gewußt, wem er die Schuld beischieben sollte, ihm selbst oder ihr, und er hat einen richtigen Grund zur Verstimmung auch trotz allen Suchens nicht zu finden vermocht. Warum? Ja, was weiß er? Aber die Verstimmung hat sich eben eingeschlichen und all beide in ihren Bann gezogen. Seinetwegen auch! Sei es halt also! . . . Er ist strafein und strahaus gewandert, hat wieder hie und da Arbeit genommen und bald darauf seinen Wanderstecken, hat an vergangenen Zeiten gesonnen und an dem und jenem und seinem Trutze neue Nahrung gereicht und dazwischen ein neues Liedlein über die Landstraße gesummt, das er irgendwo gehört und vernommen, und das in die Verhältnisse . . . beinahe gepaßt.

Wein dir nicht die Auglein trüb,
Mägdelein, vor Trauer!
Fahrender Gesellen Lieb'
Ist von kurzer Dauer;
Fahrender Gesellen Lieb'
Endet vor den Toren.
Wein dir nicht die Auglein trüb!
Hast nicht viel verloren. . . .

Aber ungedanks einmal hat er gemerkt, daß es ihn in weitem Bogen zurückzieht, wie wenn die Welt richtig rund und so etwas wie eine Kugel wäre, wie es allweg heißt, und einer auf der andern Seite wieder zurückkommen müßte zum selben Orte, wenn er lange genug gewandert.

So ein fünf, sechs Stunden vor dem Städtlein hat er gemerkt, wohin es wieder geht, und er hat sich an die Nasenspitze gegriffen und schelmisch vor sich hingelächelt: Jetzt gerade

noch nicht! Ein paar Wochen Trutz und Trutzei wird ein jedes noch aushalten können, und ist bislang keins von Sehnsucht und Reue gestorben, so wird solches auch in noch einem Zeitlein nicht geschehen. Und wenn es gerade wäre und sein sollte: . . . Hast nicht viel verloren . . .

Der Tischler im selben Orte hat gerade einen Gesellen benötigt, und er ist geblieben, hat aber während der Arbeit schon alleweil gesungen:

Uebers Jahr, übers Jahr,
Wenn man Tränbele schneid't,
Stell' ich hier mich wied'rum ein.
Bin ich dann, bin ich dann
Dein Schätzele noch,
So soll die Hochzeit sein.

Ja, baumfest hat er sel im Sinne gehabt, aber . . . wie wenn der leibhaftige Dunner seine Pfoten im Spiel gehabt hätte! Nicht ist es also worden, und . . . jetzt schon gar nimmer. Zufällig einmal hat ihn der Meister ins Bergdörflein auf die Ster*) geschickt, und dort hat er gehört und gesehen, daß man keinen Tischler hat und Arbeit rechtchaffen für einen solchen. Sonst ist das Verhältnis vielfach umgekehrt, und wo einer Platz und Arbeit hat, sind ihrer zweie. Wenn er . . .! Eine gute Zeitlang hat er gesonnen und geraten und allmählich einen Plan geschmiedet. Niederlassen muß sich einer dorten, wo der Platz taugt und wo er sein Auskommen finden kann. Der Platz tauget, das Auskommen fände einer, und . . . er benutzt dieses. Ewig will keiner Geselle sein und die Welt durchstreifen.

Es hat so gestimmt, wie er geplant, aber . . . das Häufel hatt' er nicht sehen sollen, das heute sein Heim ist, und das Dirndl nicht kennen lernen, das dazu gehört wie die Finger zur Faust, das heute sein Weib ist, und das . . . so ganz andere Ansichten hat wie er. Sollt' es einer wahrhaftig nicht tun, daß er wegen einem launigen Häufel . . .

Ah was! Wird auch wieder einmal aus dem Sinnen und aus den Gedanken kommen, dieselbe Zeit, besonders wenn er einmal die Zügel in der Hand hat, und er sich das Leut und das Leben richten kann, wie er es gerne hätte.

Die Basageige halt, dieser Malefizkasten! Ist ein Unglückskasten gewesen von allem Anfang an. Er hat sie sich erst gekauft, wie er sich das Feststügen vorgenommen, und . . . er hätte sie wahrhaftig nicht oder doch erst später kaufen sollen. Wenigstens könnte sie jetzt nicht hin sein.

Mit einer Hast und Emsigkeit arbeitet er bis spät in die Nacht hinein, als müßte das Stück in vorher ausbedungener Zeit fertig sein, und in der Frühe sieht er nachher ein stockfinsternes

*) Außerhalb der Werkstatt, im Hause des Auftraggebers arbeiten.

Gesicht, und tadelndes Gemurre jurt ihm um die Ohren wie aus einem aufgestörten Wespenneste . . . Licht verbrennen, Zeug vertandern, und dies und jenes, nicht ausschlafen und bei allem noch einem helligen Narren gleichsehen! Was halt ein Weiberleut schon an Gründen und Tadeln anzuführen weiß . . . Decke und Boden sind in einigen Tagen fertig, aber das Versteifen der aus der Form gedrückten Zargen gibt ihm aufs neue zu denken und zu schaffen. Er versucht es da und dort, und zweifelt wieder, ob solches dem Tone nicht etwa schaden könnte. Aber schließlich kommt er doch so weit, daß die ganze Arbeit zu Ende geführt ist, alle Teile zusammengeleimt sind und die Klemmschrauben angedreht.

In Gottes Namen! Das wäre also geschehen, nun . . . heißt es nach den Zügeln haschen.

Und da steht er in der Zeit auch dort, wo gemeinlich der Samstag aufhört und der Sonntag anfängt.

Ueber den Sonntag kann die Geschichte trocken und festleben, und Montag nach Feierabend geht es wieder los. Da wird noch gepuzt, gebeizt und gelackt, und nachher . . .

Morgen aber holt er sich Weize und passenden Lack aus dem Städtlein, zumal er ohnehin wegen fehlenden Farben, Firnis und solchen Sachen, die ein Tischler alleweil braucht, und die bislang immer der Meister zu besorgen hatte, hinunter muß. . . *

Ueber der ganzen Gegend und über dem glöckelhellen Sonntagsmorgen liegt die Stimmung des Herbsttages.

Zu Flachlande draußen liegt der graue, träge wallende Nebel gleich dem weiten Meere, und nur einige Bergtöcke und Bergkuppen ragen daraus hervor wie kleine, dunkelbewaldete Inseln, und über die sonnigen Bergeshöhen und das einförmige Nebelgrau spannt sich der wolkenlose Himmel in herbstlichreiner Bläue und lacht die Sonne gleich einem sorglos der kommenden Zeit entgegensehenden Kinde. Da und dort färbt sich's schon im Gelaube der Birken und Buchen, aber aus dem herbstlichen Rasen der Wegraine lugen noch genug blauer, gelber und weißer Blumen, um die Nede der Zeit zu über-täuben. Der frischgebrochene Boden strömt herz- und körpertärkenden Erdgeruch aus, und hie und da duften noch einige Schöber halbdürren Grummets. Nur kein Vogel singt mehr weit und breit und auf den leergeräumten Fluren klampern und klingen die Schellen des Weidviehes und hallt der eintönige Sang der Hüt-kinder.

Da schreitet der Rajetan des Weges, um ins Städtlein hinunterzugehen und seinen Einkauf zu besorgen. Auf dem Hute trägt er ein Sträußlein veigelblauen Herbstenzian, in der Hand den

Wanderstecken, der ihn schon so weit herumgeführt im Lande, und über den Rücken gehängt den Rucksack, in den ihm sein Weib ein Häfen Schmalz gesteckt zum Verkaufe im Städtel unten. Er sinnt wieder an seiner Baßgeige, an den Zügeln, die er in die Hand wird nehmen müssen, und an allem, was drum und daran hängt und sich darum her schiebt und drängt, und ungedanks ist es ihm, als hörte er die ganze Stimmung des Herbstsonntages und des sonnigen Morgens in Tönen: ein Moll, irgendein Moll, was weiß er, was für eines, aber halt eines, wo einer recht viel halbe Töne greifen muß.

Ein Liedel und eine Weiße lösen sich davon los und streben heraus, wie die Bergkuppen an dem grauen Nebelgewoge da unten, ein Liedel, das er auf seiner letzten Wanderfahrt irgendwo und irgendwann gehört, und er beginnt, Weiße und Liedel halblaut vor sich hinzujummen.

Es war ein Sonntag hell und klar,
Ein selten schöner Tag im Jahr.
Wir beide gingen durch das Korn,
Durch Feld und Au, durch Busch und Dorn.
Die Lerche sang, der Sonnenschein
Lag schimmernd über Flur und Hain.
O schöne Zeit, o sel'ge Zeit,
Wie bist du fern, wie liegst du weit!

Wir beide! . . . Der Höllebrand soll schon Wort, Weiße und schöne Zeiten holen! Wenn einer eh den Kopf voll . . . voll Wirnis und Gedanken hat, braucht er solche Erinnerungen gerade noch! Nicht einmal auf einsamem Wege ist er sicher . . . So! Da vorne gabelt sich der Weg, und nicht einmal eine Zeigerjähle steht dabei! Verbrannte Leute, die wahrhaftig mutmaßen müßten, es käme nicht doch einmal ein Fremder gegangen, der in Zweifel geraten könnte, oder . . . der so geistig wäre wie sie alle . . . Rechts oder links? Dieses Weges ist er noch nie gegangen, und heute ist es nimmer so, wie es ehemals gewesen, wo jeder Weg als der rechte gegolten und jede Straße in eine Herberge geführt. Heute hat er sein Ziel vor Augen, und heute muß er zur rechten Zeit wieder daheim sein . . . Muß? J, woher denn? Wenn er kommt, ist er da, und wenn sie darob maulen sollte, muß er halt heute schon und am heiligen Sonntage sein Streben nach den Zügeln kund und zu wissen tun . . . Rechts geht er, ist es nun gefehlt oder getroffen.

Aber als er eine gute Strecke dahingestapft in seinem Sinnen und nach dem erwählten Wege, beinahe dreiviertel Stunden, kommt er endlich zu etwem, den er um Weg und Wichtigkeit fragen kann. Ein zaundürerer Kund ist es, der noch im Alltagsgewande steckt und eine Geiß hinter sich herzieht.

„Ins Städtel?“ grinst der und zieht den Pfeifenstummel aus der Tasche, um ihn bei dieser Gelegenheit zu stopfen und in Brand zu

sehen. „Mein, Mensch, da bist auf dem Holzwege, da fehlt es um drei alte Klaster. An der Weggabelung bist wohl vorbeigekommen, da hinten, wo es in der Hofau heißt?“

„Oh. Aber was weiß ich, wie es dort heißt?“

„Nun ja. Siehst, da hättest dich linkerhand wenden sollen.“

„Wenn man's wüßte!“

„Nun ja, freilich . . .“

„Zurückgehen ist auch so eine Geschichte. Dreiviertel Stunden her und soweit wieder zurück . . .“

„Brauchst derentwegen auch nicht. Aus der Welt bist noch nicht draußen, und alle Wege führen nach Rom, sagt man. Verstehst mich?“



„Ins Städtel?“ greift der und zieht den Pfeifenstummel aus der Tasche.

„Einen Umweg mußt schon notgedrungen mit in Kauf nehmen, wo du schon in der Irre bist. Ein Viertel weiter vorne steht ein Marterl, und dort mußt dich linkerhand wenden. Verstehst mich?“

„Ganz gut.“

„Also: nachher kommst auch ins Städtel hinter, aber von einer anderen Seiten, und weiter hast gehabt.“

„Danke schön.“

„Gerne geschehen.“

„Der Dummer soll das ganze Gespiel reiten,“ brummt und murret er und schlägt beim Marterl vorne den Weg nach links ein, kommt aber damit ganz aus der Schätzung und Richtung.

Er kann sich kein eigen Urteil mehr anmaßen, wo er so ungefähr sein mag, und von welcher Seite er ins Städtel gelangen könnte. Zum Ueberflusse steigt im Flachlande drunten der Nebel und kriecht entlang der Täler bergwärts. Eine gute Viertelstunde noch und der blaue Himmel und der goldige Herbstsonnenschein verschwinden über ihm, und düsteres, scheusames Grau hüllt ihn und alles um ihn her in seine Schleier. Und die Gegend wie ausgestorben oder wie eine Wüste! Einmal nichts wie lauter Wald und nachher wieder Weiden und Wiesen und Wiesen und Weiden und kein Haus rechts und keines links! Eine armselige Gegend, und er mitten drin!

Na, irgendwo muß er hinkommen, und irgendwann muß er doch wieder zu jemandem kommen, den er um das Städtel und um den rechten Weg fragen kann.

Immer weiter schreiten der Tag und die Zeit, und immer länger werden seine Schritte. Wenn er doch nur vor Mittag an Ort und Stelle käme! Am Nachmittage sind alle Läden zugesperrt, und er kriegt nichts mehr zu kaufen. . . . Warte! Da klaffen ein paar Köter, und da wird er doch einmal zu einem Hause oder in ein Dorf kommen.

Wo er sich befinden mag?

Das Gekläffe wird immer deutlicher und vernehmbarer, und nach einer Strecke Weges tauchen die Umrisse einiger Häuser aus dem einformigen, widerlichen Grau. Ein paar Hundsvieher kommen herbei und verbellen ihn, und eine Gänseherde stiebt zischend und schnatternd vom Wege. Sonst ist kein lebend Wesen zu sehen und zu hören . . . Ins erstbeste Haus gehen und fragen? Ah! Es muß sich ja doch etwer zeigen, und zum Fragen hat er beim letzten Hause auch noch Zeit. Allem Anscheine nach ist die Geschichte eine Dorfschaft, und . . . wenn einer am Sonntagmorgen mit Rucksack und Wanderstrecken in ein Haus kommt . . . Nein, er nimmer. Die Zeiten liegen hinter ihm, und er ist jetzt ein hausgeessener Meister und hat sogar den Schein des Walzens und Türedrückens zu meiden. Vielleicht steht auch ein Wirtshaus am Wege. Kein Dörfel ohne Wirtshaus . . . Hallo! Dort vorne ist ja wirklich ein Mensch, ein Weiberleut . . .

In aller Hast rennt er darauf los.

„Du . . . du . . . Ihr! He da! Bin ich auf dem rechten Wege ins Städtel?“

Das Weiberleut bleibt stehen und schaut um sich und in den sackdichten Nebel; aber wie er hinzukommt, fährt jäher Schrecken durch sein ganzes Körperchen, daß ihm sogar der Herzschlag völlig stockt und kein Tröpfel Blut in seinen Adern pulset . . . Alle . . . alle guten Geister! Die . . . Klar! Und wie schlecht und elend sie ausschaut!

„Du . . . der Kajetan?“ Wie Freudenjauchzen zwängen sich diese Fragen aus der Brust des Weiberleutes, und wie ein lichter Strahl der vom Nebelgewoge verschlungenen Sonne huscht es über das bleiche, abgehärmte und ausgehungerte Gesicht. „Endlich . . . doch einmal!“

„Bin ich da . . . etwan gar . . . in . . . der Rabenöb?“ stottert er todverlegen heraus, und vor seinen Augen flimmert es in allen Farben . . . Die Klar! Herrgott im Himmel! Und wie steht er da in . . . in seiner Armseligkeit?

„Ja, wo denn sonst? Der Nebel halt! Und wenn eines aus der Fremde herzukommt! Aber weil du nur wieder da bist! Gott sei Dank! Mehr sag' ich nimmer.“

„Bist . . . etwan krank gewesen, weil . . .?“ Unwillkürlich entschlüpft ihm die Frage, da er sie so elend vor sich sieht.

„D mein, Kajetan! . . . Aber weil du nur wieder kommen bist! Die Mutter ist gestorben, das Würmlein da ist gekommen, wenig Verdienst und . . . und . . . Wie es halt schon geht. Hunger haben wir uns genug gelitten, aber jetzt geht es schon wieder ein bißel besser. Und . . . weil du nur wieder kommen bist! Nachschreiben hab' ich dir auch nicht können, weil ich gar nichts mehr gehört und gewußt habe von dir. O mein! Die Zeit, die harte Zeit! . . . Und schau, wie es dir gleichsieht! . . .“

Sie schlägt das Hülltuch von einem Packer, den sie auf dem Arme trägt, und den er bislang und in seinem Schrecken gar nicht wahrgenommen, und ein bleiches, dürrhageres Kinder Gesicht starrt ihm mit großen, kornblumenblauen, hungrigen Augen entgegen. Ein Lächeln umzuckt den kleinen Mund, und gleich darauf verzieht sich das Gesicht wieder zum Weinen.

Mit weitauferissenen Augen starrt er vor sich hin, und in seinem Kopfe und in seiner Brust wäht er hundert Sägeblätter hin und wider fahren und Wunde um Wunde reißen. Eine Menge Gedanken und Vorwürfe wirbeln durch sein Sinnes, wie dürre Blätter im Herbststürme, und er ist nicht imstande, auch nur einen zu erhaschen und festzuhalten.

Aus dem grauen Düstern des Nebels aber tauchen hartnahe vor ihm Schuld und Reue auf wie zwei kohlschwarze, riesenhafte Gespenster mit glühenden Augen und grauem Zähnegeflechte, und mit Riesentrallen langen sie nach ihm.

Und es geht nimmer zurück, keinen Schritt mehr. Gebunden ist gebunden, und . . .

Ein heiseres, überschnappendes Gröhlen entringt sich seiner Brust, und unwillkürlich langt er nach dem Geldbeutel.

„Ich mache dir ja keinen Vorwurf,“ begütigt das Weiberleut. „Weil du nur wieder kommen bist! Jetzt wird alles wieder recht werden . . . Gehst wieder ins Städtel, zu deinem alten

Meister? . . . Und wenn er gerade keine Arbeit hätte für dich: fange selbst ein Geschäft an! Einmal wird es ja doch sein müssen; denn ewig kann einer nicht als Gesell' herumrücken . . . Nein, du, Kajetan, hörst: mache dir keine harten Vorwürfe! Jetzt wird alles wieder recht werden,



Sie schlägt das Hülltuch von einem Packer, den sie auf dem Arme trägt, und ein bleiches, dürrhageres Kinder Gesicht starrt ihm entgegen.

weil du nur wieder kommen bist. Und . . . jetzt habe ich die harte Zeit schon wieder vergessen, wo ich weiß, daß du wieder kommen bist . . . Kommst eh' gleich heraus zu uns, wenn du Arbeit gefunden hast? Gelt? . . . O mein! Die Freude! Nein, ich kann dir's gar nicht sagen . . .

Er drückt ihr ein paar Geldstücke in die Hand, verbeißt ein heiseres Knurren und hastet davon wie von bösen Geistern verfolgt.

„Mach dir keine harten Vorwürfe! Hörst? Und . . . such uns gleich heim, wenn du Arbeit gefunden hast oder . . . wenn es sonst wie ist!“

Nochmals ruft sie ihm's nach, und die Mahnung gellt ihm noch in den Ohren, als schon die ersten Häuser des Städtchens vor ihm aus dem Nebel tauchen . . . Vor ihm und neben ihm starrt ihm ihr bleiches, abgehärmtes und halbverhungertes Gesicht aus den grauen Nebelmassen entgegen und daneben wieder ein kleines Gesichtchen, das sein Ebenbild sein soll. Und dahinter reckt und bäumt sich der Schatten der Schuld zur Riesengröße.

Zwei, drei Wochen wenn er Herausreißen

könnte aus dem ewig kreisenden Ringe der ewigen Zeiten! Nachher . . . Fehlen kann bald einer, das ist ja wahr und richtig, und ihm scheint, als hätte er vorzeiten einmal gehört oder selbst gelesen, daß dieses sogar der Heiland vom Allgergerchtesten gesagt, aber . . . einstehen sollte einer dann auch wieder für sein Fehlen, einen Mann sollt' er machen, wie man sagt. Zwei, drei Wochen, wenn nicht wären, es würde auch alles wieder recht, wie sie sagt, recht und richtig. Er stellet' seinen Mann, daß es langte. Aber . . . heute . . .! Herrgott, wie dreht und wendet er sich denn, daß . . . Ah nein! Er kann nimmer aus, und er kann sich so oder so wenden, so . . . ist er der geschlagene Narr. Und sie weiß nichts davon, daß . . . er ein Häufel geheiratet, und eine eigene Bank. . . . Weil du mir wieder kommen bist! Jetzt wird alles wieder recht werden!

„Meint man . . . meint man.“ Wie ein Irerer lacht er hölzern auf dabei und erschrickt von dem eigenen Gelächter. . . . Wenn sie es wüßte, wie es ist! Was sie d a zu jaget?

In seiner schmalen Brust pocht und hämmert es wie in einer Hammer Schmiede, an seinen Ohren vorbei wallt und sanft das Blut in kräftigen Stößen, jeder Gedanke, der durch sein Sinnen und Verzweifeln zieht, schmerzt ihn, und er fühlt sich wie ein in den engen Käfig gesperrter Vogel, der sich an den harten Eisenstäben des Bauers Leib und Seele wund und blutig stoßt und doch nimmer aus kann.

Herrgott in deinem Reiche: zwei, drei Wochen, wenn nicht wären, nachher . . . Ah was! Nachher lachtet er nur zu dem ganzen Gespiel wie zu einer Kinderei. Nachher wüßte er, was er zu tun hätte, und was er täte. Es würde alles wieder recht werden. So aber . . .

Wie im Halbschlaf besorgt er seinen Verkauf und seine Einkäufe, und trotzdem es hartnahe an Mittag ist, spürt er weder Hunger noch Durst.

Unwillkürlich zieht es ihn wieder des Weges, den er gekommen; aber mittendrin reißt es ihn wieder kurzweg herum und er fragt nach einem andern. Was täte er draußen in dem Dorfe, wo . . . man vielleicht auf ihn wartet?

Wie geschreckt und gejagt rennt und hastet er bergwärts, und es kommt ihm manchmal vor, als könnte ihn oben auf den sonnigen Höhen leichter und wohler werden, und als müßte dies alles verschwinden und verflüchten wie ein harter Traum.

Nur zwei, drei Wochen, wenn er aus seinem Leben reißen könnte! Nur die Kette wenn er sprengen könnte, in die er sich selbst ge . . . genarrt!

Oben auf den Höhen schwindet der Rebel wieder, und Licht und Sonnenschein umfluten ihn in verschwenderischer Fülle; aber er merkt

kaum einen Unterschied. Duster und trostlos ist da unten der Weg vor ihm gelegen, und düster und trostlos liegen da heroben die Welt und sein Leben vor ihm und vor seinem Sinnen, und düster und trostlos und allweg von der Schuld umnachtet liegt alle Zukunft vor . . . seinem Schatten.

Weil du mir wieder kommen bist! Und das Lächeln um den Mund des kleinen Würmchens! . . . Herrgott, ein Ausweg!

Der Schweiß beginnt ihm aus allen Poren zu sickern und den Körper auf allen Seiten hinabzulaufen; aber als er heinkommt und in das . . . erheiratete Häufel tritt, ist's ihm mit einem Schlage, als stünde er in einer Eisgrube. Von allen Seiten her weht ihn eisige Kälte an, und als ihn sein Weib ob des langen Ausbleibens tadelt, lacht er wieder so hölzern und unheimlich fixierend auf.

„Laß nur gehen! Es wird schon wieder recht werden; es wird alles wieder recht werden.“

Dann macht er sich in aller Hast an die Baßgeige, als könnte deren Ton und Klang all die bösen Gedanken aus seinen Sinnen jagen.



Der Kajetan lacht allen so treuherzig-hölgern ins Gesicht und ge gt und spielt.

Zwinge um Zwinge schraubt er los, und gleich über den ungeputzten und ungelackten Kasten spannt er die Saiten und fängt zu stimmen und zu proben an.

„Das Unglückstrumm muß mir aus dem

Hause," droht die Nani, aber er lacht auch dazu.
Es wird schon wieder recht werden.

Wum . . . wum . . . Und dann geht es höher und höher hinauf, und aus den Tönen werden Weisen, und er lacht dazu und streicht und geigt, als wäre sonst nichts auf der großen weiten Welt, wie lediglich er und seine Bassgeige . . .

Es war ein Sonntag hell und klar,
Ein selten schöner Tag im Jahr . . .
O schöne Zeit, o selge Zeit,
Wie bist du fern, wie bist du weit . . .

„Ah was! Weil du nur wieder da bist . . . Jetzt wird alles wieder recht werden . . . Hunger haben wir uns genug gelitten, aber . . . jetzt wird alles wieder recht werden . . . Das kleine Gesichtel sieht ihn gleich und lächelt, und dann rekt und streckt das Würmlein die Händchen . . . nein, die Arme wachsen ins Riesenhafte, und mit graufigen Pfoten greift es nach ihm. . . . Nein, es wird alles wieder recht werden. Es lächelt schon wieder, und er spielt es in Schlaf und lächelt selbst mit und lacht und lacht . . .

„Um Gottes Christi willen!“ schreit sein Weib in hellem Entsetzen auf und schlägt die Hände über den Kopf zusammen . . . Jetzt . . . jetzt ist er gewirrt worden, ein heiliger Narr.“

Und sie rennt davon und holt einige Nachbarn herbei, ihn wieder auf rechte Wege zu bringen. Aber der Rajetan lacht allen so treuherzig-hölzern ins Gesicht und geigt und spielt und redet immer vom Gekommensein, vom Wiederrechtwerden und solchem Zeuge, das kein Mensch versteht, und das keiner an den richtigen Platz zu bringen vermag.

„Leicht hat er sich mit dem Schindersbasse zu viel abgetrubelt,“ mutmaßt der Soller. „Oft ein Kopf hält das viele Grübeln nicht aus.“

„Kann eh' sein, oder . . .“
„Ich zähle halt, ein eigen Häusel ist zu viel Glück für ihn gewesen,“ rät die Nani. „Manschen soll auch das Glück über Gek's bringen und zum Narren machen, heißt es.“

„Wer weiß denn?“
„Recht ist er mir schon nicht fürkommen bei der Hochzeit, wo er nicht einmal gewußt hat, soll er Ja sagen oder Nein. Also der alte Dax.“

„Wer weiß denn? Jetzt hat es ihn aber völlig . . .“

Der Unglückliche, der mit Mut sein Unglück Träget, gegen das Schicksal selbst ericheint er Wie ein Sieger. „Ich bin,“ so spricht er schweigend, „Größer als du bist!“ J. Balde.

Fest vorgefetzt ist durchgefetzt,
Wer etwas recht will, kriegt's zulezt.

Rüder.

Die kluge Frau.

Von Joh. Wolfgang v. Goethe.

Ein junger Landmann pachtete einen ansehnlichen Gasthof, der sehr gut gelegen war. Von den Eigenschaften, die zu einem Wirt gehören, besaß er vorzüglich die Behaglichkeit, und weil es ihm von Jugend auf in den Trinkstuben wohl gewesen war, mochte er wohl hauptsächlich ein Geschäft ergriffen haben, das ihn nötigte, den größten Teil des Tages darin zuzubringen. Er war sorglos, ohne Niederlichkeit, und sein Behagen breitete sich über alle Gäste aus, die sich bald häufig bei ihm versammelten.

Er hatte eine junge Person geheiratet, eine stille leidliche Natur. Sie versah ihre Geschäfte gut und pünktlich, sie hing an ihrem Hauswesen, sie liebte ihren Mann; doch mußte sie ihn bei sich im stillen tabeln, daß er mit dem Gelde nicht sorgfältig genug umging. Das bare Geld nötigte ihr eine gewisse Ehrfurcht ab: sie fühlte ganz den Wert desselben sowie die Notwendigkeit, sich überhaupt in Besitz zu setzen, sich dabei zu erhalten. Ohne eine angeborene Heiterkeit des Gemüts hätte sie alle Anlagen zum strengen Geize gehabt. Doch ein wenig Geiz schadet dem Weibe nichts, so übel sie die Verschwendung kleidet. Freigebigkeit ist eine Tugend, die dem Mann ziemt, und Festhalten ist die Tugend eines Weibes. So hat es die Natur gewollt, und unser Urteil wird im ganzen immer naturgemäß ausfallen.

Margarete, so will ich meinen sorglichen Hausgeist nennen, war mit ihrem Manne sehr unzufrieden, wenn er die großen Zahlungen, die er bald häufiger, bald seltener von Fuhrleuten und Unternehmern erhielt, aufgezählt, wie sie waren, eine Zeitlang auf dem Tische liegen ließ, das Geld alsdann in Körbchen einstrich und daraus wieder ausgab und auszahlte, ohne Pakete gemacht zu haben, ohne Rechnung zu führen. Verschiedene ihrer Erinnerungen waren fruchtlos, und sie sah wohl ein, daß, wenn er auch nichts verschwendete, manches in einer solchen Unordnung verschleudert werden müsse. Der Wunsch, ihn auf bessere Wege zu leiten, war so groß bei ihr, der Verdruß, zu sehen, daß manches, was sie im kleinen erwarb und zusammenhielt, im großen wieder vernachlässigt wurde und auseinanderfloß, war so lebhaft, daß sie sich zu einem gefährlichen Versuch bewogen fühlte, wodurch sie ihm über diese Lebensweise die Augen zu öffnen gedachte. Sie nahm sich vor, ihm so viel Geld als möglich aus den Händen zu spielen, und zwar bediente sie sich dazu einer sonderbaren List. Sie hatte bemerkt, daß er das Geld, das einmal auf dem Tische aufgezählt war, wenn es eine Zeitlang gelegen hatte, nicht wieder nachzählte, ehe er es aufhob; sie bestrich daher den Boden eines



Leuchters mit Talg und setzte ihn mit einem Schein von Ungeheuerlichkeit auf die Stelle, wo die Dukaten lagen, eine Geldsorte, der sie eine besondere Freundschaft gewidmet hatte. Sie erhaschte ein Stück und nebenbei einige kleine Münzsorten, und war mit ihrem ersten Fişfang wohl zufrieden; sie wiederholte dieses Kunststück mehrmals, und ob sie sich gleich über ein solches Mittel zu einem guten Zweck kein Gewissen machte, so beruhigte sie sich doch über jeden Zweifel vorzüglich dadurch, daß diese Art der Entwendung für keinen Diebstahl angesehen werden könne, weil sie das Geld nicht mit den Händen weggenommen habe. So vermehrte sich nach und nach ihr heimlicher Schatz, und zwar um desto reichlicher, als sie alles, was bei der innern Wirtschaft von barem Gelde ihr in die Hände floß, auf das strengste zusammenhielt.

Schon war sie beinahe ein ganzes Jahr ihrem Plane treu geblieben und hatte indessen ihren Mann sorgfältig beobachtet, ohne eine Veränderung in seinem Humor zu spüren, bis er endlich auf einmal höchst übler Laune ward. Sie suchte ihm die Ursache dieser Veränderung abzuschmeicheln und erfuhr bald, daß er in großer Verlegenheit sei. Es hätten ihm nach der letzten Zahlung, die er an Lieferer getan, seine Pachtgelder übrigbleiben sollen; sie fehlten aber nicht allein völlig, sondern er habe sogar die Leute nicht ganz befriedigen können. Da er alles im Kopf rechne und wenig aufschreibe, so könne er nicht nachkommen, wo ein solcher Verstoß herrühre.

Margarete schilderte ihm darauf sein Betragen, die Art, wie er einnehme und ausgeben, den Mangel an Aufmerksamkeit; selbst seine gutmütige Freigebigkeit kam mit in Anschlag, und freilich ließen ihn die Folgen seiner Handlungsweise, die ihn so sehr drückten, keine Entschuldigung aufbringen.

Margarete konnte ihren Gatten nicht lange in dieser Verlegenheit lassen, um so weniger, als es ihr so sehr zur Ehre gereichte, ihn wieder glücklich zu machen. Sie setzte ihn in Verwunderung, als sie zu seinem Geburtstag, der eben eintrat, und an dem sie ihn sonst mit etwas Brauchbarem anzubinden pflegte, mit einem Körbchen voll Geldrollen ankam. Die verschiedenen Münzsorten waren besonders gepackt, und der Inhalt jedes Röllchens war, mit schlechter Schrift, jedoch sorgfältig, darauf gezeichnet. Wie er staunte nicht der Mann, als er beinahe die Summe, die ihm fehlte, vor sich sah und die Frau ihm versicherte, das Geld gehöre ihm zu. Sie erzählte darauf umständlich, wann und wie sie es genommen, was sie ihm entzogen und was durch ihren Fleiß erspart worden sei. Sein Verdruß ging in Entzücken über, und die Folge war, wie natürlich, daß er

Ausgabe und Einnahme der Frau völlig übertrug, seine Geschäfte vor wie nach, nur mit noch größerem Eifer, besorgte, von dem Tage an aber keinen Pfennig Geld mehr in die Hände nahm. Die Frau verwaltete das Amt eines Rechners mit großen Ehren: kein falscher Laubtaler, ja kein verrufener Sechser ward angenommen, und die Herrschaft im Hause war, wie billig, die Folge ihrer Tätigkeit und Sorgfalt, durch die sie nach Verlauf von zehn Jahren sich in den Stand setzte, den Gasthof mit allem, was dazu gehörte, zu kaufen und zu behaupten.



Der Mußjeh.

Von Marie W.
Schenl.

er Briefträger Zaches — kurzweg Postle genannt — hatte von jeher einen

mächtigen Sparren gehabt, und dieser Sparren war neben seiner wunderbar gespreizten Rede-weise die große Vorliebe für Fremdwörter. Es störte ihn durchaus nicht, daß er die eine Hälfte falsch aussprach, die andere verkehrt anwandte, vielmehr formte er sich im Notfall unbekümmert aus zwei, drei beliebigen Fremdwörtern ein neues, das dann nach seinen Begriffen haarstarr das ausdrückte, was er sagen wollte. Seit er aber ein steifes Knie und das Eiserne Kreuz aus dem Krieg heimgebracht hatte — wohlverstanden: aus dem siebenziger Krieg, denn als der große Weltbrand ausbrach, zählte der Postle längst zum alten Eisen —, war seinem Sparren ein neuer, kräftiger Ast gewachsen; er hatte nämlich zu seinen Fremdwörtern allerhand französische Brocken in seinen Sprachschatz aufgenommen.

In einem besonders hatte er seinen Narren gefressen und warf damit um sich wie ein Sämann mit seinen Körnern: „Bonschur, Mußjeh!“ (Guten Tag, mein Herr!) rief er jedem zu, der ihm in den Weg lief; mit diesem Gruße wollte er dartun, daß er im Feindeslande etwas Rechtes gelernt habe. Und es währte nicht lang, so war ihm sein Spitzname angehängt; kein Mensch nannte ihn mehr Postle oder gar Zaches, nein, für lebenslang war er und blieb er der Mußjeh.

Schon vor der großen Umtaufe, als er noch der Postle war, rechnete er sich unbedingt zur „bessern Hälfte“, womit er alle an Rang, Vermögen und Bildung Höherstehenden meinte. Sein Beruf führte ihn mit Obren, Mittelern und Untern zusammen; überall mußte er Rede

und Antwort stehen und Auskunft geben; da paßte er gut auf und eignete sich auf seine Weise an, was ihm fein und gebildet schien, und tat seinem von Natur nicht ungeläufigen Mundwerk so lang Gewalt an, bis sein breites Schwäbisch sich in ein wunderliches Deutsch — er nannte es stolz: Hochdeutsch — gewandelt hatte.

Im Dorfe staunte man zuerst darüber, dann lachte man ihn gründlich aus. Als ihn das aber weder kummerte noch verdroß, sondern ihn eher in seinem Bildungseifer bestärkte, ließ man ihn gewähren und jagte gutmütig entschuldigend: „So, jo! dr Postle ischt e gueter Kerle, — aber er hot halt en Sparre z'vill!“

Eines Tages soll auf einem Neubau der Dachstuhl aufgerichtet werden, und wie sich beim Bauen manches Ueberraschende herausstellt: auf einmal ist ein Sparren zu wenig vorhanden. Meister Schülzle, der Zimmermann, kratzt sich verlegen hinterm Ohr und kurrzt seinen Gesellen an: „Des ischt jeh e schöne G'schicht und e Schand dzue, — so ebbes Saudumms ischt mr au mei Lebtag no nie vorkomme: jeh hent mr en Sparre z'weng! Was mache mr jeh do?“

„D, gent nu zue mein Zachesvetter!“ schreit da ein kleines Bübchen, „der kann ei guet aus-helfe, — der hot en Sparre z'vill!“

„Hoscht recht, Büeble!“ lacht der Schülzle, „grauß g'mueg wär er au, aber g'holfe ischt es mit jellem Sparre it!“

Dem Postle wird die Geschichte hinterbracht. Aber er zuckt nur geringschäßig die Achseln: „Sechstens: der Neid! Das sagt der Schülzle nu aus Konstanzer (konstanter = beständiger) Bosheit, weil i in der Schuel alleweil als erschter g'sesse bin und er auf'm Ejselbänkle!“

Ueber seinen Beruf, den er sehr ernst und wichtig nahm, hatte der Postle seine eigenen Ansichten; es schien ihm unbedingt nötig, daß er über alles, was in der Welt und im Dorf vorging, genau Bescheid wußte, und darum hielt er es geradezu für seine Pflicht, die verschiedenen Zeitungen erst zu lesen, eh' er sie an ihre Besteller austrug. Es kam ihm nicht darauf an, an Tagen, da viel Zeitungspost in Aussicht stand, seinen Dienst um eine Stunde früher anzutreten, und reichte diese Zeit für sein freiwilliges Ueberwachungsamt nicht aus, — warum sollte er sich ein Gewissen daraus machen, den ungeduldig auf sein Blatt Wartenden achsel-zuckend zu vertrösten: „Es tuet mr leid, das Blatt ischt hent ausbliebe, — das Poschtwägele wird's am Nachmittag positiv bringe!“

Doch müssen wir zu des Postles Ehre sagen, daß er gerecht war und alle seine Kunden reihum an der Verzögerung teilnehmen ließ, weshalb der einzelne Bezueher nicht allzuoft in die Lage kam, über das Ausbleiben seiner Zeitung sich Gedanken zu machen.

Daß der Postle alle Briefanschriften sorgfältig prüfte und alle Postkarten las, bevor er sie dem Berechtigten zustellte, versteht sich nach dem Gesagten von selbst; er machte auch gar kein Geheimnis daraus; er verlangsamte wohl gar den Schritt, wenn er sich dem Hause des Empfängers näherte und mit dem Lesen noch nicht fertig war, unbekümmert darum, daß man vom Fenster aus wartend nach ihm ansah. Selten lieferte er ein Poststück ab, ohne seinen Senf dazuzugeben.

„So, Annel, diesmal ischt es nur ein Korreschpedenzkärtle, aber de brauchst keine Angscht zu habe: es geht em guet bei de Hundertdreizehner — dein Hansörg, und die Wurscht ischt guet ankomme, und ewig treu ischt er dir fürs ganze Lebe, — aber zwei Eier sind kaput gesein, das nächste Mal tät i je hart siebe!“

„I mein alleweil, Streiberer, mit dem Prozeß steht es Matthäus am letschte; das ischt jeh in vierzehe Tage schon das dritte Schreibes vom Affekate, i an deiner Stell tät eineweg Vatter bekafe mache!“

Womit der Zaches sagen wollte: Ich tät' meine Schuld zugeben — auf lateinisch ungefähr: pater peccavi = Vatter, ich habe gesündigt.

„Ei, Fräule Maarie, hent kommt aber ganz was Arrifantes (Interessantes = Merkwürdiges): ein Brief aus em Welschland: Made-mo-i-selle — schön, sehr schön, aber schwierig zu sage und ein merkwürdig Kuriosum.“

„Nei, Herr Doktor, alles was recht ischt; aber daß jeh Ihre Hermännle nu noch hebräische Korreschpedenzkärtle schreibt, — das ischt unchristlich! Stenegrapiert sei das, sage Se? — Das kann jeder sage, aber unchristlich ischt's eineweg: man sollt seine Nebensmenschen, wo so Anteil nehme, nit unnötigermassen so ausm Konzert bringe.“

„Hent bring i Zhne ein Pläsiervergnüge, Fräule Gelis, Se müesse nit verschrecke, — ei, wo hab i's jeh glei, das Tellengram? Sodele, — also der Herr Bräutigam kommt! Gelt, das ischt eine Freud! Um viere soll das Kutscheschöble am Hechinger Bahnhof sein. — Dank schön, Fräule Gelis, auf Zhne Ihre wertes Wohl und dem Herrn Bräutigam sein hochgeschätztes. Prositum!“

„So, der Vatter ischt nit daheim, Lizabethle? Also, dann gib ihm die Zeitung! Was, das Unterhaltungsblättle tät drin fehle? — Hoscht recht, das bring i ihm das nächste Mal personaliter selbst! Warum — darum, weil daß eine Liebensgeschichte darin ischt — niz für so junge Gecksnase, wie du eins bischt, verstande?“ —

Man sieht: der Zaches sorgte für Ordnung und hielt auf Rechlichkeit, Zucht und Anstand; und wenn er auch meinte, der Zaches könne nicht ruhig schlafen, wenn er nicht alles wisse, was in seiner Posttasche von Hans zu Haus

wanderte: gegen andere als die Beteiligten wahrte er das Amtsgeheimnis mit eiserner Strenge. Wenn irgend jemand ihn vorsichtig über dies oder das anhörchen wollte, zwinkerte er listig mit den Augen, faßte mit der rechten Hand nach dem linken Ohr und sagte seelenruhig: „Auf dem Ohr heißt der Postle Kannt- verstan und auf dem andern ischt er staub- dumm!“

Der Postle hatte sein gutes Auskommen, war ein stämmiger, frischer Bursch und immer gern dabei, wenn es für die Ledigen irgendwo lustig



„Heut bring i Ihne ein Pflasterbergnüge, Fräulein Celis . . .“

herging. Da konnte es nicht ausbleiben, daß er mancherlei Anfechtungen auszustehen hatte; wenn man ihn hörte, so brauchte er nur die Hand auszustrecken und zu pfeifen, und siehe da! an jedem Finger zappelte eine, die ihn gern genommen hätte. Ihm aber gefiel trotz seiner achtundzwanzig Jahre der ledige Stand immer noch am besten, und schlau wußte er allen noch so fein gelegten Schlingen zu ent schlüpfen. Seiner Bildung gemäß stellte er hohe Ansprüche an seine Zukünftige und ließ sich bei seiner Wahl gründlich Zeit. „Ledig ischt ledig!“ pflegte er zu sagen, wenn man ihn mit seiner Ehescheu neckte, „und das Heirate ischt kei Roßhandel mit Neukauf, — einmal kopeliert ischt genueg für Zeit und Ewigkeit. Und was sollt i mit eme Weib mache bei meim landläufige Beruf? Das Weib soll dem Mann folge — heißt es in der Bibel! Das gab ein schöns Gerenn, wenn mir die mein überall hin wollt folge: vom

Wase in de Zinke, von dr Fosegaß in de Wolfs- lehe und hernachter in die Filialen. Vom Amts- geheimnis ganz zu geschweige, dazu hab i bei de Weiber gar kei Fidinuz.“

Als es in den Krieg ging und er sah, wie schwer seinen verheirateten Kameraden der Ab- scheid von Weib und Kind fiel, war er im innersten Herzen erst recht froh über seinen ledigen Stand; bei der Heimkehr jedoch sah die Sache ganz anders aus: da stand er einsichtig bei- seite, als alle die andern von den Jhrigen jubelnd begrüßt wurden, und nun hätte gerade er eine sorgsame, liebevolle Pflegehand gut brauchen können. Sein Knie schmerzte noch tüchtig, und auch sonst stimmte so allerhand nicht: der Reizmathismus zupfte ihn nach seiner Aussage gehörig, und sein Nervenkostüm („Ner- venystem“ hieß es der Arzt) war außer Rand und Band. Die alte Wase, die ihm recht und schlecht den Haushalt führte, jammerte und barmte zwar ausgiebig genug über seinen Zu- stand, aber Linderung brachte ihm das wenig. So lang er sich noch krank und elend fühlte, verhielt er sich fein still, und sein gut geschliffen Mundwerk schien durch den Krieg völlig zer- schlagen. Je besser es ihm aber ging, desto mehr kam der alte Zaches wieder zum Vor- schein. Auf sein Eisernes Kreuz hatte er einen Mordskrattel — wie der Stolz in der Dorf- sprache genannt wird — und das mit Recht; denn der König von Preußen hatte es ihm eigenhändig an die Brust geheftet — für be- sondere Tapferkeit vor dem Feind, als er bei einem Sturmangriff draufgegangen war wie ein Wilder und richtig auch eine französische Fahne und sein zerschossenes Knie dabei geholt hatte. Anfänglich erzählte er seine Erlebnisse ganz schlicht und genau den Tatsachen ent- sprechend; doch als der Kreis seiner gespannt zuhörenden Zuhörer sich immer mehr vergrößerte, mischte er bei jedem neuen Erzählen un- willkürlich ein wenig mehr an schmückender Zu- tat hinein und nach und nach wuchsen seine Leistungen und Verdienste ins Ungeheuerliche; schließlich war er selbst überzeugt davon, daß der Krieg bei weitem nicht so vorteilhaft ge- endet hätte, wenn er, der Postle, nicht den Himmel an allen Enden und Ecken gehoben und den Muffeh parlewu, wie er die Franzosen ein für allemal nannte, nicht gezeigt hätte, wo der deutsche Barthel den Most holt. Daß es dabei Fremdwörter und französische Brocken nur so hagelte, erhöhte den Reiz seiner Schil- derungen und er fühlte sich mehr denn je in seinem Fahrwasser.

Auf die Preußen hielt er große Stücke und ließ nichts auf sie kommen, denn er hatte sie im Feldzug als gute und tapfere Kameraden kennen gelernt. Wenn irgendeiner sich eine mißgünstige Stichelrede erlaubte, wies er ihn scharf zurück,

„Allabonör, Reschpekt vor de Preiße!“ erklärte er bestimmt; „was jagst, Peter? — das sei e ganz anderer Menschschlag als mir Schwabe und alleweil mit em Maul vorne dran? Recht hast; bis daß dr Schwab nu Wurscht gesagt hat, derweil hat se dr Preiß scho g'fresse, — aber grad so flink ischt er bei dr Hand, wann's ans Zueschlage geht, und wo der hinhaut, wart kein Gras meh.“

Seine gute Laune bekam einen tüchtigen Dämpfer aufgesetzt, als sich herausstellte, daß sein steifes Knie es ihm unmöglich machte, noch weiter den Briefträgerdienst in dem weitläufigen Bezirk zu versehen. Da schien guter Rat teuer; aber glücklicherweise fand sich ein Posten, der wie für ihn gemacht war: die Polizei- und Schuldienerstelle ward frei, und er bewarb sich darum. Weil er der Ansicht war, daß alles auf der Welt leichter gehe, wenn es die richtige Ansprache habe, wandte er sich an den Pfarrer, daß er sein Gesuch beim Gemeinderat befürworte.

„Se kenne mich doch, Herr Pfarr, und wisse, daß i mein Mann stell,“ sagte er, „von mein Herr Hauptmann kann i, was Führung und Mannszucht anbelangt, die allerbeste Differenz aufweise, und wenn nu der Herr Pfarr dazu noch gütigermaßen dazu noch das Protetariat (Bevölkerungsklasse, anstatt: Protetorat = Gönneramt) übernehme wollt, dann wär die Sach im Blei und es könnt mir nit fehle!“

Es fehlte ihm auch nicht: er bekam die Stelle wirklich, und aus dem Postle ward „der Polezei.“

Zu seiner Besoldung gehörte eine Wohnung von zwei Stübchen und einer schmucken Küche hoch oben im Dachstock des Schul- und Rathhauses, dicht neben dem Ortsarestrraum gelegen; nun mangelte nichts mehr als ein schaffiges, freundliches Weibchen, das sah der Zaches mit jedem Tag mehr ein. Nicht allein, daß er sich jetzt bei seinen ganz veränderten Lebensumständen das Hausen zu zweit viel gemütlicher vorstellte; er hatte auch noch einen andern sehr triftigen Grund: Würde bringt Bürde, — so sehr das Amt als Polezei ihm zusagte, so wenig wollten ihm die Obliegenheiten des Schuldieners behagen. Treppen und Schulräume kehren und aufwaschen, Ofen heizen und Fenster putzen: das alles waren doch Weibslentarbeiten, die einer Amtsperson wenig anstanden. Darum beschloß er, seinen ledigen Stand aufzugeben und nach einem Ehegespons Umschau zu halten; aber wer die Wahl hat, hat auch die Qual: der Mußjeh fand an jeder etwas auszusetzen und konnte nicht schlüssig werden.

Da griff das Schicksal selber ein und machte seinem Zaubern kurzerhand ein Ende.

Eines Tages nämlich brachte die Post ein nach dörflichen Begriffen außerordentlich fein und vornehm gepunktetes junges Frauenzimmer

mit; das trug wahr und wahrhaftig am helllichten Werktag einen richtigen Strohhut mit einem ganzen Blumengarten darauf auf dem Kopf, fuchtelte mit einem Sonnenschirmchen aufgeregter in der Luft herum und trug unter dem seidnen Umhang ein anscheinend umfangreiches Bündel; schnurstracks ging es auf den Postverwalter zu und fragte in einem ganz wunderbar klingenden Deutsch: „Wo sein das Postle?“ —

Der alte Raze, ein ehemaliger Schuhmacher, bei dem das Fußwerk noch gut imstand war, dessen zitterige Hände aber die Schusterahle nicht mehr sicher führen konnten und der schon während des Krieges den Postdienst übernommen hatte, kam etwas verlegen herbei, die Fremde aber lachte dem alten Stoppelbart hell ins Gesicht und sagte: „O non, nit das alte — das junge Postle!“ —

Nach etlicher Mühe und mancherlei Hin und Her stellte sich heraus: das junge Frauenzimmer war eine Französin aus der Champagne, bei deren Angehörigen der Zaches lang im Quartier gelegen war und der er das Heiraten sehr gründlich versprochen hatte. Er dachte damals wohl, Versprechen und Halten ist zweierlei, und weit davon gut vor dem Schuß. Aber er hatte nicht mit der Findigkeit seiner französischen Liebsten gerechnet, als er genau wie daheim auch im Feindesland sich auf den Besondern hinauspielte und durch seine ausgeklügelten Redensarten wenigstens joviell von seinen heimatlichen Lebensumständen verriet, daß es der Fremden nicht allzu schwer fiel, ihn mit Erfolg zu suchen, nachdem sie auf ihre Briefe an ihn keine Antwort erhalten hatte.

Der Postverwalter merkte schmunzelnd den Braten und schickte dem Zaches Bericht: er solle alsobald in dringender Angelegenheit auf die Post kommen.

So schnell es sein steifes Knie erlaubte, erschien der Zaches, — als er aber die Französin erblickte, wäre ihm vor Ueberraschung beinahe die Ulmerpfeife auf den Boden gefallen, und er murmelte im echten Schwäbisch: „D leh, Mattheisle, jeh hot's aber dreizehne g'schlage!“

„Oui, oui, c'est-ça!“ (Ja, ja, richtig!) rief die Fremde vergnügt, als sie den Zaches daherkommen sah, „das sein die rekte!“ — und schadenfroh begrüßte sie ihn: „Eh bien, bonjour monsieur — me voilà!“ (Ei nun, guten Tag, mein Herr, da bin ich!)

„Bonschur, Belaschie!“ antwortete der Zaches ganz bedeppt und gab ihr zögernd die Hand. Denn Pélagie: auf deutsch Pelagia, war der Name der so Begrüßten.

Inzwischen hatte sich eine ansehnliche Zuschauermenge um das Posthaus versammelt, und die am nächsten standen, begrüßten mit mehr oder weniger zurückhaltendem Grinsen

die ihnen bekannt klingenden Laute und verfolgten mit Spannung den weiteren Verlauf der Angelegenheit. So viel war allen klar: die Französin erhob Heiratsansprüche und der Mußjeh versuchte sie abzuleugnen. Die Sache spitzte sich immer mehr zu; je länger desto mehr erregte sich die Französin und sprudelte ihren welschen Redeschwall nur so über den Zaches hin. Dem war die Ulmerpfeife längst schon ausgegangen und verlegen schob er die Mütze von einem Ohr aufs andere.

„Heiratsverspreche?“ jagte er, als er endlich zu Wort kommen konnte, und schüttelte kräftig den Kopf, denn er wußte genau, daß sie nichts Schriftliches von ihm in der Hand hatte. „Das müschst beweise! Hastcht was Schriftlichs, Belaschie?“ — und siegesgewiß lachend machte er mit der Hand die Bewegung des Schreibens: „Ekrretür, Belaschie, Ekrretür!“ (Unter écriture verstand der Zaches etwas Geschriebenes.)

„Ecriture?“ rief die Französin entrüstet, schlug den Mantel zurück und legte ein weißes Bündel, in dem es zappelte und wuselte, dem ver-



Als er die Französin erblickte, wäre ihm beinahe die Pfeife auf den Boden gefallen.

brachten Mußjeh sehr nachdrücklich in den Arm: „Sein das écriture genuß?“

Das war es auch — und angesichts dieses sehr lebendigen Beweises sträubte sich der Zaches auch nicht mehr länger. Um es auch unsererseits kurz zu machen: es gab eine schnelle und nicht einmal unlustige Hochzeit. Die Französin hatte ein paar hundert Franken Heiratsgut mitge-

bracht und fand sich rasch und mit viel Anstand in ihre Stellung als deutsche Polizei- und Schuldienersfrau. Sie griff flink und herzlich ihre Arbeit an, so daß der Mußjeh sich recht entsafet fühlte und wohl mit seinem Los zufrieden sein konnte. Er war es auch — bis auf einen Punkt, in dem sie es ihm Zeit ihres Lebens nicht zu Dank machen konnte: sie lernte nämlich nie die Spätzle, diese Leibspeise aller echten Schwaben, nach den heimatlichen Kunstregeln zubereiten, und das war dem Zaches ein großer Kummer, über den ihn alle ihre französischen Leckerbissen nicht zu trösten vermochten, denn nichts aß er lieber als geschmälzte Spätzle und saure Linsen. Wenn seine Gelüste darnach gar zu mächtig wurden, ging der sonst so sparsame Mußjeh in eines seiner sieben Wirtshäuser und bestellte sich allda eine gehörige Platte voll Spätzle.

„Ihr müesjet mi für kein Aushauser halte!“ pflegte er sich in halber Verlegenheit bei der Wirtin zu entschuldigen, „aber schon in der Bibel heißt es: der Mensch lebt nicht vom Brot allein — und der Schwab mueß seine Spätzle habe, wenn das au nit in d'r Bibel steht! Mei Belaschie in alle Ehre, — aber im Welschland habe se mitunter en ganz komische Guschto, und die Spätzle machet se mir so dick als wie Blindschleicher!“

Mehr als je welschte er drauf los, was das Zeug hielt, so daß er seinen Spitznamen mit vollem Recht verdiente. Gewissermaßen zum Ausgleich, aber wunderbarlich genug, vermischte die Pelagie ihr wenig, mühsam erlerntes Schwabendeutsch mit ihren heimatlichen Lauten; sonst aber fügte sie sich tapfer in die Lebensgewohnheiten ihrer neuen Landsleute, obgleich diese es ihr nicht leicht machten. Ihre Art sich zu kleiden und zu benehmen, stach zu augenfällig vom altgewohnten Dorfgebrauch ab und forderte anfänglich zu heftigem Widerspruch heraus; allmählich aber gewöhnte man sich nicht nur an ihre Absonderlichkeiten, sondern ahmte sie gar in vergrößerter Weise nach, und als es erst soweit war, hatte die Welsche, wie sie Zeit ihres Lebens hieß, Heimatrecht im Dorfe gewonnen.

Mit ihrem „Sakes“, auf den sie sehr stolz war, lebte sie einträchtig und zufrieden; aber wie er an ihr, hatte auch sie an ihm etwas auszufehen: er trank auf seinen vielen Amtsgängen mehr Schöpple, als ihr recht und gut dünkte, und war nach ihrer Meinung abends viel zu viel außer dem Hause. Sie fühlte sich vernachlässigt und wollte weder einsehen noch gelten lassen, daß seine Abendgänge von Amts wegen sein mußten, weil er in den verschiedenen Wirtshäusern Feierabend zu bieten hatte.

„Ein rektes Mann geht 'eim su rekter Seit ohne das Polizei!“ behauptete sie starrköpfig,

und da der Mußjeh ihr keine andere Meinung beibringen konnte und doch seine Pflicht erfüllen mußte, war dies ein Grund zu mancherlei hitzigen Meinungsverschiedenheiten. Wenn ihm dann seine Pelagie vorwarf, wie einsam sie immer daheim sitze, nur darauf bedacht, Hausstand und innern Dienst musterhaft in Ordnung zu halten, indessen er sorglos draußen herumstrotzhe, dann ward der gutmütige Zaches fuchs-teufelswild.

„Heidekrautschockschwerenot, Belaschie!“ schrie er sie an, „laß mir mei königlich preußische Mueh — oder es spukt! Meinscht, es sei ein Pläster, tuschur draußen rumzuffielere, wenn die Sonn Blatere (Blasen) brennt oder wenn's Käse hagelt? Aber was sein mueß, mueß sei — und Amt ischt Amt!“

Sie gab sich jedoch selten besiegt und behielt stets das letzte Wort: „Aus die 'aus in die Amt ischt rekt; aber nix Amt — bleibsch in die 'aus entweder — oder je laisserai tout (ich werde alles lassen) hamble (schwäbisch: baumeln, eigentlich hängenlassen.)“

Meistens war der eheliche Friede schnell wieder hergestellt, denn die Pelagie war im Grunde genommen ein sehr vernünftiges Frauenzimmer, trotzdem bei solchen Anlässen der Mußjeh oft genug bruttelte: „Es ischt doch notal ein Glend, daß grad die gescheidesten Weibsleut sich allbot so dumm aufmußjizere.“

Dem Kriegskinde Robert — Robär Klang der Name den schwäbischen Ohren, wenn die Mutter ihn aussprach, Robärle oder kurzab Bärle nannten ihn die Brüder und Kameraden — waren schnell hintereinander noch drei kleine Trabanten gefolgt: der Schojeph (Joseph), der Schorsch (Georg) und der Scharele (Karl, Karlchen). Da ging es in der lustigen Polizeidienerwohnung oftmals eng genug her. Wenn die Buben töberten wie die Wilden und es dem Mußjeh gar zu bunt ward, griff er den einen oder den andern am Schopf und sperre ihn frischweg in den Ortsarrest; da mochte er dann poltern und schreien, bis er genug hatte und de- und wehmütig bettelte: „Batterle, mach auf, aber e bißle duzwitt! i will ganz g'wieß nimme so vill dabasch (tabage = Lärm) mache!“

Die vier Buben des Zaches sprachen, wie sich von selbst versteht, ein ganz merkwürdiges französisch-schwäbisches Kauderwelsch. Eines Abends beobachtete der Schorsch, der von allen der stillste und besinnlichste war, den aufgehenden Vollmond, wie er hinter dem Kirchturm hervorkam.

„Karl!“ rief er aufgeregt, „Karl, Scharele — komm schnell, guck au, heut Obet (Abend) ischt dr Mond e dicker Laliin.“ (la lune = der Mond.)

Seit die Kinder heranwuchsen, ging der Pelagie das Schwäbische viel leichter ein und es

machte ihr längst keine Schwierigkeiten mehr, mit den Nachbarinnen die neuesten Dorfgeschichten durchzuheheln; aber so viel Mühe sie sich auch gab, eines brachte ihre sonst so geläufige Zunge nie zuwege: das H am Anfange eines Wortes auszusprechen.

Als sie sich einmal bei einer guten Freundin arg verplauderte, merkte sie in einer Gesprächspause zu ihrem Schrecken, daß es inzwischen zu regnen angefangen hatte. Sie schlug die Hände



Da humpelte dann der Mußjeh voll eifertiger Geschäftigkeit durch die Gassen.

über dem Kopf zusammen und jammerte: „Daß Gott verbarm, il pleut! (es regnet) und die 'ösle 'angen im 'of!“

Der Polizeidienst hatte unter anderm dem Mußjeh zwei Pflichten auferlegt, die er mit großer Vorliebe erfüllte: das Ausschellen und das Feierabendbieten. Noch herrschte im Dorf die Sitte, alles, was der Doffentlichkeit bekanntgegeben werden sollte, durch den Polizeidiener ausrufen zu lassen. Da humpelte dann der Mußjeh voll eifertiger Geschäftigkeit durch die Gassen, schellte, was das Zeug hielt und verkündete mit weithinshallender Stimme in gewählten Redewendungen die wichtigsten und wichtigsten Dinge. Ein ganzes Rudel Kinder, das sich von Gasse zu Gasse vergrößerte, gab ihm dabei das Geleit, da und dort öffnete sich ein Fenster, der und jener trat unter die Türe und lauschte schmunzelnd, was der Mußjeh ausrief.

Als der alte Bach-Egmond sich entschloß, seinen Haushalt aufzulösen und alles, was er besaß, versteigern zu lassen, gab er dem Mußjeh

den Auftrag, es im Dorfe bekanntzumachen. Unter heftigem Schellen verkündete dieser also: „Der Egmond hat genueg, er verkauft sein ganze Krempel, vornab das Haus: es ischt fernt frisch reformiert (umgestaltet, anstatt: renoviert = erneuert) worde, mitsamt der Hypothek und em Kuechgeschirr. Uebermorge präzis um halber Zehne — und gleich zahle.“

Inzwischen hatte sich der Egmond aber die Sache anders überlegt; es schien ihm ratsamer, noch ein paar Jährchen im alten Gleise weiterzumachen, und als der Mußjeh kam, um seinen Lohn einzufordern, erhielt er die Weisung, die Versteigerung rückgängig zu machen. Erhobenen Hauptes schritt der Zaches durch das Dorf, schwang die Schelle und verkündete kurz und bündig: „Bimbim, bimbim — dr Egmond tuet nimme!“

Das Feierabendbieten in den Wirtshäusern übte er mit viel Verständnis für die heikle Sache aus und wußte feine Unterschiede anzubringen, auf die er sich nicht wenig einbildete. Meist saß er schon lange vorher behaglich hinter seinem Schöppl und sah dem Gaigeln zu; aber mit dem Glockenschlag der Polizeistunde trank er hastig aus, schnallte den Säbelgurt enger und trat festen Schrittes zunächst vor den sogenannten Kagentisch, an dem die Knechte und Handwerksburschen saßen, und sagte schneidig: „Polzeistund! — allo marsch, das Licht aus und ab, sonst rueß i aufschreibe, verstande!“ Darauf wandte er sich zum Bauernisch, räusperte sich vernehmlich und gebot gutmütig: „Feierabet, ihr Manne! trinfet aus und gehnt heim, — die Weiber ästimiere (würdigen) das Warte nit!“ Am Herrentisch stand er halb stramm, legte grüßend die Hand an die Mütze und mahnte verbindlich: „Mit Verlaub, meine Herre, 's wär Zeit zum Feierabet mache.“

Auf Späße, die er sonst gut und gern verstand und mitmachte, ließ er sich in diesem wichtigen Augenblick nicht ein, sondern blieb ernst und gemessen, und wenn ihm einer der Herren ein Glas Wein anbot, nahm er es wohl dankend an, sagte aber regelmäßig, ehe er Bescheid tat: „Außerdienstlich! — Merxi, meine Herre, Zhne Zhr hochgeschätztes Wohl — aber eineweg Feierabet!“

Sieben Wirtshäuser gab es zu seiner Zeit im Dorfe und in allen sieben wiederholte sich derselbe Vorgang; da sie aber ziemlich zerstreut lagen und der Mußjeh sehr auf Gerechtigkeit hielt, war jedem Tag in der Woche ein anderes Wirtshaus zugeteilt, in dem er seine Runde begann und so kam keines zu kurz. Und so gerecht der Mußjeh war, so streng war er auch, und die schwerhörigen Hocker mußten es ohne Gnade büßen, wenn sie sich der ortsüblichen Ordnung nicht fügten. Traf er bei seinem zweiten Rundgang noch einen hinter seinem

Schöppl sitzen, so blieb er starrunzelnd an der Türe stehen, zog sein dickes Taschenbuch heraus und feuchtete den Bleistift kräftig an.

„Es ischt Feierabet vorbei — i mueß aufschreibe!“ sagte er, und wenn die Sünder dem Herrentisch angehörten, fügte er bedauernd hinzu: „Es tuet mir leid, meine Herre — aber vivat justitias!“ (lat justitia = Gerechtigkeit muß sein.)

Dann schrieb er umständlich Namen für Namen ein, versorgte noch viel umständlicher sein Buch wieder und schritt stramm zur Türe. Dort legte er die Hand an die Mütze und sagte, je nach der Art der Ertrappten entweder streng befehlend: „Feierabet!“ — oder nachsichtig mahnend: „Ohrewar, meine Herre!“ (au revoir = auf Wiedersehen!)



Am Herrentisch stand er halb stramm und legte grüßend die Hand an die Mütze.

Ohne besondere Ereignisse, doch ausgefüllt durch Arbeit und treue Pflichterfüllung gingen für den Mußjeh und seine Welsche eine Reihe friedlicher Jahre vorüber; sie waren genügsam und verstanden zu sparen, so daß sie jeden ihrer vier Buben etwas Nüchtiges lernen lassen konnten. Einer um den andern flog aus dem elterlichen Nest aus, der älteste, der Robärle, sogar ins Welschland, in die nie vergessene Heimat der Mutter, und eines Tages saß das alternde Paar allein und einsam in der stillgewordenen Dachwohnung. Ganz leise fing der Mußjeh an, die Last der Jahre zu spüren, sein zerschossenes Bein und das Gliederreißen machten ihm mehr als je zu schaffen, und da und dort im Leibe schien dies und das nicht in

Ordnung zu sein. Nur sein Mundwerk war gesund und unverwüßlich geblieben und nie fühlte er sich wohler, als wenn an den langen Winterabenden treue Freunde in sein hochgelegenes Stübchen kamen und er mit ihnen alte Kriegserinnerungen auffrischen konnte. Da wuchsen dann seine Heldentaten ins Ungemessene; doch so recht aus sich heraus ging er nur, wenn seine Pélagie gerade bei einer guten Freundin zu Licht war; denn sie hatte eine so merkwürdige Art zu lächeln, wenn er mit dem Munde die Franzosen nur so im Handumdrehen bis nach Paris jagte, und wenn er im Eifer des Gefechtes gar zu sehr über die Schnur hieb, hob sie gutmütig drohend den Finger und warnte: „Dpla, Sakes, nit so isit!“

Die Pélagie war für ihre Jahre noch sehr gut zuweg und nahm ihrem Zaches längst schon an dienstlichen Arbeiten und Pflichten ab, was nur irgend in ihren Kräften stand; sie pflegte und betrete ihn mit viel Geduld, als aber ihre heimatlichen Süppchen und der wunderthätige Tee nicht mehr zu helfen vermochten und besonders der Magen dem Mußjeh viel zu schaffen machte, entschloß er sich endlich schweren Herzens, es mit dem Doktern zu versuchen. Damit gab er öffentlich zu, daß er selbst seinen Zustand für sehr bedenklich hielt, denn erst, wenn man sonst keinen Ausweg und keine Rettung mehr sah, suchten — wenigstens damals noch — die Leute von der Rauhen Alb ärztliche Hilfe.

Lang und breit schilderte der Mußjeh dem Arzte seine sämtlichen Leiden und schloß endlich mit dem Rate: „Herr Dokter, alle Reschpekt vor Jhne Jhrer Wißeschaft: aber i mein, ir tuen am gescheitesten, Se verschreibe mir sell Botivmittel (Botiv-, Weih- anstatt Vomitiv- = Brechmittel) wo am Mattheisle so guet tan hat nach em Hochzigesse, — und auch gleich was für die Pyramide (anstatt Hämorrhoiden = Aderknoten), wo mi so plage!“

Der Arzt aber machte nach der Untersuchung ein bedenkliches Gesicht und unterwarf den Mußjeh einer gründlichen Kur, in deren Verlauf es sich ergab, daß sein Leiden recht ernster Art war und nur durch einen durchgreifenden Heilschnitt beseitigt werden konnte. Anfangs sträubte er sich mit allen Kräften dagegen, aber das vernünftige Zureden des Arztes und vor allem die mühsam verschluckten Tränen seiner Pélagie brachten ihn endlich soweit, daß er sich in das Krankenhaus der nächsten Universitätsstadt begab, nicht ohne vorher seine irdischen und himmlischen Obligatione (Verpflichtungen), wie er es nannte, in Ordnung gebracht zu haben.

Lange, bange Wochen gingen dahin, ehe an eine Heimkehr zu denken war; während sie den Mußjeh nach allen Regeln der Kunst wieder

zusammenslickten, saß seine Pélagie mit all ihren Sorgen und Kümmernissen dabei in ihrer stillen Dachstube allein, und zum erstenmal seit langen Jahren sehnte sie sich nach ihrer schönen Heimat. Da war es ein wahres Glück für sie, daß ihr nur wenig Zeit zum Nachdenken und Grübeln blieb, denn sie hatte beinahe alle Obliegenheiten ihres Zaches tapfer übernommen; eine aber, das Feierabendbieten, hatte sie mit ihrem ersten Ausschellen ein für allemal kurz und bündig mit der Mahnung abgetan: „Alle Mannsleut soll bei Nakt su refter Seit ein in die Bett — ischt vill besser als Wirtsausocke!“

Lachend hörte man sie an und lachend fügte man sich — und so herrschte gute Ordnung im Dorfe, auch ohne den Mußjeh, der endlich wieder heimkam: blaß und mager zwar, doch nach seiner eigenen Aussage wie neugeboren. Mit umständlichem Behagen schilderte er seinen neugierigen Zuhörern alle Leiden, die er hatte ausstehen müssen, und kam sich ungeheuer wichtig vor: „Es ischt, wie i sag: zuerscht habe se mich elekterisiert, darnach massakriert, und wie alles nix genußt hat, dann habe se mi konfirmiert (chloroformiert wollte er sagen) und drauf losgeschnitte: schneid i nit, so hilft es nix!“ schloß er stets seinen Bericht; „und geholse hat es — aber der Herr Professor hat gesagt: i wär ein ganz arrisanter und gewichtiger Fall!“

Nun hätte die Pélagie ein gut Teil ihrer Aemter wieder an den Mußjeh abgeben können, aber es stellte sich heraus: die Krankheit hatte seine Kraft verzehrt, und mit dem Poleszei war es aus — der Zaches war ehrlich genug, sich selbst einzugestehen, daß er für dieses verantwortungsvolle Amt das Oberhaus — er meinte die Gedanken — nicht mehr so recht beieinander habe, von den Untertanen, den Weinen, ganz zu geschweigen: gerade daß es noch knapp für den minder wichtigen Schuldienere reichte. Nachdem er gründlich mit sich und seiner Pélagie Rat gepflogen hatte, trat er eines Tages, als der Gemeinderat versammelt war, feierlich in die Amtsstube und bat um seine Entlassung aus dem Polizeidienst.

„Herr Amtsvogt und wohlwöblicher Gemeinderat,“ sagte er mit zitteriger Stimme, „Se dürfe mr glaube, es geht mr konträr gegen das Gemeuet, daß i die Gemeinde im Stich lasse soll! Aber guckt, Jhr Manne, wenn man in mein Alter kommt und hat scho so vill Bataillen mitgemacht, — da läßt der großartigste Kopf nach und macht pergament nix als Konfessionen.“

Das mußte der Gemeinderat wohl oder übel einsehen, und gnädig entließ er den Mußjeh aus dem Polizeidienst, behielt ihn aber — oder vielmehr seine Pélagie — gegen Ehrensold und freie Wohnung als lebenslänglichen Schuldienere. Damit war er wohl zufrieden und genoß nun behaglich seinen Lebensabend. Immer noch

wußte er viel zu erzählen; als seine Krankheitsgeschichte den Reiz der Neuheit einbüßte, boten ihm die Lebensschicksale seiner vier Buben Stoff in überreicher Fülle. Alle waren gut geraten, hatten — nach seiner Ansicht — gar merkwürdige Wege gemacht und es sehr weit gebracht. Der Kobär war Küchenmätter (mätter für maitre = Meister) in einem großen Hotel in Frankreich; da hatte die Pélagie die Hand im Spiele gehabt, denn da sie in ihrer Heimat eine gar fürnehme Verwandtschaft besaß — ein Onkel von ihr war Konziersch (conciérge = Pförtner) in einem hochadeligen Hause —, ruhte sie nicht, bis wenigstens einer ihrer Söhne in ihre nievergeessene Heimat wanderte. Wichtig bekam der Kobär auch durch den einflußreichen Onkel die ausbündig gute Stelle und heiratete sogar ein welsches Bäschen; freilich, das war dem Sohne nicht ganz so gut geglückt wie einst dem Vater mit der Pélagie — so eine gab's eben nur einmal — und Kinder hatten sie auch keine. Dafür nannte der zweite — der Schojeph, ein ganzes Rudel sein eigen, Mädle und Buben wie die Orgelpfeifen, und eines immer frischer und stämmiger als das andere, und dazu ein Weible aus dem Effeß: musper und guter Dinge, und schaffig wie nur eine! Und wie hielt sie die Schwiegereltern in Ehren und war gar nicht hochnäßig, obgleich sie eine Städterin war und in der Klosterschule auf Bildung gelernt hatte. Der Schojeph durfte aber auch vermöge seiner Stellung Ansprüche machen: war er doch Sekretär bei der Landeskasse, hatte somit Beamtenrang und jeden Monat sein schönes, festes Gehalt auf dem Tisch.

Und erst der Schorsch! das war ein ganz Gewürfelter! Der hatte die Flaschnerei gelernt und kam mit seinem Handwerk durch die halbe Welt, die Meister rissen sich nur so um ihn, denn er verstand seine Sache wie kein zweiter. Was der für Merkwürdigkeiten zu erzählen wußte, wenn er je einmal auf der Durchreise zu einem hastigen Besuch in der elterlichen Dachwohnung einkehrte: von der großen Seestadt Leipzig, wo die hellen Sachsen wohnen, — dort heißen sie ihn Klempler; von den blinden Hessen, die es aber faustdick hinter den Ohren haben und ihn Spengler nennen; von dem schlesischen Riesengebirge, wo der Rübezahl daheim ist und die Hexen tanzen und wo eine ganz besondere Art von Wein wachsen muß — der Schorsch hatte so kurios gelächelt, als er von dem erzählte, und dabei den Mund verzogen, schier als ob er Eßig schlucke — dort sagten sie Blechner zu ihm. Nur eines war schade: der Schorsch hatte es mit dem Wandern wie der ewige Jude, ihm fehlte das richtige Sitzleder, und darum fand er auch keine Zeit, sich einen Hausstand zu gründen, obwohl sein Sparkassenbuch das längst schon gestattet hätte.

Und der jüngste, der Scharele? Hätte der einen bessern Schick machen können, als daß er des Michels Peternell heiratete und sich nur so in den schönsten Bauernhof im Dorf mit den besten Leckern und Wiesen im Gewann hineinsetzte? Vom Krautgarten hinter dem Hause und dem schönen Vieh im Stall gar nicht zu reden! Der Muffjeh konnte mit Recht stolz sein auf seine Buben, und immer wieder fand er noch etwas Schöneres und Besseres aus ihrem Leben zu erzählen.

Nun aber — gerade als bei seinen Zuhörern die Teilnahme etwas zu erlahmen anfing — griff die Weltgeschichte ein und sorgte dafür, daß dem Muffjeh das Trumm nicht ausging. Der große Krieg brach aus! — Der Weltkrieg! Stolz heftete der Zaches sein Eisernes Kreuz an die Brust und marschierte begeistert in der Stube auf und ab, so daß seine Pélagie Angst bekam, er wolle auch noch einmal mit. Dazu war er aber zu seinem Leidwesen doch zu baufällig; aber voll Vaterstolz sah er auf seine vier Söhne, die sich noch einmal in der engen Dachwohnung zusammen-



Well Vaterstolz sah er auf seine vier Söhne.

gefunden hatten, ehe sie zu den Waffen eilten. Auch der Kobär war gerade noch rechtzeitig über die Grenze gekommen —, aber ohne sein Weib, die falsche Kaze, wie er finster und murrend sagte, die solle nur bleiben, wo sie sei, wenn sie nicht zum Manne halten wolle — und Kobär heiße er auch nicht mehr, sondern auf gut deutsch Robert.

Die arme Pélagie kannte sich gar nimmer aus mit ihren wilden Mannsleuten und jammernte einmal ums andere über die bösen „Prussiens“, die ihr alle ihre lieben Buben totschießen wollten. Die Buben aber erklärten ihr lachend: die Prussiens, das seien ihre guten Kameraden, die mit ihnen gegen den Feind marschierten, und gerade dieser Feind, der es darauf abgesehen habe, sie totschießen, das seien die Franzosen, Russen und Engländer.

Da riß die Mutter entsetzt die Augen auf und wehrte ab: Russen und Engländer — ja, das konnte schon sein, aber nie, niemals die Franzosen! Wie könnten denn die Franzosen ihre Buben totschießen, da sie doch selber eine Französin ist! —

„Gsei, Mütterle, gsei!“ riefen lachend ihre vier Soldaten; „seit de uns Buebe hoscht, bischt e guete schwäbische Deutsche worde, des glaub nu!“ —

Das wollte anfänglich der Pélagie doch nicht so ganz einleuchten und sie schüttelte ein wenig ungläubig den Kopf. Als aber eine Siegesnachricht um die andere vom Kriegsschauplatz kam, so daß der Mußjeh nur zu tun hatte, um stets rechtzeitig die Fahne zum Schulhausbühnenfenster hinauszuhängen und die Rathausglocke zur Siegesfeier zu läuten; als sie sah, wie tapfer und treu alles im Dorfe zusammenhielt, als ernste und schwere Tugate kamen, als sie begriff, was Opferwille und Opferfreudigkeit vermochte, da ward ihr immer deutscher zu Mut. Und als gar eines Tages der Scharele, der von jeher ihr Liebling gewesen war, an der Warne verwundet worden war, löschte das letzte Restchen Franzosentums in ihr aus; daß ihr die ehemaligen Landsleute solchen Schmerz antun konnten, begriff sie nicht, und ganz ent-rüstet rief sie aus: „Nicht nit möglich! — Sakes, c'est fini (es ist aus), von ent an schwäb i nur nof deutsch, — gar nir meh français, oui, oui, c'est ça!“ Worauf der Zaches lachend erwiderte: „O Belaschie, schwäb du nu, wie dir dei französische Schnabel gewaxen ischt, wenn du nu im Herze e gute Deutsche bischt!“

Und das mußte sie wohl sein, denn unermüdlich stand sie ihrem Zaches zur Seite, wenn er Soldatenpäckle machte, half ihm die Fahne hinaushängen und die Glocken läuten und strickte und nähte für die Soldaten — für die ihren und für andere —, so viel sie nur konnte. Mit leuchtenden Augen hörte sie zu, wenn ihr der Zaches die Kriegslage erklärte und auf der Karte mit zitternden Fingern die Stellungen zeigte, wo ungefähr ihre Buben kämpften.

Als eines Tages vom Schorsch die Nachricht kam, daß er das Eiserne Kreuz verdient habe, und als er es bald darauf den Eltern heim-schickte, hielt die Pélagie mit Tränen in den Augen das Ehrenzeichen des Sohnes neben jenes, das der Vater auf der Brust trug, und

zum erstenmal begriff sie den Stolz, mit dem ihr Zaches das schlichte Kreuz trug. Mit ihm freute sie sich, daß die deutsche Sache so gut stand, und nur manchmal, wenn von der Champagne die Rede war, flog ein leiser Schatten über ihr frisches Altersgesicht — und sie sann einen kurzen Augenblick lang wehmütig vor sich hin und gedachte der fernem Heimat. Dann



Mit Tränen in den Augen hielt sie das Ehrenzeichen des Sohnes neben jenes, das der Vater auf der Brust trug.

aber richtete sie sich tapfer auf und reichte mit festem Blick ihrem Zaches die Hand — und still und zuversichtlich saßen die beiden Alten beieinander und warteten, — warteten auf den Frieden und die Heimkehr ihrer Buben.

Einstweilen aber freuten sie sich an ihren Berichten aus dem Felde, und der Mußjeh ließ Nachbarn und Freunde ausgiebig genug daran teilnehmen. Selbstverständlich brauchte er dabei mehr als je seine Fremdwörter und französischen Brocken und dachte sich gar nichts Böses dabei, bis ihm eines Tages der Lehrer eine strenge Strafpredigt hielt: das sei undeutsch und der großen, ernsten Zeit nicht würdig; er solle doch die fremden Fexen von sich tun und vor allen Dingen dafür sorgen, daß er seinen weilschen Ueberramen los werde; er sei der deutsche Schuldienner Zaches und kein französischer Mußjeh.

Zunächst war der Zaches aufrichtig betroffen und blickte eine Weile starr ins Leere. Aber dann — dann dachte er angestrengt und ernsthaft nach und endlich schüttelte er den Kopf, wobei ein schalkhaftes Lächeln über sein runzliges Gesicht huschte.

„Herr Lehrer,“ sagte er treuherzig, „Se habe juschtament recht: das welsche Weise ischt nix nuß, das lasse Se ja nit aufkomme bei de Leut, vornab nit bei dr Jugend! Aber gucket Se, mei Schnabel ischt mit mir alt worde, und wird das Umfattle nimme guet vertrage, und i mein an: mei Belaschie tät's nit gern sehe. Und zum Exempel: was hat denn mein fremdländischer Diskurs (Diskurs = Gespräch) mit meiner deutsche Gesinnung zu tuen? Bei mir ischt jeder Bluetstropfe deutsch — und das ischt naturaliter die Hauptsach. Im übrige: nix für unguet, Herr Lehrer — und i schätz, ir lasse's mit em Name am beschte beim alte Modus; de Schuelzaches täte ja die Kinder auslache — und Reschpekt muß sei bei der Jugend: i bleib dr Mußjeh!“

Der Abendmahlswein.

Von Alfred Bod.

Der Herr Pfarrer war aus der Kreisstadt in ein weltfernes Dorf des hohen Vogelsbergs versetzt worden.

„Ich kenne die Bauern dort droben aus eigenster Erfahrung,“ hatte ihm ein Amtsbruder und Freund gesagt, „zwar essen sie nichts ungesalzen, allein von attischem Salz in den Predigten wollen sie nichts wissen. Sie brauchen massiven Stoff. Wenn sie sich die Stiefel schmutzig machen und in die Kirche kommen, wollen sie etwas dafür haben. Darum geb' ich dir den wohlgemeinten Rat: predige nicht zu kurz. Im Vogelsberg ist auch gut Brot essen, aber du mußt den Verhältnissen Rechnung tragen, mußt Kordel nachlassen, sonst kann dir's geschehen, daß du wie Jeremia deine Harfe an die Weiden hängst und klagst.“

Heute hatte der Herr Pfarrer im Dorf seine erste Predigt gehalten. Auf seine Rednergabe durfte er sich etwas einbilden. Und doch hatte er heute ein wenig zaghaft gesprochen. Da er geendet, beschlich ihn der Zweifel, ob seine Worte an die Gewissen gepocht, ob sie die Herzen der Hörer getroffen.

Er trat vor den Altar, verlas die Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls und forderte die Kommunikanten auf, zum Tisch des Herrn zu kommen.

Wohl dreihundert Männer und Frauen waren es, denen er den Becher bot. Währenddessen jag die Gemeinde:

Schmücke dich, o liebe Seele,
Laß die dunkle Sündenhöhle,
Komm ans helle Licht gegangen,
Fange herrlich an zu prangen,
Denn der Herr voll Heil und Gnaden
Will dich jetzt zu Gaste laden.

Die heilige Handlung war vollbracht. Der

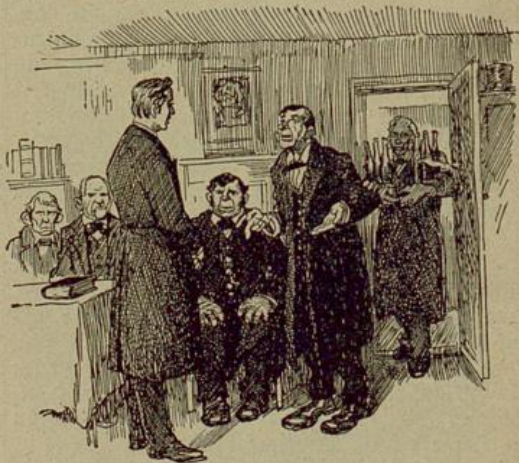
Pfarrer segnete die Gemeinde. Die Orgel setzte ein. Der Lehrer, der sie spielte, konnte sich heute nicht genug tun in seiner Kunst. Töne, innigster glaubensfester Frömmigkeit entsprungen, durchbrausten das alte Gotteshaus.

Der geistliche Herr begab sich in die Sakristei, wo die Weinflaschen standen, die, mehr oder minder gefüllt, vom Abendmahl verblieben waren. Der Kirchenvorstand folgte ihm.

„Das ist wohl so Sitte hier,“ dachte der Pfarrer, und wandte sich an die Männer, die sich in ihrer schwarzen Gewandung mit ernsten Mienen um ihn gruppierten: „Ja, meine Freunde, der Herr gibt uns im Abendmahl gar viel. Er gibt uns sein Gottvertrauen, seinen Pflichteser und seine Menschenliebe. Die Feier wird erst recht segensreich, wenn sie Veröhnung und Frieden stiftet, wenn sie Zwietracht und Haß aus unserer Gemeinde verbannt und eine herzliche Liebe entzündet. Wahrlich, dem allgemeinen Hang zu sinnlichem Vergnügen entgegen eröffnet sie eine Quelle edlerer, reinerer Freuden.“

Die Bauern hörten mit stumpfen Gesichtern zu. Sie wankten und wichen nicht.

„Was mögen sie nur wollen?“ dachte der Pfarrer und sagte: „'s ist bitter kalt hier.“



Der Geistliche ließ die Männer sich setzen, nur der Bembel aus der Untergasse blieb stehen.

Wenn Sie noch etwas mit mir zu besprechen haben, mein' ich, wir sollten ins Pfarrhaus gehen.“

Die Bauern nickten.

Den Herrn Pfarrer an der Spitze bewegte sich der Kirchenvorstand dem Pfarrhaus zu.

In seiner Amtsstube ließ der Geistliche die Männer sich setzen. Das taten sie, nur der Bembel aus der Untergasse blieb stehen und sprach: „Herr Parrer, solang die Kirch' im Ort steht, is es bei uns Mode gewest, daß der Abendmahlswein, der übrig ist, vom Kirchenvorstand getrunken wird. Das war eso und dadevon gehn

wir net ab. Der Herr Parrer hat eine Kapitalpredigt gehalten, das is wahr, aber 's muß doch auch sonst alles seine Ordnung haben.“

Dem Pfarrrer stieg eine Blutwelle zu Kopf. „Ich habe nicht anders angenommen, daß der Wein, der übriggeblieben ist, den Ortskranken zugute kommt.“

„Das mag wo anderster eingeführt sein,“ entgegnete der Bembel, „hier trinkt ihn der Kirchenvorstand. Wann's dem Herrn Parrer net paßt, legen wir unser Amt nieder.“

Zu diesem Augenblick trat der Kirchendiener in die Stube. Er war mit Weinflaschen beladen und setzte sie auf den Boden.

Der Pfarrrer schritt ein paarmal in der Stube auf und ab.

„Unerhört!“ sprach er bei sich. „Am liebsten jagte ich die Kerle, daß die Lappen flögen. Stät, stät! Wie hatte sein Kollege gesprochen? Du mußt den Verhältnissen Rechnung tragen, mußt Kordel nachlassen, sonst kann dir's geschehen, daß du wie Jeremia deine Harse an die Weiden hängst und klagst.“

Er rief seiner Frau.

„Bring Gläser!“

„Halt!“ rief der Bembel, „eins schickt.*) Das is bei uns immer so Mode gewest.“

Die Pfarrrerin brachte ein Glas. Das ging von Mund zu Mund. Bald griff eine behaglich-fröhliche Stimmung unter den Herren vom Kirchenvorstand Platz.

„Vorn Jahr,“ erzählte der Hannam**) vom Ochsenweg, „hatten wir einen Rachenpuzer. Heilig Dunnerwetter, frag ich am andern Tag einen dicken Kopf!“

„Das hier ist ein fein Weinche,“ schmunzelte der Eulerspeter, „das schmeckt nach mehr!“

Erst als der letzte Tropfen getrunken war, entfernten sich die Männer langsam und würdevoll.

„Das sind ja nette Zustände hier,“ sagte der Pfarrrer zu seiner Frau und neigte den Kopf von einer Schulter zur andern. „Ich glaube, diese Bauernhäute sind Futterale für große Schelme. Oder ist's wirklich bloß ihre Art, die so zäh am Hergebrachten hält? Gleichviel, ich drücke ein Auge zu. Besser Friede mit ihnen als Krieg.“

Avanti Savoia!

Von L. vom Vogelsberg.

Er war für Pietro Pagliaccio reichlich bitter gewesen, sein unfreiwilliger Auszug aus Wien. Damals, als der Tripoliskrieg losging und die Abenteuerer die fadenscheinige Gloria der Italia ambiziosa frisch aufzubügeln suchten, damals hatte man Pietro Pagliaccio schon den Gestellungsbefehl geschickt. Aber Pietro hatte darüber

*) Genügt. **) Johann Adam.

eine sehr abfällige, man könnte sogar sagen höchst respektlose Neußerung getan und war geblieben. Das hatte sich herumgesprochen und in diesen Tagen konnte Pietro gar nicht genug Apfelsinen und heiße Maroni austreiben, um sie den huldigenden Freunden zu verkaufen. Er träumte damals schon von einer vier-spännigen Equipage und anderen schönen Dingen. Daß er nicht lesen und schreiben konnte, machte ihm weiter keine Kopfschmerzen.

Aber jetzt war die Sache faul geworden. Kein Mensch kam mehr unter den Torbogen der



An diesen Tagen konnte Pietro nicht genug Maroni austreiben.

Pfannkuchengasse und kaufte ihm etwas ab. Sie hatten Haltung bei allem Zorn, diese Wiener; aber hier und da hörte er doch einmal das Wort Kaffelmacher. Er wäre trotzdem gern geblieben, aber er hätte dann verhungern müssen. Also schnürte er eines Tages sein Bündel und marschierte mit sehr gemischten Gefühlen in der Richtung auf sein Heimatland.

Man steckte ihn gleich in die Uniform und schien sich wirklich zu freuen, daß er gekommen war. Wenn er durch die Straßen ging, dann sah er aufgeregte Männer auf allen möglichen Postamenten stehen. Sie fuchtelten mit den Armen in der Luft herum und sprachen tönende Worte von unerhörtem Ueberfall auf die povera Italia, die sich nun ihrer Haut wehren mußte.

So kam es, daß Pietro Pagliaccio sich schließlich wirklich freute, daß er seinem bedrängten Vaterlande zu Hilfe geeilt war. Die goldenen Tage

unter dem Torbogen der Pfannkuchengasse in Wien waren vergessen und er stimmte mit aller Lungenkraft in das satanische Rachegeschrei ein. Er, Pietro Pagliaccio, wollte es der brutta bestia schon zeigen.

Seine schöne Begeisterung erlitt einige Tage später eine sehr wesentliche Abkühlung, als er unter vier Augen von einem Kameraden eine gut ausgewachsene Maulschelle erhielt. Pietro konnte das erst gar nicht begreifen, denn er hatte doch gerade begeistert für den Ruhm des Vaterlandes gesprochen. Aber der freundliche Geber, ein langer Mailänder, glockte ihn noch einmal an wie ein gereizter Stier und röchelte: „Halt dein Maul in Zukunft, du — oder weißt du nicht, für wen du deine Haut zu Markte trägst? . . .“

Pietro wußte das nicht, aber der Mailänder gab ihm gründlichst Aufklärung. Zum erstenmal hörte er hier die Namen Salandra, Sonnino, Annunzio. Und die Folge war, daß sich Pietro Pagliaccio für die Folge das Wort *gentaglia**) als ständige Redensart angewöhnte. Das Betrüblichste aber war, daß plötzlich auch wieder die dumpfige Pfannkuchengasse in einer wahren Gloriole vor ihm auftauchte. Fortan fraß in ihm die Sehnsucht und sie ließ ihn auch nicht los, als er droben im Bergland mit den andern den Schützengraben bezog.

Den Krieg hatte sich Pietro Pagliaccio ganz anders vorgestellt. Mit hunderttausend Ehrenworten hatten ihnen die Offiziere drunten in den Kasernen versichert, daß es lediglich ein Siegesmarsch sei, der mit rasender Schnelle vorwärts ging, daß es weit mehr auf gutes Marschieren als auf gutes Schießen ankäme. Nun standen sie vor den Bergen wie vor einer verzauberten Wand und die österreichischen Kanonen machten „ert=bum“ und die Granaten krepiereten mit unheimlicher Genauigkeit. Und Pietro rekapitulierte seine Erlebnisse und sagte wieder voll Inbrunst: „Gentaglia!“

Man sprach davon, daß der König und andere Würdenträger in der Feuerlinie seien. Nicht ohne Scharfsinn dachte sich Pietro, daß dies wohl die Linie der Küchenfeuer sein müsse. Für ihn selbst aber wurde die Sache bald peinlich, denn jedesmal, wenn die Herren in der Feuerlinie waren, dann mußten sie aus den Gräben heraus zum Sturm. Anfangs war man auch willig und das „Avanti Savoia!“ dröhnte nur so. Es war dies übrigens ein Ruf, der Pietro ausnehmend gefiel, viel besser als das Essen, das er meistens überhaupt nicht bekam. Aber schließlich wollte keiner mehr aus dem Graben, denn von den Kompagnien kam manchmal nur die Hälfte zurück, manchmal auch gar keiner. Und als die Offiziere tötlich wurden, da — nun,

Pietro sah sie eines Tages nicht mehr zurückkehren.

Der Gedanke an die Pfannkuchengasse hatte sich allmählich in ihm zu einem Idol verdichtet. In wirren Träumen erhoffte er ein Wunder, das ihn über Berge und Meer wieder unversehens unter den geliebten Torbogen setzen sollte. Aber das Wunder geschah nicht, vielmehr fuhren die Granaten immer wüster in seinen Gräben und wirbelten Menschen und Erde zu einem schauerlichen Totentanz durcheinander. Und selbst in der namenlosen Angst dieses Hezenabbits dachte Pietro Pagliaccio an die Pfannkuchengasse.

Eines Tages wurde er mit drei Mann auf Patrouille geschickt. Es war ihm nicht wohl zumute bei diesem Auftrag, aber . . . nun, hinter der Front knallten Tag für Tag Schüsse . . . Er ging, stolperte vorwärts mit den andern. Und dachte an die Pfannkuchengasse.

Sie kamen vorwärts, ohne vom Feind bemerkt zu werden. Ja, sie kamen sogar so weit, daß sie zuletzt nicht mehr wußten, wo sie eigentlich hingeraten waren. Ein wüstes, steiniges Geröllfeld lag vor ihnen, ein scharfer Wind kam von den Dolomiten herüber und ließ ihr Gebein klappern. Und plötzlich warfen sie sich alle vier wie auf Kommando zu Boden. Dort drüben, hundert Meter vor ihnen, ragte ein Gewehrlauf. Ob er vergessen war? Ob er in der Hand eines Schützen ruhte? Sie blieben regungslos, angstvoll liegen, bis ihnen die Kälte in den Körper kroch.

Für Pietro Pagliaccio aber war dieser k. u. k. Gewehrlauf wie ein Gruß aus der Pfannkuchengasse. Als wäre ein Zauber in ihm gebrochen, so wurden auf einmal alle seine Gedanken mobil. Und mit einer Todesverachtung, die ihm das ehrfürchtige Staunen der Kameraden eintrug, erbot er sich, hinüberzuzukriechen nach dem geheimnisvollen Lauf und Kundtschaft einzuholen. Die andern sollten warten, bis er zurückkäme. Aber als er, auf dem Bauch vorwärts rutschend, zurückschaute, sah er, wie sich die drei Helden drückten.

Und während Pietro Pagliaccio vorwärts kroch und sich die Hände blutig riß, dachte er nur an die goldenen Zeiten in Wien, die erfüllt waren vom Duft der heißen Maroni und Apfelsinen. Wenn an dem Lauf ein Oesterreicher hing?! Per bacco, der Mailänder hatte recht: Warum ließ man sich totschießen? Also, wenn ein Oesterreicher daranhing, würde er zerknirscht auf ihn zugehen und reumütig sagen: „Perdono!“

Da war der Lauf. Es war wirklich nur ein solcher, ohne Schast. Jemandwo vergessen worden. Traurig und doch mit dem Mute der Verzweiflung kroch Pietro Pagliaccio weiter. Und plötzlich hörte er Stimmen. Das Herz schlug ihm bis zum Halse vor Angst und Entzücken: Wiener Laute! Hier mußten irgendwo ein paar Menschen gemütlich zusammensitzen.

*) Pumbengefindel.

Er rutschte weiter, traf auf einen Erdsplatt und rollte hinüber wie eine Schlange. Da gab das Erdreich nach und Pietro stürzte mit Donnergepolter in die Tiefe. Es mußte wohl in die Hölle gehen, denn ein paar mörderliche Flüche kamen herauf. Pietro glaubte auch hier Verzehrung heischen zu können und suchte nach dem Wort: „Perdono“. Aber das andere war ihm noch geläufiger und so brüllte er aus Leibeskräften: „Avanti Savoia! Avanti Savoia!“, während er sich auf dem feuchten, dunkeln Erdboden wälzte, wie der heilige Laurentius auf dem Rost.

Eine Teufelsfaust ergriff ihn und riß ihn hoch. „Verdammtter Kachelmacher, i geb' dir avanti savoia!“ Ein furchtbarer Puff in Pietros ohnehin empfindliche Kreuzgegend und er flog gegen etwas Weiches, gerade einem riesigen Soldaten in die Arme. „Avanti Savoia!“ brüllte er wieder in höchster Verzweiflung. Sein Peiniger stand schon wieder mit Püffen geladen hinter ihm. Da rief der Riese, der ihn immer noch mit schmerzhafter Zärtlichkeit in den Armen hielt, ganz verdutzt: „Halt a mal, Freundl, bald



Sein Peiniger stand schon wieder mit Püffen geladen hinter ihm.

er jetzt die Gockelsfedern vom Kopf hat, schaut er aus wie a Mensch ... Jessas Mariand ... dös is, dös is ... ja is denn wahr ... dös is ja der heiß Maronibrater aus der Pfannkuchengassen ...“

Pietro Bagliaccios Schlachtruf hatte zum erstenmal einen durchschlagenden Erfolg erlangt. Vergnügt und mit der Welt versöhnt

trabte er am andern Morgen mit dem großen Wiener nach der Etappe, um die Reise nach Ungarn anzutreten. Und sein Glück wurde vollkommen, als ihm der „Feind“ versicherte, der Torbogen in der Pfannkuchengasse bliebe ihm erhalten, denn es sei kein Kachelmacher mehr in Wien.

Alles, wie es recht und Gesetz ist.

Von W. K.

Der alte Lorenz war zwar im Armenhaus untergebracht, aber die Pfründe, die ihm damit überwiesen wurde, kam ihm etwas mager vor und schien ihm durchaus nicht dem zu entsprechen, was er als ehemaliger Landstreicher an Verdiensten um die Menschheit sich erworben hatte. Insbesondere beklagte er das Fehlen jeglicher Schnapskompetenz bei seiner Pfründe. Um diese Lücke auszufüllen, pflegte er unentwegt Besenreis zu stehlen, um die Hausfrauen der Gemeinde mit echten deutschen Besen und sich selbst mit edlem Kartoffelschnaps zu erquicken. Leider aber wurde er beim „Gausen“ erwischt und vor den Oberförster geladen. Dieser, ein „sozial orientierter“ moderner Mann, hatte Mitleid mit dem alten Knaben und fühlte Lust, den Diebstahl nach der heute herrschenden Mode auf das soziale Milieu des Angeklagten zu schieben.

„Lorenz,“ sagte er gütig, „Ihr seid zwar beim Raschen von Besenreis erwischt worden und ich müßte Euch eigentlich strafen. Weil Ihr aber ein armer Mann seid, will ich Gnade für Recht ergehen lassen. Nur müßt Ihr schön drum bitten, damit ich vor dem Waldhüter bestehen kann, der Euch angezeigt hat. Wollt Ihr?“

Aber damit kam er beim alten Lorenz übel an. Der war noch aus der alten, stolzen, starren Gesetzeschule und nicht neumodisch „sozial orientiert“. Er schüttelte getränkt den kahlen Schädel. Sein Besenbindergefühl rumorte gewaltig.

„Herr Oberförster, halten zu Gnaden und nehmen Sie es mir nicht für in übel. Aber ich will nichts umsonst, so arm ich auch bin. Ehrlich hab' ich's mein Lebtag gehalten, und dabei will ich leben und versterben. Alles soll in der gehörigen Ordnung geschehen, wie es recht und Gesetz ist: Ich stehl' ehrlich mei' Holz und zahl' ehrlich mei' Strof'. Adies, Herr Oberförster!“

Loszuwerden den alten Kopf,
Ist ein vernünftig Begehren,
Aber wer wird darum den Kopf
Gleich rattenkahl sich scheeren?

Geibel.

Rheinische Burgen einst und jetzt.

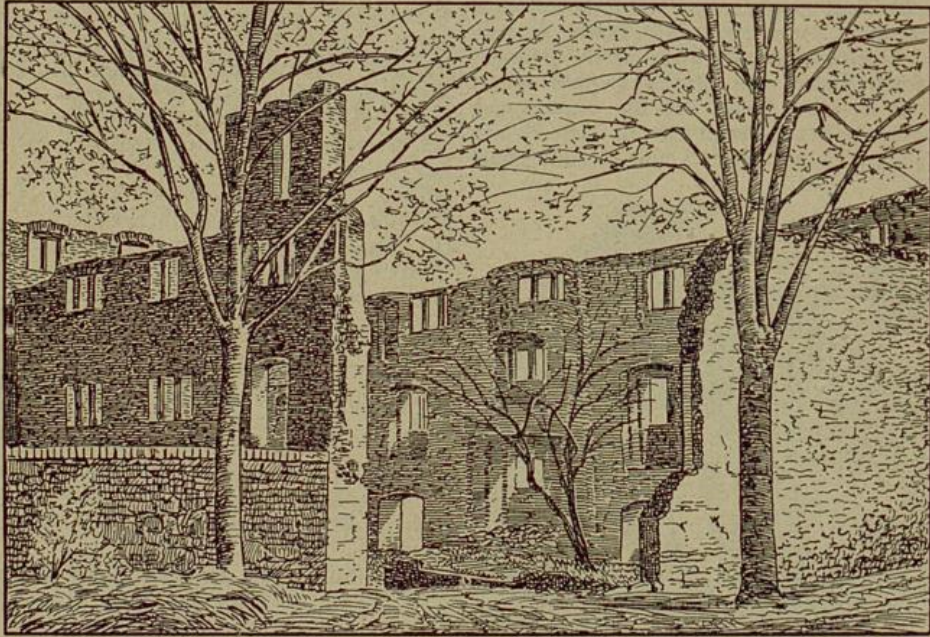
Von B. Halby.

Vor einigen Jahren wurde bekanntlich für den Wiederaufbau des Heidelberger Schlosses eifrigst Stimmung gemacht. Die Angelegenheit kam aber bald zu einem erfreulichen, nämlich abweisenden Ergebnis, indem der Hauptgegner der Erneuerung einer hochgestellten Persönlichkeit gegenüber auf die Frage: was er denn gegen den Wiederaufbau habe, erwiderte: damit die kommenden Geschlechter immerfort das Schandmal französischen Frevels vor Augen hätten.

Sicherlich ist das Heidelberger Schloß eins

Oppenheim die Geister zusammen, um den Haß, der sie vor Jahrhunderten gegeneinandertrieb, immer wieder aufleben zu lassen. Das eigene Gebein und grinsende Schädel werfen sie einander raffend an die Köpfe, Deutsche und Welsche, Spanier und Schweden, Kaiserliche und Königliche. Mit dem Schlage einrast der Spuk von dannen und ruht wiederum ein Jahr fein säuberlich drunten in der Kirche, zehntausendweis in bleichen Schädeln aufeinandergeschichtet, bis der Zauberschlag der Stunde sie zu neuem Blüten erweckt.

Es ist ein sonderbar Ding mit diesem gemüthlichen altrheinischen Nest. Die Kreuzfahrer schauten auf die Stadt mit ehrfürchtiger Scheu:



Seine Landskron.

der eindrucksvollsten Denkmäler französischer Landverwüstung. Ungleich zahlreicher aber stehen die Zeugen welscher Kulturtaten rheinauf und rheinab. Vielleicht wäre die Rheinfahrt für empfindsame Seelen heute nicht so romantisch, wenn noch lauter Leben in den toten Burgen herrschte. Aber so lange keine neuzeitlichen Prozenbauten auf den grünen Höhen stehen, wird der Zauber kaum zerstört, mögen die Schlösser auch bewohnt sein. Klügler und Schlauberger aber ziehen in Erwägung, daß, stünden heute noch die Burgen mit ihren Zwingherren dort, die politischen Verhältnisse im deutschen Vaterlande ganz andere wären. Aber: ein politisch Lied, ein garstig Lied . . .

Alljährlich einmal, in einer gewissen Nacht, kommen auf der Niesenburg Landskron ob

die Katharinenkirche war ihnen der Tempel Salomonis, das Schloß die Burg Zion. Mit wahnsinniger Raserei kämpften hier in allen Jahrhunderten die Menschen gegeneinander, für den eigenen Beutel, dann wieder einem großen Wahn oder einer guten Sache zulieb . . . bis in den Pfingsttagen des Jahres 1689 Méléac, die „Spottgeburt aus Dreck und Feuer“, auf allerchristlichster Majestät von Frankreich Befehl und voll eigenen satanischen Behagens die Brandfackel in Stadt und Burg warf. Ein prachtvoller Bau scheint die Landskron damals gewesen zu sein, heut erschaut der Wanderer oder Rheinfahrer nur noch nichtsagende, wenn auch gewaltige Reste.

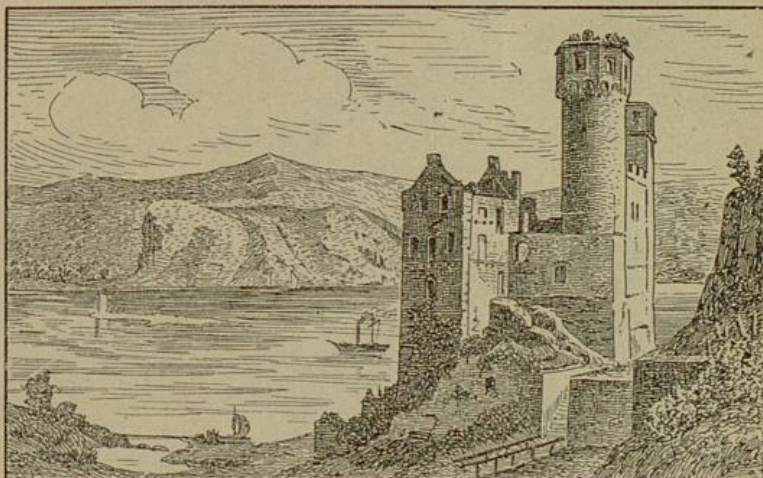
„Welch herrlicher Garten!“ sagte der Bierzehnte Ludwig, als er in das blühende Elsaß

hinterseh. Man hätte glauben können, daß in diesem Entzücken eine menschliche Saite mitgeklingen hätte. Aber das bewundernde Aug' schielte dabei schon nach der Pfalz und dem Mittelrhein. Melac, Turenne und die andern Mordbrenner standen schon mit glimmendem Pechkranz im Hintergrund. Hat es eigentlich Zweck, die Namen dieser Menschen der Nachwelt zu überliefern? Es mag kein Fehler sein, denn maßgebend ist ja nicht der Name, sondern die Tat, die sich an ihn knüpft. Auch den des Herostratos, des Tempelzerstörers im grauen Altertum, nennt man mit Abscheu. Es ist besser, das Volk prägt sich solche Namen ein für alle Zeiten.

Es muß eine fast krankhafte Wut gewesen sein, die die Welschen immer und immer wieder trieb, deutsches Land zu jengen. Die strahlendste Schönheit vermochte nicht das Herz eines Volks zu rühren, das die leicht zu täuschende Welt glauben macht, es sei wie kein zweites zur Ausbreitung von Bildung und Sitte berufen! Nicht die Burgen an sich, auch deren halbverfallene Trümmer fielen der Zerstörungssucht anheim. Um Ehrenfels am Mäuseturm schlugen sich jahrhundertlang große und kleine Herren; immer wieder erstand die Burg neu. Der Schwedenoberst Hohendorff legte sie im Dreißigjährigen Krieg

Trümmer stehen heute noch stolz und stark im Nebengrün.

In den Wutausbrüchen der Franzosen gegen Deutschland liegt unleugbar eine Beharrlichkeit, von der man glauben könnte, daß sie sich von



Ehrenfels um 1850.

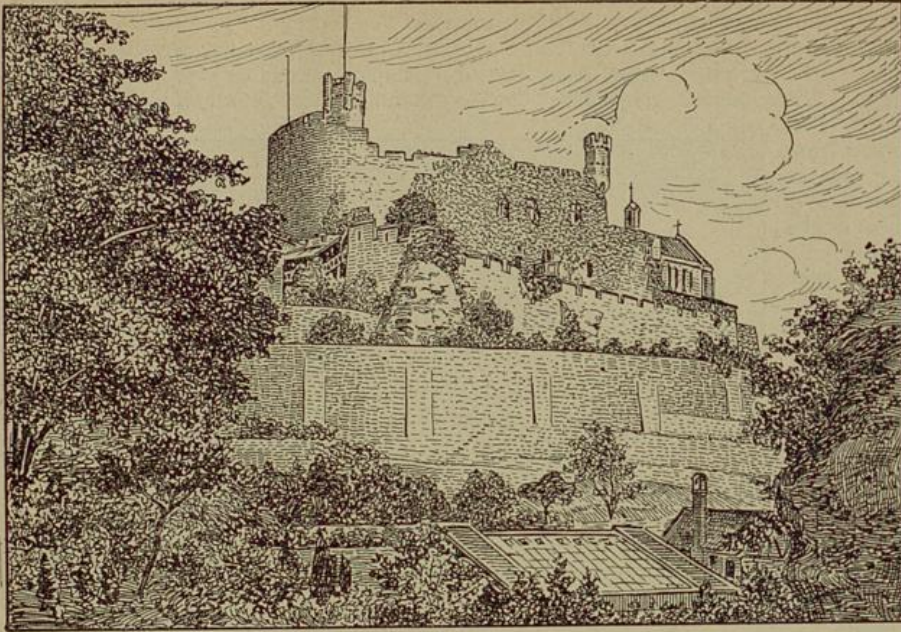
Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Was der einen Horde des Söldnervolkes nicht gelang, das übernahm hundert Jahre später eine andere. Der ragende Gutenfels über Kaub erzählt mancherlei davon. Um aber der Wahrheit die Ehre zu geben: die verschiedenen deutschen Landesväter hätten auch keinen Stein auf dem andern gelassen, wenn es nach ihrem Willen gegangen wäre. Aber das war sozusagen Familienangelegenheit. Der Graf von Rüringen, der die Burg in fast sagenhafter Zeit erbaute, tat alles, um fremdem Zerstörungstrieb die Spitze zu bieten. Im bayrisch-pfälzischen Erbfolgekrieg wollte man ihr ernstlich an das Dasein. Aber so wütend auch der Landgraf von Hessen und Seine Gnaden, der Kurprinz, mit schwerem Geschütz Stadt und Burg berannten, der Gutenfels hielt stand.

Hundert Jahre später zogen die Spanier ein unter Spinola. Ein Jahr darauf aber wurden sie durch eine Handvoll Hessen nach Kartausenbeschießung wieder hinausgeworfen. Die Geschüßschläge zeigten dem Gutenfels, daß er den Todeskeim in sich trug. Es ist aber dennoch eine große Merkwürdigkeit, daß, während rings-



halb in Trümmer. Er konnte das Werk nicht ganz vollenden, das mußten fünfzig Jahre später die Horden des „Sonnenkönigs“ tun. Aber deutsche Burgen sind so fest wie deutsche Knochen: was das Feuer nicht fertig brachte, das konnten auch Menschenhände nicht vollenden: die

Vahrer Hinfender Bote für 1917.



Reichstein.

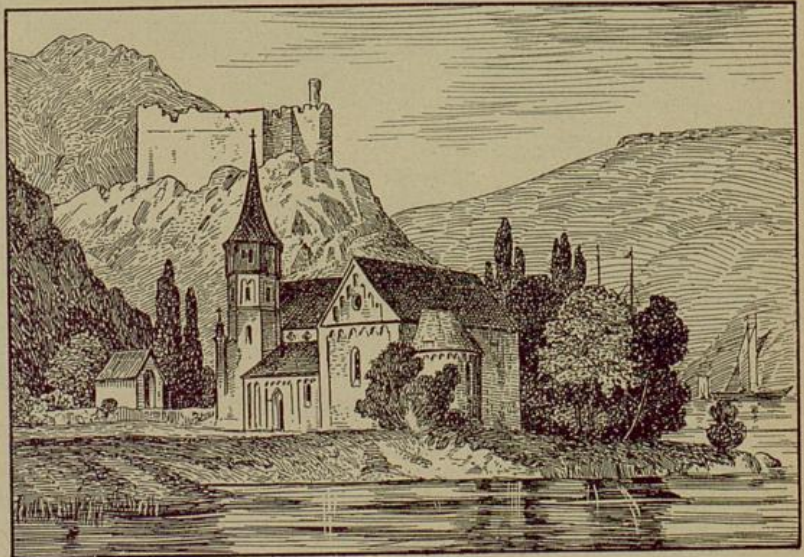
um alle Städte und Burgen aufflammten, der Gutenfels von den Pfalzverwüstern verschont blieb. Indes, das war nur eine Gnadenfrist. Als man das Jahr 1806 schrieb, mußte auch dieser Herrnsitz dranglauben, und zwar hat Napoleon, den sie den Großen nennen, die Burg sprengen lassen. Aber gleich einer weltgeschichtlichen Vergeltung mutet es an, daß just von hier aus Feld Blücher in der Neujahrsnacht von 1813 auf 14 über den Rhein setzte, zum Stoß gegen das Herz Frankreichs.

Schlimmer noch erging es der Feste Schönburg auf der gegenüberliegenden Seite bei Oberwesel. Der große Krieg war leidlich schonend an ihr vorübergegangen, da hielten 1688 die Franzosen unerwünschte Einkehr. Der letzte Burgherr mußte den Untergang noch erleben, denn er starb erst vierzig Jahre später in England.

Rheinfels, Raß und Maus, Sterrenberg und Liebenstein, Stolzenfels und Lahneck, ihre Ruinen sind Schandmale

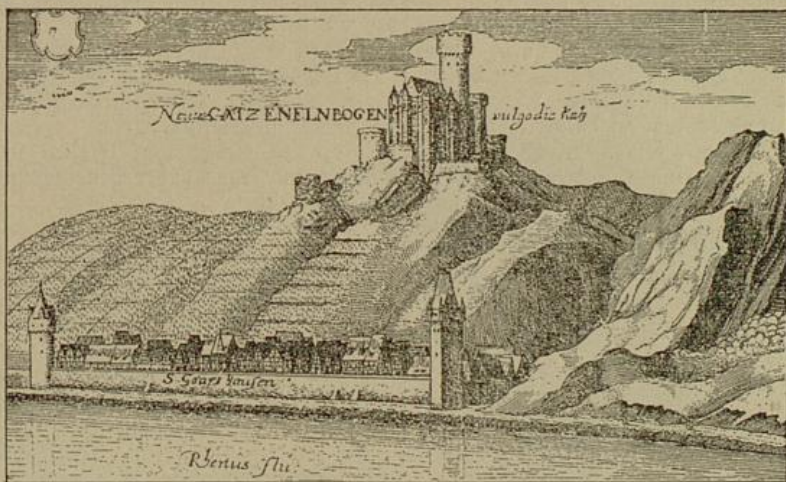
maligen Zeit“ zurückzuführen. Denn gerade Frankreich rühmte sich zu jener Zeit — und auch nicht mit Unrecht —, auf einer ganz besondern Höhe geistiger Kultur zu stehen. Es verschlägt nichts, daß einige Burgen dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen, andere in den Kaufhändeln der Herren untergegangen sind. Man muß die Gründe in Betracht ziehen, und dabei schneidet Frankreich am aller schlechtesten ab.

welscher Scheinkultur. Man mag sich wundern, mit welcher ausgeklügelten Mitteln manchmal die Zerstörung betrieben ward. Militärische oder politische Gründe kamen oft gar nicht in Frage, es war eben die bloße Lust am Zerstören. Es wäre ganz verkehrt, die Untaten auf den „Charakter“ der da-



Reichstein um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Nach über den Trümmern der Burg Stahleck bei Bacharach steht der Name Melac. Ein Unglück war's vielleicht damals für das Städtchen, daß es mit der Burg im gleichen Mauerbering lag. Dabei ist die Zerstörung für die damalige Zeit eine ganz anständige Pionierleistung gewesen. Denn solche mehrere Meter dicke Mauern wird man am ganzen Rheinfluss selten noch einmal finden und doch sind sie zum Teil bis auf die Grundmauern in Schutz verwandelt. Nebenbei ist auch der umgekehrte Weg eingeschlagen worden.



ausgebaut wurde. Sie geht auch unter dem Namen Falkenburg, der willkürlich ist, vielleicht ebenso wie der Name Reichenstein. Die Burgstätte selbst ist übrigens uralt und wahrscheinlich auf eine Gründung des Klosters Kornelimünster zurückzuführen. Auf dieser Burg spielt auch die bekannte Sage von dem Ritter Gunt-

ram, der sich ohne Wissen einer geisterhaften Jungfrau verlobte. Wer hätte es nicht an sich selbst erfahren, daß menschliche Einbildungskraft sich lieber maleurischen Ueberbleibseln an-schmiegt als dem

Alte Burgentrümmer haben sich in neuem Gewande erhoben gleich dem Phönix aus der Asche. Freilich ist dieses Gewand nicht immer geschichtlich richtig, manchmal sogar mit einigen Geschmacklosigkeiten verziert. Der gute Wille, der sie schuf, muß eben manches zudecken. Es ist aber nicht zu leugnen, daß manche dieser Burgen einen recht romantischen Anblick gewähren, zumal wenn der Erbauer bemüht war, Ungereimtheiten zu vermeiden. Eine im äußeren Anblick bedeutende Burg ist z. B. Reichenstein am Ausgang des Morgenbachtals unweit Bingen, die im vorigen Jahrhundert wieder

prunkhaften Neubau? Die Volkswisheit, daß ein Geist die Ruinenstätte verlasse, wenn bauliche Veränderungen vorgenommen werden, entbehrt nicht eines tiefen Sinnes. Denn es mögen das vorwiegend solche Geister sein, die der Blütezeit irgendeiner Kunstentwicklung entstammen und die ein neuzeitliches Baugeschick von ihrer angestammten Scholle treibt. Und ist es nicht ebenso auffallend, wenn auch nicht verwunderlich, daß sich in Burgenneubauten die zugehörigen Geister nicht einfinden wollen, weder am Rhein noch anderswo?

Der schwarze Ritter.

Von L. vom Vogelsberg.

Durch dem Sumpfwald von Block trabten drei Reiter. Kosaken. Tastend, mit geblähten Nüstern, suchten die Pferde nach sicheren Stellen auf dem schwammigen Grund. Die drei sprachen kaum. Hinter ihnen her grollten wie ein heranziehendes Wetter die deutschen Geschütze.

Einer von den dreien trug nicht die Kosakenuniform. Es war ein Dragoner, ein Finne. Sein Regiment war drüben an der Grenze von deutschen Granaten zerrissen worden und ihn hatte man unter die Kosaken gesteckt, damit er sich wenigstens dort für den Selbstherrscher aller Neuzen verbluten könne.

Sein flaumbärtiges Gesicht war müde und unter der Zellerntüze drängten die hellblonden

Haare strobelig hervor. „Wie lange werden wir noch reiten?“ fragte er gerade in die Luft hinaus.

„Bis uns die Heiligen ein gutes Plätzchen anweisen, Henryk Boganowitsch, so lange werden wir reiten, jawohl,“ sagte der eine der Kosaken. Sie glichen einander ziemlich. Den Terekleuten angehörend, hatten sie beide gemeine, schmutziggelbgraue Mongolengesichter mit wüsten Bärten und kleinen, frechen Augen. Unterscheiden konnte man sie daran, daß das Gesicht des einen reichlich mit Blatternarben überzät war, welcher Vorzug dem andern abging.

„Uebrigens, ich wäre auch nicht böse, wenn die Heiligen jetzt ein Plätzchen hätten, Iwan Timofeitsch,“ warf der Blatternarbige ein.

Iwan Timofeitsch grinste. „Dann mag es hier sein, Ilsa Fedorowitsch. Bis hierher wer-

den die verdammten Deutschen — die heilige Mutter von Kasan zerreiße sie — ja doch nie kommen.“

Er sprang ab und band sein Pferd mit langer Leine an ein krüppeliges Birkenstammchen. Die beiden andern taten das gleiche. Es war in der Tat ein geeignetes Versteck. Keine fünf Schritte weit konnte man die Umgebung übersehen.

Die beiden Kosaken suchten brennbare Stoffe zusammen und zündeten ein Feuer an. Dann warfen sie schwere Bündel, die zu beiden Seiten der struppigen Pferdchen hingen, flirrend zu Boden. Und grinzten wohligh dabei.

Der Dragoner klopfte seinem Pferd den Hals und ließ sich dann zu Boden gleiten. Es störte ihn nicht, daß der eine Kosak eine Gans vom Sattelnopf nahm, sie zurechtmachte und in das Feuer warf. Nachdenklich lag er im gelben Gras und kaute an einem Halm. Warum lag er hier zwischen den beiden Schmierfinken? Was hatten ihm die Deutschen getan? Jahre-

zukommen; er schüttelte den Kopf. Sie wollten sich ausschütten vor Lachen. „Brüderchen,“ rief Zwan Timoseitsch, „du läßt den Kopf hängen. Warum tust du das? Es kommen doch noch goldene Zeiten. Hättest du doch genommen, was vor deinen Fingern lag. O Brüderchen, du bist ein Schaf. Weißt gar nicht, wie schön der Krieg ist. Bald unten, bald oben. Jetzt sind wir wieder an der Reihe nach oben.“ Er warf einen zärtlichen Blick an den Erlenstämmen hinauf.

Der Dragoner blieb im Halbschlaf liegen, bis der Abend sank. Die Galtengesichter aus Seiner Majestät glorreicher Armee unterhielten sich halbblaut in einem ihm leidlich verständlichen Dialekt und sogten dabei Begeisterung aus ihren Schnapsflaschen.

„Es war ein herziges Stück, Brüderchen,“ sagte der Blatternarbige und kniff die Halunkenaugen ein, daß sie im Genuß der Erinnerung und des Schnapses schwammen, „Beute, Beute, Beute . . . und Weiber, Brüderchen, bestes. Es wäre noch schöner geworden, wenn der verdammte Pruzski noch ein wenig gewartet hätte. Nun, der Heilige wird helfen, daß ich das sauer Erworbene gut verkaufen kann.“

Er zog ein schmieriges Heiligenbild aus der Tasche und betrachtete es zärtlich.

Zwan Timoseitsch fuhr mit gewohnheitsmäßigen Bewegungen auf seinem Kopfe hin und her. „Weißt du auch, Ilja Fedorowitsch, daß die Deutschen gefangene Kosaken nicht schonen?“ fragte er nachdenklich.

„Gott soll uns behüten,“ sagte der Kosak breit, „wie sollen sie sie schonen, wenn sie keine haben?“

„Ich dachte nur so. Man kriegt leicht das Jucken an den Hals.“

„Und ich hab's schon lange auf dem Kopf,“ grinste der Blatternarbige freundlich. Dann zog er die schmierigen Mittel fester an den Leib, streckten sich aus und singen an zu schnarchen. Auch der Dragoner schloß ein.

Zwan Timoseitsch sprang zuerst am Morgen auf die Beine und lachte, nachdem er in der Luft herumgeschnuppert hatte. Die Kanonen grollten nicht mehr. Auch der Finne erhob sich. Er sah blaß und bedrückt aus.

„Brüderchen, lach doch,“ rief Zwan Timoseitsch, „was machst du für ein Gesicht! Hast du einen bösen Traum gehabt?“

„Ich habe,“ sagte der Finne schwer. „Was hast du geträumt? Schlechtes Essen? Erzähle doch ein bißchen!“

Auch der Blatternarbige hatte sich aufgerichtet und sah gespannt zu.

„Ein schwerer Traum,“ sagte der Finne wieder und sah in den Himmel hinein wie ein Seher. „Wir drei standen nebeneinander, da kam ein schwarzer Reiter auf uns zu, ja, überall schwarzes Eisen um den Leib . . .“



Einer von den dreien trägt nicht die Kosakenuniform.

lang war er drüben gewesen, hatte Geld verdient und war gut mit ihnen zurechtgekommen. Was wollten die Russen in Deutschland? Rauben, morden, brennen, noch Schlimmeres tun . . . verdammtes Gesindel . . .

Er schoß einen feindseligen Blick hinüber zu den beiden, die schmaßend und grinzend am Feuer saßen. Der Blatternarbige rief ihm zu, herbei-

„Heilige Mutter!“ schrien die beiden Galgen-
vögel entsetzt, „heilige Mutter! Weißt du, was
das heißt: ein schwarzer Ritter? . . .“

Der Dragoner schüttelte den Kopf. „Weiß
ich nicht. Ist auch einerlei.“

Aber die beiden Terefleute schlugen fortgesetzt
das Kreuz. Bis einer fragte: „Sag, Brüderchen,
zu wem kam der schwarze Mann, zu wem von
uns dreien?“

Der Finne hob die Schultern. „Weiß ich
nicht. Bin wach geworden.“

Da lachte der Blatternarbige gröhrend auf.
„Ich weiß es, ich weiß es. Wer hat den schwarzen
Ritter im Traum gesehen? Du hast ihn gesehen.
Und wer den schwarzen Ritter sieht, den holt
der Tod, Gott behüte uns. Brüderchen, sag,
hast du viel Geld bei dir?“

Seine schwarzen Spitzbubenaugen fuhren nach
der magern Satteltasche des Dragoners.

„Ich habe nichts, nur ein Stück Brot,“ sagte
der langsam. Und sah auch nach dem Sattel.
Er hatte nur den Säbel als Waffe. Die Kosaken
auch und sie waren doch feig. Aber es waren
ihrer zwei. Er starnte wieder in die Luft und
sah nicht, wie die zwei Mitglieder des Kaiserlich
russischen Heeres einander verständnisvoll an-
grinsten.

Und dann sagte der Blatternarbige wieder,
während der andere ihm näher rückte: „Brü-
derchen, ehe du stirbst — wirst du an deine
Kameraden denken? Brüderchen, wirst du?
Gott liebt den, der freiwillig gibt. Hörst du,
Brüderchen? Du begehst eine Sünde, wenn du
nicht freiwillig gibst und dadurch andere zum . . .“

„Rukki werch!“*)

Wie ein Donnerschlag fiel das Wort auf ein-
mal in die Idylle. Langsam, instinktiv hob der
Dragoner die Hände über den Kopf. Den beiden
Terekmännern aber war das Entsetzen in das
schlotternde Gebein gefahren. Mit verdrehten
Augen wandten sie sich um.

Eine Jägerpatrouille, die den Sumpfwald
nach Versprengten abjuchte . . .

Der Finne ging langsam auf den Oberjäger zu
und meldete in deutscher Sprache. Und bekam
ein freundliches Nicken. „Wir nehmen dich mit.“

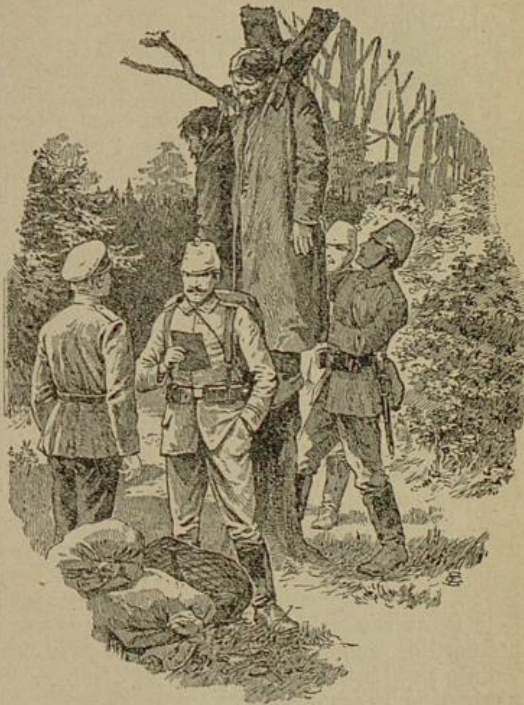
Die zwei Kosaken standen unbeweglich. Nur
die Augen flühten halb frech, halb ängstlich im
Kreise herum. Aber sechs Gewehrläufe waren
mit allzu großer Deutlichkeit auf sie gerichtet.

Ein Jäger riß die Blindel auf. In dem
schwachen Schimmer des dunstigen Morgens
glänzten matt die billigen Schmuckstücke irgend-
einer armen preussischen Kleinbürgerfamilie,
abgegriffenes Kinderspielzeug und armseliges
Gerät. Ein Trauring rollte abseits.

Schloßweiß im Gesicht, mit zusammengebisse-
nen Zähnen erhob sich der Oberjäger vom Boden.

*) Hände hoch!

„Nehmt den Schuften die Leibriemen ab!“
Mit einer wilden Bewegung, wie ein Mann,
deuteten die beiden Galunken auf den Dragoner.
„Der dort hat den schwarzen Ritter gesehen,



Wenige Minuten später baumelten die Sendlinge russischer Kultur
an einer starken Erle.

großer Herr, der dort, nicht wir . . . Hörst du,
Brüderchen, großer Herr . . . er hat gesehen . . .“

In dem bleichen Gesicht des Jägers zuckte
keine Miene; vielleicht verstand er das gar nicht.
Und wenige Minuten später baumelten die Sendlin-
ge russischer Kultur an einer starken Erle.

Während zwei Mann mit dem Dragoner zur
Hauptstellung zurückgingen, fand der Finne mühs-
sam seine Gedanken wieder zusammen. Und grübelte
über den Traum. Und erinnerte sich
auf einmal, daß der schwarze Ritter erst auf
ihn losgestürzt und dann auf die beiden Ko-
saken losgeritten war.

Den Kohl, den du dir selbst gebaut,
Mußt du nicht nach dem Marktpreis schätzen;
Du hast ihn mit deinem Schweiß betaut,
Die Würze läßt sich durch nichts ersetzen.
Rückert.

*

In der Regel werden Blüten der Kultur und
kriegerische Stärke, wie bei Griechenland und Rom,
Hand in Hand gehen.

Freiherr v. d. Goltz.

Allerlei Kriegspflicht.

Eine Standrede.



ange nicht mehr hatte der Hinkende sich mit der Natur so eins gefühlt wie an diesem Juniabend, der ganz Licht und wohlthuendste Wärme war. Unter wolkenlosem Himmel, der gleich einer großen Segnung sich über Haine und Felder breitete, schritt der Hinkende gemächlich dahin und neben dem Stelzfuß lief mit vorgebeugtem Oberkörper, wie es seine Art war, der Schulvorsteher. Es war wenig Gespräch zwischen den Männern, denn mit allen Sinnen staunten sie in das Gottes- und Menschenwerk hinein, das sich vor ihren Augen begab. Panfraz, Servaz und Bonifazius, von der Bauernsamer seit alters gefürchtet, waren gnädiger denn je dem Acker und Wingert vorübergegangen. Die Erde strotzte vom Wachstum aller Gewächse und Früchte und schon kamen Wagen voll duftenden Heus den Wanderern entgegen. Die Sense hatte schon da und dort gute Arbeit getan, und wenn der Himmel günstig blieb, so war das erste Korn bald für die Sichel reif. Als der Lehrer vom Weg abseits an ein ährentragend Feld herantrat, reichten viele Fruchthalme schon beträchtlich über ihn hinaus. Wie aber der Schulmann einen der Spelzen in seine Hand nahm (denn er gedachte wißbegierig etliche Körner über den Fingernagel zu brechen und so den Stand der Gerstenreife festzustellen), da hielt ihn der Hinkende augenblicklich zurück. „Nicht eine Lehre sei unnütz geopfert! Nicht ein Körnlein. Kein Ding sei in dieser schweren Zeit anders verwendet, als es beschliffen ist im großen Haushalte der Natur! Und den Buben und Mägdelein in den Städten sollte man täglich predigen, keinem Halm ein Leids zu tun, denn es ist Eingriff in den Segensgang der Naturkraft. Jede Lehre, wir wissen es, ist unser Mitterkämpfer im Aus-hungerungskrieg.“

So sagte der Hinkende und der Lehrer ließ den kräftigen Halmen von seiner Rechten zurückschwanken in das Heer der übrigen Schäfte. Dann setzten die Männer, aus der Lehrengasse heraustrittend, ihren Gang fort. Zwischen Bach und Bergwald dehnte sich kriegsverwandelter Boden, denn wo noch vor Jahresfrist üppiger Wildwuchs der Brennessel, des Löwenzahns und Schierlingskrautes geherrscht, reihete sich jetzt Kriegsgarten an Kriegsgarten, eine Musteranstalt neben der andern. Mit einem wahren Sonnengefühl sahen der Hinkende und sein Begleiter, wie jeder Fußbreit Landes ausgenützt lag, wie im vielfältigsten Wechsel der Anpflanzungen der Geist verständiger Ordnung waltete,

wie alles mit Liebe gehegt und gepflegt war, da und dort eine Bank, eine Laube oder Hütte zur Naht gefällig sich einfügte — und endlich, wie das Schöne der Pflanzenwelt neben dem Nützlichen sich behauptete, denn fast überall umfaßte hellblühend Biergesträuch den eingefriedigten Boden.

So weit man sehen konnte, war an diesem aufmunternden Abend ein fleißiges Werken und Schaffen. Viele Frauen und heranwachsende Jugend war zu sehen, dann und wann ein Mannervolk, alles in lebendigster Tätigkeit, die nicht dem Zwang, sondern innerstem Antrieb gehorchte. Und der Hinkende, stehenbleibend, tat einen langen Blick über die Talschaft. „Freund und Beggenoh“, sagte er zum Lehrer, „das ist auch eine Siegesverheißung! All die Duzende reger Arme, junge und alte, die da pflanzen und graben, pflücken und mähen, tun Kriegsdienst — Vaterlandsdienst. Der teuflische Plan der Deutschlandsfeinde wird am Werk dieser Fleißigen zerschanden. Es ist, wie gestern unser Reichskanzler — Gut ab vor ihm! — gesagt hat: wir fürchten keinen Teufel, auch nicht den Hungerteufel. Schon beginnt die Natur den Tisch zu decken für die bedürftigen Kinder der Erde. Für uns, die wir fast am Rande des Kriegsgebiets wohnen, nächstens die Stimme des Weltkriegs hören, seine Zeichen am Himmel flammen sehn, — für uns gibt es nichts Tröstlicheres als dies Schaffen auf heimatlicher Scholle. Diese Müßigen aber um uns tun auch an sich selber ein gut Werk, Freund Lehrer! Gleichnis und Sage flossen der Nachwelt ewig lehrreich aus dem Atertum. Wißet Ihr die Geschichte von Antäus, dem Riesen? Er war der Erdgöttin Sohn und unbezwinglich, solange er den Boden berührte, weil ihm von seiner Mutter bei jedem Erfassen dieses Bodens neue Kraft zukam. Halten wir Deutschen an der mütterlichen Erde fest und wir werden unbeflegbar sein.“

In tiefen Gedanken schritten die Männer weiter, immer zwischen den Kriegsgärten, den Hoffnungsgärten dahin, die reichen Ertrag verhießen. Nach einer Strecke Wegs zupfte der Hinkende den Lehrer am Rockärmel. „Freund“, sagte er, „wie wär's, wenn wir dem Peter Fritz, dem Bader, einmal über die Zäune schauten?“

Denn der Bader hatte sich, von jenem Abend im »Löwen« her, die Mahnungen des Hinkenden wohl gemerkt und, wie er's beim Wein gelobt, die Entschließung jener Stunde sogleich andern Tags ausgeführt: er war mit seinen Buben unter die Kriegsgärtner gegangen. Wie es nun aber bei Anfängern zu geschehen pflegt, verfiel sein gärtnerischer Bildungstrieb zuerst auf die wunderlichsten Dinge. Dann nahm er seine Rettung zu einem tüchtigen Anleiter und siehe da! der Peter Fritz machte in zweckmäßiger Bodenpflege, in Bekriegung von Schädlingen

und Schmarozern die erstaunlichsten Fortschritte, und er wußte mit Chilisalpeter und Arsenkupferkalk bald wie mit den Riechwässern seiner Barbierstube umzugehen . . .

Im Wettstreit der blühenden und reisenden Nutzungen zur Rechten und Linken hätte der Hinkende ohne den Lehrer leicht Weg und Richtung verloren. Jetzt blieb auf einmal der Schulmann stehen. „Hinkender! Hier duftet's auch nicht nach Rosen,“ meinte er, denn seine Nase hatte ein Güllenfäßlein erschnuppert oder vielmehr ein Güllenfaß.

„So hat eben jedes Handwerk sein besonderes G'schmäcke,“ wollte der Hinkende sagen, aber da sah man das Winken eines Strohhuts und der Lehrer erkannte einen hochaufgeschossenen Burschen, dem Vader wie aus dem Gesicht geschnitten.

Wie die Ankömmlinge über den Zaun lugten, sahen sie den Vader, wie er mit bedächtigen Händen die köstlichsten Spargeln aus dem Boden stach und sie darauf in einen Tragkorb tat. Man kann ein Neugeborenes nicht sorglicher in Mutterarme legen, als der Vader die Kinder seines Fleißes, die gelblichweißen Schößlinge bettete.

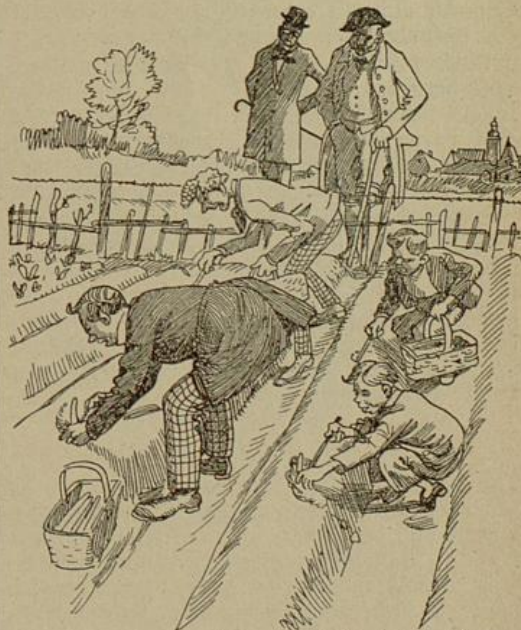
Schon war der Korb fast bis zum Rande gefüllt, als der glückliche Einheimser aus seiner gebückten Stellung sich aufrichtete. Mit einem Ausruf unverstellter Freude hieß er den Hinkenden und den Lehrer willkommen und sie mußten durch ein Pfortlein eintreten, zu der jungen Efeu sein traulichs Grün hergegeben hatte. Als nun der Hinkende vor dem Spargelbeet stand, gedachte er der vorjährigen Mahnung im »Löwen«, wo er zu nützlichem Anbau geraten und zum Peter Frix gesagt hatte: „Es gibt wichtigere Gemüse als die Spargeln.“ Und er drohte dem Vader lachend mit dem Zeigefinger.

Aber der Peter Frix wußt' sich zu rechtfertigen. „Hinkender,“ sagte er, „soweit Ihr den Bach entlang zurückschaut, war nichts als unbebauter Boden. Nur hier, am äußersten Rand, hat mein Nachbar seinen Garten gehabt, ein kleines Gemüseland und dies Spargelbeet da. Ich hab' sie dem Erbstück angegliedert — mit Vorteil, Hinkender! — und besonders das Spargelbeet tut seine Schuldigkeit.“

Mit wahrhaftigem Züchterstolz hob der Vader einen seiner Zöglinge vom strohgeflochtem Verhältnis heraus und wies ihn den Besuchern. Dem Hinkenden (es ist wahr) lief angesichts der fleischigen Frucht das Wasser im Munde zusammen. Der Lehrer (er hatte auf seinem Tisch lang keine Spargeln mehr gesehen) spürte ein eigen Lustgefühl auf den Lippen. Der Vader aber sagte zu beider Ueberraschung: „Hinkender! Den Kriegsgarten samt vielfacher Ersparung im Haushalt dank' ich Eurer Belehrung im »Löwen«. Desgleichen die frohere Laune, den gesünderen Schlaf und (wenn es zu sagen

erlaubt ist) eine regelrechte Verdauung. Der Lehrer, ein Mustergärtner, wenn er auch keine Spargeln pflanzt, hat mich in Bodenbestellung und Anbau unterwiesen und ich bin ihm zu nicht minderem Danke verpflichtet als dem Hinkenden. Da es aber an der Zeit ist, mich erkenntlich zu zeigen, so sind die Männer gebeten, nachher im »Löwen« diesen Spargeln die Ehre anzutun. Sie reichen aus, auch wenn sich weitere Gesellschaft einfindet. Hinkender! Ihr habt ja in letzter Zeit einen förmlichen Stacheldraht um Eure werthe Person gezogen. Diesmal aber dürft Ihr nicht fehlen. Auch sollte der große Seesieg noch gefeiert werden!“

Das letztere gab beim Hinkenden vollends den Ausschlag. Ja, er hatte sich an des Löwenwirts großem Stammtisch nie seltener gemacht als heuer. Und da seine Wirtschafterin, die Lisbeth (der Leser ist längst mit ihr bekannt), wieder mal eine Verwandtschaft im untern Schwarzwald heimsuchte, so mußte sich der Hinkende ohnehin für zwei Mittag- und Abende



Sie sahen den Vader, wie er mit bedächtigen Händen die köstlichsten Spargeln stach.

bei der Frau Löwenwirtin in Kost geben. Ein Spargeleßen mit Pfannkuchen verstieß mitnichten gegen die jüngste Verordnung des Herrn Reichskanzler-Stellvertreters, der soeben den deutschen Gasthöfen einen parsameren Küchenzettel gemacht hatte. Und war nicht — was die Pfannkuchen als Zuspeise betraf — der Mittwoch reichsgesehlich zum fettfreien Tag erklärt?

Der Hinkende und der Lehrer nahmen die

Einladung an. Sie waren mit dem Vater tiefer in den Garten hineingeschritten und mußten nun wirklich staunen, wie auch das Kleinste im Naturreich des Vaders mit richtigem Augenmaß und verständiger Absicht angeordnet war. Hier sah man in gehörigem Abstand, dort in dichteren Verbänden gepflanzt, ein jedes nach seinen Wachstumsbedingungen und Ernährungszwecken. Vom Kopfsalat, einer der Lieblings Speisen des Vaders, waren die unterschiedlichsten Gattungen vorhanden. Wie einem Schulbub sein Auswendiggelerntes von der Spule läuft, also sagte, da- und dorthin weisend, der Peter Fritz die einzelnen Spielarten her: das war der Koblenzer, auch brauner Haarlemmer genannt; dieser hieß der Maikönig; der daneben ward Trostkopf geheißen.

Mit dem selben stolzen Lächeln, mit dem er die Spargeln beschaut hatte, führte der Vater seine Gäste zu dem Beet, wo das Kleinwolk der Küchenversorgung angesiedelt war: Schnittlauch, Petersilie, Kerbel, Sellerie und so weiter. Des Vorentsich nicht zu vergessen, zu dem der Vater eine besondere Zuneigung gefaßt hatte.

Man kam zu einem andern Gartenviereck. Hier verrieten die Hülsengewächse und die Kartoffeln einen guten Stand, und die Beerensträucher waren über und über behangen. Nur das Zwergobst war im Wachstum zurückgeblieben; es hatte im Ostermond in den Tau gereget.

Als nun der Hinkende dies alles sah, auch wohl vermerkt hatte, wie Haupt- und Nebenwege gut verkießt, peinlich vom Unkraut gesäubert, von der Staude des Khabarbers und andern Nutzpflanzen eingefast waren, so kehrte ein altväterischer Spruch in sein Gedächtnis zurück und er gab ihn als Belohnung dem Vater zu wissen:

Gärten sind Visitenkarten,
Wer der Herr ist, zeigt der Garten.

Der Vater strahlte übers ganze Gesicht ob der schmeichelhaften Deutung und führte den Hinkenden und den Lehrer zu einer erhöhten Laube hinauf. Von hier sah man das Besitztum des Vaders voll ausgebreitet. Man hatte eine erquickliche Ueberschau der andern Kriegsgärten; dann schweifte der Blick zu den wogenden Fruchtfeldern und überall war strotzender Erdsiegen bis hinauf zur Laub- und Schattenfülle des Bergwalds.

Der Peter Fritz tat es nicht anders: die beiden Freunde mußten auf einem Anheiß Platz nehmen und von seinen Erdbeeren kosten. Des Vaders Aeltester, schon fast zum Rekruten heraufgeschossen, trug die frischgepflückten Früchte auf einem großen Krautblatte diensteifrig herzu. Er, wie die übrigen Buben, gingen dem Vater als Gärtner und Ackerbauer schon tüchtig an die Hand.

Drumten aber, hinter dem Gasthaus zum »Löwen«, rückte die Wirtin den Tisch zurecht, breitete das weißeste Linnen über die Eichentafel und tat so geschäftig, daß die Schlüssel an ihrem Schürzenbund ein lustig Läuten anhuben. Darauf sah man sie wieder zum Herd eilen. Der Vater hatte ihr durch seinen Jüngsten das Spargeessen ansagen lassen — die Herbergsmutter war gerüstet.

Das Licht der Abendsonne fiel breit und warm in den Wirtschaftsgarten. Am First des Gasthauses »zum Löwen« strichen gesellige Schwalbenpaare hin und wieder; außer ihrem neckenden Gezwitzcher war nichts Lautes in der Nähe als etwa das Knarren eines heimkehrenden Gespanns. Hier war ein Bild des Friedens und der Geborgenheit, während weiter draußen — hinter jenen blauschimmernden Höhenzügen — die Zerstörung schritt, Menschen sich mordeten, die Erde dampfte vom Blut derer, die sie geboren.

Ähnliche Eindrücke bewegten den Mann, der auf der Landstraße dem Gasthaus »zum Löwen« zuschritt, wo er zu nächtigen gedachte. Es war ein Pfarrer in mittleren Lebensjahren, von untersehter Leibesgestalt und rundlichem Antlitz. Eine treue Seele, wohlwollend und klug dabei, lachte aus beweglichen Augen, aber zwischen den Brauen und in den Munddecken saß ihm der Schalk. Ein Grübchen zierte das anmutige Kinn, und oft sah man, wie es ihn bei lebhafter Rede um Jahre verjüngte. Der Pfarrer war ein Mann von tiefer Lebenserfahrung. Seinen Predigten wurde nachgerühmt, daß sie die Gottes- und Weltfachen lebendig und faßlich darzustellen wüßten.

Die Wirtsleute »zum Löwen« begrüßten den Pfarrherrn mit vieler Herzlichkeit, denn er war ihnen keine fremde Erscheinung. „Gott zum Gruß!“ rief die Wirtin und schlug patzend ihre Rechte in die des geistlichen Manns. „Was bringt Ihr uns Neues aus der Stadt?“

Der Pfarrer holte aus der Brusttasche einen Brief hervor: „Als Neustes dies Schreiben von Euerem Karl aus der Kaserne. Er lebt und gedeiht und kann den Tag nicht erwarten, wo er ins Feld darf.“

Der Wirtin trat eine Träne ins Aug'. „Auch dieser,“ sagte sie mit tiefem Seufzer, denn ihr Karl war der Benjamin des Hauses, der jüngste von fünf Buben. Die andern vier standen im Felde seit Kriegsausbruch.

Aber die Löwenwirtin, ein mutiges Frauenwesen, lächelte doch gleich wieder ein wenig, als der Pfarrer, ihre Hand ergreifend, sagte: „Er wird ein Held sein, Euer Jüngster, wie seine Brüder. Auch von Euch, Löwenwirtin, verlangt die Zeit ein heldenmütig Herz. Vaterlandsopfer wie nie zuvor wird die Zukunft unseren Tagen danken müssen. Aber kein Opfer

wird gesegneter sein als das der Frauen und Mütter. Sie haben das Größte dahingegeben.“

Weil er aber der Löwenwirtin Gemüt nicht wieder weich stimmen wollte, brach der Pfarrherr hier ab und wandte sich an den Gemahl. „Sagt, Löwenwirt, wie geht es dem Hinkenden? Ist er hier gewesen oder ist auf seine Gegenwart noch zu rechnen?“

„Der Krieg,“ erwiderte der Herbergsvater, „macht den einen gefelliger, den andern einsiedlerisch. Der Hinkende ist uns ein seltener Gast. Heut aber trifft sich's. Er ist angejagt mit dem Lehrer und dem Bader.“

Dies war kaum gesagt, als von der Landstraße her

Stimmen hörbar wurden. Gleich lief der Pfarrherr dem Stelzfuß entgegen, und es fand eine herzliche Begrüßung unter den Männern von verschiedenem Glaubensbekenntnis, aber derselben Herzensrichtung statt. „Hinkender!“ rief der Pfarrer. „Ihr tut wohl daran, wieder einmal aus Euerm verborgenen Leben herauszugehn. Was wäre in einer Zeit wie der unsrigen wohl rätlicher, als zuweilen sein Innerstes im Kreis der Gleichgesinnten auszusprechen?“

Auch den andern reichte der Pfarrer die Hand, erst dem Müllerssohn, einem Urlauber mit dem Eisernen Kreuz, den der Lehrer unterwegs ins Schlepptau genommen hatte, dann dem Lehrer selbst, zuletzt dem Bader, und der Gottesmann mochte sich wehren, soviel er wollte, er wurde an die gedeckte Tafel herangewöhnt. Nicht lange danach dampften auch wirklich die Spargeln auf dem Tische und es verbreitete sich im Wirtschaftsgarten der Duft leckerer Pfannkuchen. Der Peter Fritz hatte dem Fleisch ziemlich abgeschworen, aber der Zufall wollte, daß er in der Löwenwirtin Küche einen

Borderschinken hängen sah, und da war es über ihn gekommen. Als eine Art Schlachtfühl-erinnerung. Er beehrte ein Viertelpfundchen auf seine Fleischkarte. Fast erschrak jedoch der Bader ob seiner Wahl, als er vor ein paar dünnen Scheiben saß, und ein Blick nicht mißzuverstehenden Vorwurfs traf den Löwenwirt. Aber dieser, der ein ruhiges Gewissen hatte, machte sich einen Spaß, ging ins Haus und kam mit einem blitzblanken Ding zurück. Es war eine Briefwage; der Schinken ward von der Löwenwirtin fein säuberlich draufgelegt, und als das Zünglein der Wage vom Hin- und Herschwanken sich ausruhte, las man das Ge-

wicht deutlich ab. Der Peter Fritz hatte auftragsgemäß seine 125 Gramm Schweinernes, nichts drüber noch drunter, — das ihm landesgesetzlich zugebilligte Kostmaß.

Der Bader sagte nichts mehr, sondern biß einem der saftigsten Spargeln den Kopf ab. Der Löwenwirt lachte in sich hinein und reichte die Weinarte herum. Nun geschah es, daß der Hinkende, als die Reihe an ihn kam,

sich bedentsam hinter den Ohren kratzte, aber sofort des Pfarrherrn Linke auf seiner Schulter fühlte. Denn der geistliche Herr hatte mit seinen hin und her forschenden Augen gleich einen Ausdruck der Bedenklichkeit bemerkt an seinem Nachbar und sagte: „Hinkender! Ihr werdet doch nicht etwa ein Gelöbniß dauernder Enthaltensamkeit geschworen haben? Das wär' mir leid! Ist nicht der Wein, mit vernünftigen Sinnen genossen, ein Becker guter Gedanken, ein Trostbringer und Gramverscheucher? Haben ihn nicht die Seher und Sänger seit Vater Noah's frühen Zeiten gepriesen? Wie oft hat er in diesem Krieg die Durstigen gelabt, die Kranken gestärkt, neue Hoffnung den Jüngenden gegeben?“

Der Hinkende kramte aus seiner Briestafche



Es war eine Briefwage und der Schinken ward fein säuberlich draufgelegt.

ein eng bekräftelt Blatt hervor und reichte es dem Pfarrer hin. „Nicht jeder,“ sagte er, „sieht den Weinstock und seine Gaben von einer guten Seite an. Da hat beispielsweise ein Weinwächter bei Baugen im Sächsischen dem Hinkenden und dem ganzen Stammtisch im »Löwen« eine scharfe Predigt gehalten. Seht selber, Hochwürden, und laßt uns Eure Meinung wissen!“

Der Pfarrer legte Messer und Gabel hin und laß, daß auch die andern es hören konnten:

„An den Hinkenden Boten,

zur 1916er Standrede vom Feldzug der Daheimgebliebenen.

Trotz dem Moralpredigen des Hinkenden sitzt er doch jedesmal in der Kneipe — ob beim Löwenwirt oder sonstwo, bleibt sich gleich — und die Tafel rundum zeigt vom Alkohol aufgedunsene Gesichter. Weiß der Hinkende, der so alt ist, noch nicht, wieviel Elend in der Welt durch den Alkohol angestiftet wird? wieviel Verbrechen aller Art der Alkohol erzeugt? Ja, beim Aufhängen des neuen Stammtischheiligen steht der Schoppen gleich dabei, und es muß der Hinkende mit Winzern und Weinhändlern, Brauern und Brennern enge Freundschaft pflegen, sonst würde er doch einmal gegen den Sauzteufel zu Felde ziehn. Warum reicht es zum Trinken im deutschen Land, nicht aber zu Brot und Fleisch? Hinkender, gebt Antwort!“

Namen und Wohnsitz des Brieffschreibers laß der Pfarrer für sich und reichte dann das Blatt dem Hinkenden zurück. „Hinkender,“ sagte er, „laßt uns dieses nicht ansehen. Aus dem Mann, der diesen Brief geschrieben, spricht ein ehrlicher Eifer, und vielleicht ist er ein Vaterlandsfreund wie jeder von uns. Aber er gehört zu jenen, die das Kind mit dem Bade ausschütten. Um eines Schöppleins willen am Feierabend, wenn er es zahlen kann, ohne daß Weib und Kinder darben, ist einer noch lange kein Säufer. Ebensovienig darf ein Prasser heißen, wer sich ausnahmsweise ein Spargelessen gönnt. Nicht der jahrtausendealte Brauch des Weintrinkens ist sträflich und verachtenswert, sondern der Mißbrauch, und wider den Sauzteufel, Hinkender, habt Ihr zu vielen Malen tapfer gestritten. Darum soll uns der Tadel des Uebereifers einen guten Tropfen nicht verbittern.“

Des Hinkenden graues Haupt nickte beifällig. „So denk' ich auch. Es ist nur ein Wein des Teufels: der gefälschte. Der Zustand meines Gemüths — es mag vom Altern herkommen — ist oft wie ein Haus auf Abbruch. Ein Glas echten Markgräflers (ich weiß nicht, wie er in jenem Orte bei Baugen ausgedient wird) stellt mir allemal die Lebensgeister wieder her.“

„Eine treffende Ansicht, Hinkender. Ich bitt' um 'ne Abschrift!“

Das letztere war eine Redensart des Pfarrers und sie diente ihm in geselliger Stunde dazu, den Sinn fremden Ausspruchs heiter zu bekräftigen.

Als nun der Wein in den Gläsern funkelte — der Hinkende stiftete ihn, wie der Bader die Spargeln der Freundschaft darbrachte —, erhob sich der Hinkende nicht ohne Feierlichkeit: „Das erste Glas,“ rief er, und seine Stimme hatte einen frohen jugendhaften Klang, „das erste Glas auf unsere tapfern Blaujacken! Sie sind aller Deutschen Stolz und Zuversicht! Nie, solange der Herr das Feste vom Unfesten schied, ist das Meer Zeuge eines bedeutsamern Ereignisses gewesen als heuer, um die Maimondswende. Wahrlich! eine Großtat ist geschehn, davon die Enkel von Urenkeln singen und sagen werden. Denn beim Skagerrak, vor Fütlands Küste, in zwölfstündiger Schlacht, hat unsere Seewehr dem meerbeherrschenden Albion den Meister gezeigt. Lasset uns, Freunde, der Helden des einunddreißigsten Mai gedenken! Einen stillen Ehrenscluck den Männern, die dort kämpfend oder im untersten Schiffsraum dienend ihr Wellengrab gefunden! Ein lautes Gläserklingen den andern, die unser Kaiser erhobenen Hauptes zur vaterländischen Küste heimkehren sah! Ein Dankeschluck dem Admiral Scheer und vor allem dem Flottenvater, unserem Tirpitz!“

Es war, nur diesmal im Freien, wieder dasselbe helle Gläserklingen wie an jenem vorjährigen Abend, da man im »Löwen« den Hinkenden gefeiert hatte, und dem Straßprediger in Sächsischen mögen vielleicht die Ohren mitgeklingen haben.

Der Bader Fritz machte in der Freude seines Herzens den Vorschlag, eine gemeinsame Karte an den Herrn Großadmiral zu senden. „Hinkender, habt Ihr nicht gehört, der Tirpitz ist augenblicklich wieder in unfrem Schwarzwald zu Gaste. Das gibt die beste Anknüpfung. Auf dem Freiburger Bahnhof hab' ich ihn zufällig gesehen und an seinem geteilten Vollbart gleich erkannt.“

Aber der Stelzfuß wehrte ohne weiteres ab. „Dafür, Herr Doktor, ist der Hinkende nicht zu haben, und es mag denn auch hier gesagt sein, wie er über gewisse Leute und Gepflogenheiten denkt. Da schicken die einen den vaterländischen Helden ihre schlechten Reime oder widmen ihnen ihre Vertonungen; die andern fragen an, ob man ihr Haarwasser, eine neue Rauch- oder Bierforte, eine absonderliche Hutform nach dem Sieger von Tannenberg oder Gorlice taufen dürfe; die höheren Töchter betteln um Konterspei oder Namenszug und was solcher Torheiten mehr sind. Aber diese alle üben nicht Heldenverehrung, sondern nur Anbetung des eigenen, kleinen Ichs. Hier tut es die Prahlucht, mit einem großen Mann in Beziehung gestanden zu

haben; dort ist es ein schlimmeres: Gewinn gier. Als ob ein Hindenburg oder Mackensen, ein Tirpitz oder Scheer, und wie die großen Männer alle heißen, nichts Wichtigeres auf der Welt zu tun hätten, als unklugen Fragen und Wünschen gefälligen Bescheid zu tun! Peter Fritz (fuhr der Hinkende fort, als er sah, daß der Bader einen roten Kopf bekommen hatte und in seiner Verlegenheit mit einem Zipfel des Tischtuchs tändelte), „Peter Fritz, ich weiß, Ihr zählt nicht zu diesen Eitlen und Toren; Euer Vorschlag kam Euch aus redlichem Herzen. Aber soviel Erkenntlichkeit wir auch denen schulden, die dem bedrängten Vaterlande Hört und Schild gewesen sind und noch sein wollen — es soll nicht jeder meinen, er müsse selber vor diesen Tapfern sein Herz ausschütten. Statten wir alle zusammen unsren Dank nicht mit Worten und unnützem Schreibwerk ab, sondern zahlen wir mit guten Handlungen! Selbst die kleinste Kriegsgabe, im stillen dem Bedürftigen dargebracht, ist ein besseres Dankopfer als wohlfeile Huldigung!“

„Hinkender,“ sagte jetzt der Pfarrer, „Ihr sagt doch immer das Rechte, und es eröffnen sich dem Drange des Wohltuns unerschöpfliche Gelegenheiten. Wer vom Schicksal zum Pfleger der Menschenseelen bestimmt worden, der sieht in vieles hinein, das dunkel und voll Not ist, und es muß ihn betrüben, wieviel üblen Lotterwens immer noch unter einem Teil des deutschen Volks fortwuchert. Hinkender! es sind jene gemeint, die der Krieg nicht reicher an innerem Werte gemacht hat, sondern ärmer, während diese Zeit uns doch recht eigentlich über unsre frühere Kleinlichkeit erheben sollte.“

Der Urlauber stellte das Glas, das er halb zum Mund geführt hatte, wieder hin, wie einer, dem soeben etwas über die Leber gekrochen ist. Er war kürzlich heitern Sinns in die Stadt hinein- und mit Aerger wieder hinausgegangen. Nicht alles, was er dort gesehen, entsprach seinen Begriffen vom Leben im Kriege. „Hochwürden!“ sagte der Mann mit dem Eisernen Kreuz, „es ist nicht meines Amtes, den Sittenprediger zu spielen oder vielleicht den Schulmeisterbafel zu schwingen, aber ich hab' so einen kleinen Ausschnitt der Dinge kennen lernen, die jüngst von einem hohen Beamten zu München an den Pranger gestellt worden sind. Da drinnen herrscht ein übertrieben lustiges Leben, als säßen nicht täglich Tausende dahin. Die Lichtspielbühnen stehen offen bis in die Nacht. Die Kaffeehäuser sieht man voller Menschen, als ob die Hamburger oder Bremer von den schwarzen Bohnen unendlichen Vorrat hätten. Die Mägdelein und leider auch viele Frauen laufen auf den Gassen herum in Gewändern, als wäre das Pflaster ein Tanz- oder Theaterboden, und das Herz lacht mir im Leibe, wenn ich neben solchen Irzwischen der Mode eine Marktgräflerin seh' oder eine Gut-

acherin in ihrer gefunden Tracht. Hinkender! wann wird vor allem diesem Kleiderunwesen gesteuert werden?“

Der Hinkende lachte: „Euer Wunsch, Herr Ritter, wird rascher in Erfüllung gehn, als Ihr denkt. Wer hat in weiser Vorsicht dem deutschen Volke das Brot und Fleisch, dem Tier sein Futter vorgeschnitten? Unser Reichskanzler. Wer mißt künftig mit eigner Hand den eitlen Evasstöckern die Mieder und Röcke an, auf daß mit Baumwolle oder Wolle hausgehalten wird? Herr v. Bethmann Hollweg! Ein übriges wird die Kleiderkarte tun.“

Der Löwenwirt tat vor Überraschung weit die Augen auf: „Hinkender! wer hat Euch dies anvertraut?“

„Die Zeiten, die Ihr genauer lesen solltet!“

„Alte,“ jagte der Löwenwirt und wandte sich an seine bessere Hälfte, die die Verwunderung mit ihm teilte, „da bleibt unsereinem nichts andres übrig, als den Nachbar Schneider um ein neues Brusttuch anzu gehn mit Fächern, damit all die Karten für Brot und Fleisch, für Eier und Butter, für Seife und Brennsprit, für Rock und Hose übersichtlich untergebracht sind, wie der Schreiber zu tun pflegt mit seinen Akten.“

Der Hinkende sah den Späzmaker mit einem schelmischen Blick von der Seite an. „Ich mücht' Euch raten, Löwenwirt, die Weste so rasch als möglich in Auftrag zu geben. Vom ersten des August an sind Kleidungsstücke, ausgenommen die allertenersten, nicht anders mehr zu haben als gegen Bezugsschein.“

„Und wo nimmt man die Bezugsscheine her, wenn man fragen darf?“

„Entscheidung darüber ist vorbehalten,“ erwiderte der Hinkende. „Wahrscheinlich geben die Rathäuser, die ohnehin zu wahren Handlungstuben geworden sind, besagte Karten aus. Aber es ist ein Item dabei. Die Verabfolgung geschieht nur an solche, die der Obrigkeit, dem Bürgermeister oder dem Schulzen, ein Bedürfnis nachweisen.“



Und Herr v. Bethmann Hollweg mißt den Evasstöckern die Mieder und Röcke an.

Jetzt fand es die Löwenwirtin an der Zeit, auch ein Wort zu sagen: „Ein Gastwirt in abgenutztem Haas ist wie ein Wirtshaus selber, wenn der Mörtel von den Wänden fällt. Die äußere Ordnung zeigt auf die innere, und seit wann sind Kleider nur zum Schmucke da? Gesezt den Fall, ein Bedürfnis ist vorhanden und auf dem Rathhaus sprechen sie es ab. Hinkender! irgendwo muß Berufung eingelegt werden können. Oder hat man sich dem Spruch der Obern einfach zu fügen?“

Der Gefragte wiederholte den schelmischen Blick von vorhin: „Frau Löwin! Ihr sprecht wie eine Rechtsgelehrte! Berufung einlegen? Es wird der Gemeinderat zusammentreten müssen, um durch Mehrheitsbeschluß über des Löwenwirts Kleiderblößen, über die Wundmale von Rock und Hose zu entscheiden. Welch wunderliche Aushilfen schafft doch der Krieg!“

„Zu unserm Besten!“ fiel hier der Pfarrer ein. „Der Krieg, der gewaltige Umstürzler, hat nicht nur sämtliche Uhren umgestellt, damit wir den Segen des Sonnenlichts länger genießen sollen und rund neunzig bis hundert Millionen weniger an künstlichen Beleuchtungsmitteln anzugeben brauchen — er hat auch die Zeiger unsres ganzen öffentlichen und häuslichen Lebens mit einem Schlage anders gerichtet. Und ist nicht der Zweck aller Maßnahmen immer der gleiche: stark zu bleiben und für jede Kriegsdauer gerüstet zu sein? Die Einschränkungen, die das Reich verfügt hat, bilden aber, im Vergleich zu den Anstrengungen unsres Landheeres und unsrer Helden in den Lüssen und auf dem Wasser nicht viel mehr als kleine Unbequemlichkeiten, und sie sind um so leichter zu tragen beim Gedanken an jene unglücklichen Volksgenossen, die den Krieg mit all seinen Schrecken am eigenen Leibe verspürten.“

„Pfarrer,“ unterbrach ihn der Lehrer. „Ich weiß, was Ihr meint, und mir will scheinen: nirgends sei Hilfe dringender vonnöten als im deutschen Osten. Da der Krieg — dem Höchsten sei Dank! — nicht über unsre heimatlichen Gefilde schritt, warum sollten wir unsre Fürsorge nicht um so freundiger jenen zuwenden, die beim Wüten eines erbarmungslosen Feinds Heim und Habe verloren? Unter uns ist keiner, der nicht die Not jener Grenzlande schauernd vernommen und mitgeföhlt.“

Ueber des Hinkenden Antlitz flog es wie ein Schatten. Dann blickte er wieder ruhig und fest, indem er sagte: „Es blieb keine andre Wahl: Ostpreußen mußte den Russen überliefert werden, damit das übrige Deutschland um so gewisser geschont bleibe. Es mußte das arme Land der Wall sein für uns drinnen im Reiche. Man schätzt, daß in jenem schweren Winter und noch schwereren Frühjahr mehr als 5000 Menschen von des Zaren Schlächtervolk getödet oder ver-

schleppt, daß über 40 000 Gebäude zerstört, etwa 100 000 Wohnungen des Hausrats verbraut wurden. Zahlen sind zu arm, die Schicksale der grausam Gemarterten, das Elend der Vertriebenen zu schildern. Im März vorigen Jahres aber — ich glaub', es war am sechzehnten — hat Herr Batocki im preußischen Abgeordnetenhaus eine Beschreibung aller jener Greuel und Teufeleien gegeben . . .“

Hier wurde der Hinkende vom Lehrer unterbrochen: „Hochwürden, ist es der Adolf von Batocki, Grundherr auf Bledau? Derselbe, den unser Kaiser zum Landpfleger von Ostpreußen gesezt hatte und dem jetzt die Sorge für die deutschen Wägen anvertraut ist? Auf den wir alle das Vertrauen setzen, daß er dort, wo in den Ernährungsfragen der Bock zum Gärtner gesezt worden ist, mit eisernem Besen auskehrt?“

Der Hinkende bestätigte es durch ein Nicken des Hauptes. „Es ist derselbe, ein Mann von altem Schrot und Korn, und ihn muß man hören, wenn man über die Russengreuel unterrichtet sein will. Ewig werden jene Mordbrennertage im Schuldbuch derer geschrieben stehn, die diesen unheilvollsten aller Kriege angezettelt haben. Damals tat unser Kaiser das Gelöbniß, es sollte nicht geruht und geraset werden, bis neues, frisches Leben aus Schutt und Trümmern hervorblühe. Und des Kaisers Wort will Wahrheit werden. Viele Hände und Herzen sind tätig, zu heilen und aufzubauen. Des Reiches Hauptstadt hat schon viel des Klugen und Nützlichen der deutschen Welt mitgeteilt. Aber auch neben Berlin sind tüchtige Köpfe daheim, und zwar hatte der Polizeioberste von Schöneberg-Wilmersdorf, ein Freiherr von Lüdinghausen-Wolff, einen guten Gedanken. Der Staat hat beim Wiederaufbau des Zerstörten die erste Hand zu reichen. Aber alles allein kann er nicht leisten. Litten die Siedelungen des deutschen Ostens um der übrigen Gemeinwesen im Reich — was ist selbstverständlicher, als daß die verschont gebliebenen Städte und Dörfer nunmehr für das Grenzland eintreten? Es soll ein innerlicher Bund gemacht sein zwischen ihnen und uns! Auf! laßt uns jeder der bedürftigen Städte oder Dörfer des Ostens einen Paten suchen oder eine Patin! Der Götter oder die Gotte üben Gvattertschaft, indem sie dem Patenkinde einen silbernen Löffel in die Wiege legen oder ein Kettlein; sie rüsten es aus zum ersten Schulschritt, zur Feier des ersten Abendmahls und (tut der Pate um Gotteslohn es über seine Pflicht) sogar zur Hochzeit. In unserem Fall aber ist noch größere Patenpflege zu üben, und jeder, der sich einen Deutschen nennt, sollte dabei mithelfen. Pfarrer, verzeiht, wenn ich etwas weitläufig werde, aber die gute Sache verlangt es. Befagter Freiherr griff das Werk mit frohen Sinnen an. Er

gründete zu Wilmersdorf einen Kriegshilfsverein für die zerstörte Stadt Gerdauen und in Schöneberg einen ebensolchen für das Städtchen Domnau. Charlottenburg wollte von den Nachbarn nicht in Schatten gestellt sein und nahm Soldau in seine Obhut, wo der Russe auch seine Blutz-, Brand- und Schandschrift hinterlassen. Den Magdeburgern fiel es ein, wie einst in ihren Mauern der Tilly gehaust hatte, und sie erbarmten sich Johannesburgs. Der Regierungsbezirk Oppeln im Schlesiſchen trug der Stadt und dem Kreise Lyck die Bevatterschaft an. Nun aber breitete sich die Liebestätigkeit immer weiter aus, also daß diesem wohlthätigen Wesen ein Mittelpunkt gegeben werden mußte. Die vielen Einzelbünde taten sich zu einem großen Bund zusammen, und es heißt dieser

„Ostpreußenhilfe“.

ein Vielsagendes in knappem Wort und eine leichtbehältliche Mahnung. Ostpreußenhilfe — das sei die Zauberformel, die auch im deutschen Süden die Herzen öffnet und die Sammelbüchsen!

Während der Hinkende sich die Pfeife stopfte (er hatte sie im Eifer des Werbens ausgehulassen), sagte der Peter Friy: „Die Sache leuchtet ein, doch wüßte man gern Genaueres, womit den unglücklichen Patentkindern geholfen werden soll, denn das Geld allein tut es nicht.“

Der Hinkende nahm den Faden seines Berichts wieder auf. „Das bare Geld muß allerdings auch einbringen, denn die Bedürftigen sollen zu niedrigem Zinsfuß oder auch unverzinslich Darlehen erhalten, damit sie ihren Beruf wieder aufnehmen, sich mit den Hilfsstoffen ihres Gewerbs versehen können. Dem Bürger wollen wir seinen Laden oder seine Werkstatt wiedergeben, dem Bauern sein nötigstes Gerät. Viele waren gleichsam über Nacht zu Bettlern geworden und mußten ein neues Heim haben. Da gingen die Münchener mit gutem Beispiel voran. Sobald die ersten Behausungen erstunden, stifteten sie die Einrichtungen hinein — alles, was nötig ist zum Wohnen und Schlafen, so daß viele jener Unglücklichen heut behaglicher und traulicher leben als zuvor. Wohlgerückt! es soll kein Ueberfluß entstehen, der für die einfachen Menschen der masureischen Erde gefährlich wäre. Die deutsche Ostmark soll uns in ihrer Wesensart verbleiben! Wenn neu geordnet wird, so geschehe es nach dem Gebot des Notwendigen und Nützlichen! Aber es läßt sich für so vieles sorgen: für Licht und Kraft in den Städten, für besseres Wasser auf dem Lande. Es sind eine Menge Aufgaben zu lösen; man braucht sich nur gegenwärtig zu halten, daß allein der Kreis Ortelburg, um Werte geschädigt worden ist von mindestens achtzig Millionen Mark.“

Der Löwenwirt hatte wie die übrigen am Tische aufmerksam zugehört, aber es stand in

seinem Innern eine Frage auf: „Hinkender, sollte unser badisches Musterländle den Anschluß versäumt haben? Von dem Verein, dessen Fürsprecher Ihr seid, ist mir bis heut nichts zu Ohren gekommen.“

Sofort belehrte ihn der Hinkende. „Ihr mögt es in den Zeitungsblättern übersehen haben, jedoch ist ein Ableger jener nützlichen Pflanzung auch im Badischen vorhanden. Im Mannheimer Rathaus hat vor nicht langer Zeit die Erzellenz von Bodman eine Schar tätiger Männer zusammengerufen, und es ist ein besonderer Verein gegründet worden, der dem Kreis Memel in Ostpreußen eine neue, schönere Zukunft aufrichten will. Denn auch diesem Landstrich haben die Russen übel mitgespielt und es wird der Sachschaden, hervorgerufen durch Zerstörung, Raub und Plünderung, veranschlagt auf fünf Millionen Mark. Nun mag unsre Grenzmark im Süden am nördlichsten Reichsgebiet die Pflicht der Besenkung üben! Es ist eine Stadt im Lande, von der rühmend gesagt wird: hier sind Männer daheim. Den ersten Baustein zu dem badischen Hilfswerk hat der Handelsplatz Mannheim geliefert und fünfzigtausend Mark können sich sehen lassen. Die übrigen Städte, große und kleine, wollen auch nicht fehlen, aber es rechnet der „Kriegshilfsverein Baden für den Kreis Memel“ auf die Mithilfe aller Stände und Schichten. Die Mitgliedschaft freilich ist nicht leicht zu erkaufen; es muß immerhin ein Sümmchen geopfert werden vom Wert zweier Zehner-Goldstücke. Aber wie sagte damals der Hinkende, als er für die Waisenpflege zu werben anfing? »Viele Wenig machen ein Viel!« Wohlan denn! fassen wir die Gelegenheit beim Schopf: ohne Verzug soll eine Sammlung eröffnet sein zum Besten badischer Ostpreußenhilfe.“

Der ganze Tisch stimmte freudig zu, der Urtauber jedoch mit dem Eisernen Kreuz brachte seine Gabe am flinkesten hervor. „Wir draußen,“ sagte er, „wissen am meisten von den Wirkungen des Kriegs,“ und ein nagelneues, blankes Talerstück, gleichsam noch warm von der Münzstätte, klapperte in den Teller, den der Löwenwirt von Mann zu Mann gehen ließ. Der Löwenwirt selber verwahrte in seiner Hosentasche für das Geschäft des Auswechsels unterschiedliche Münzsorten. Er befühlte überlegend mit den Fingern der Linken die einzelnen Stücke nach Größe und Wert; dann rollte ein zweiter Taler zur Spende des Urlaubers. Eher mehr denn weniger betrug der Inhalt einer Sparbüchse, die die Löwenwirtin ausschüttete, und nachdem der Lehrer und der Vader ihr Teil geopfert, rundeten der Hinkende und der Geistliche vollends auf.

„Der Mannheimer Satzung ist entsprochen!“ sagte der Hinkende. „Der Stammtisch im »Löwen« wird Mitglied des Kriegshilfsvereins Memel,

und der Sauertöpfische in Sachsen mag sehen, wie nützlich solch ein Abendstoppchen sein kann. Denn der Wein löst nicht die Zungen allein; er löst auch die Herzen.“

Jetzt nahm der Pfarrer das Wort: „Auch der Krieg, wie an diesem Beispiel fröhlicher Sammlung zu sehen ist, hat seine guten Seiten. Dort tritt er als ein grausamer Zerstörer auf, als ein Vernichter vielhundertjährigen Volksguts, hier ist er ein Stifter und Segenbringer. Nie war der Eifer des Wohltuns, der hilfsbereiten Nächstenliebe größer als in dieser eisernen Zeit. Auf diesen Geist wollen wir vertrauen, daß er uns das Gute im Menschen durch den Weltbrand hindurch in schönere Friedenstage hinüberrettet!“

„Und doch,“ versetzte der Lehrer, der still allem zugehört hatte, „wer empfände es in Deutschland nicht als ein Glück, wenn die Dinge reif zum Frieden wären? Aber noch schauen wir nicht die Morgenröte dieser glücklichen Zukunft, geschweige denn, den Frieden selber, und die Tauben, die Herr Wilson ausflattern ließ, tragen alles eher im Schnabel als den Delzweig. Immer, wenn ich in meiner Schulstube lernbegierigem Jungvolk in die strahlenden Augen seh, — mehr noch, wenn ich mit ihnen durch Wald und Fluren streife, — fühl' ich mich stark werden wider die Unsechtung trüber Gedanken. Aber oft in der stillen Nacht kommt ein merkwürdig Zagen über mich, ob das Geschlecht, das neben uns heranwächst, ähnlichen Stürmen wie den jetzigen gewachsen sein wird? Denn wer sagt uns, ob die große Schicksalsentscheidung, darin wir uns befinden, die letzte der Prüfungen sein wird? Und was kann geschehen, die großen Verluste des Schlachtfelds auszugleichen, die Lücken wieder zu füllen, die dieser mörderischste aller Kriege in allen Ständen gerissen hat? Habt Ihr darüber einmal nachgedacht, Hinkender?“

Es war dem Gefragten vom Gesicht abzulesen, daß die Betrachtungen des Schulmanns seiner Seele nicht fremd waren. Aber es entstand eine Pause, bevor der Hinkende dem Lehrer Bescheid tat.

„Freund und Landsmann,“ sagte der Hinkende, „Ihr berührt eine Angelegenheit, wie sie nicht leicht ernster gedacht werden kann, und keiner, dem unfres Volks und Vaterlandes Zukunft am Herzen liegt, darf sich dieser Sache verschließen. Es ist leider nur zu wahr: der deutsche Volkskörper muß gewaltigen Ueberlaß erdulden, also müssen wir für neues Blut sorgen. Mit einem Wort: Deutschland braucht mehr Menschen! Ein gelehrter Spötter hat sie die Fabrikware der Natur geheißen. Anders aber dachte der Alte Fritz, da er die »Menschen vor den größten Reichtum eines Staats erachtete.«“

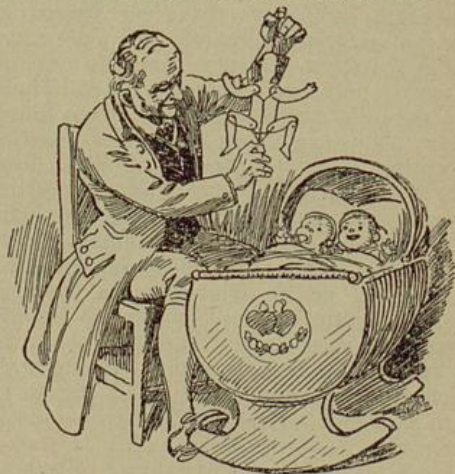
Der Bader fiel dem Hinkenden rasch in die

Rede. „Hinkender, diesmal habt Ihr Eure Hilstruppen daheim gelassen, — die Zahlen! Waren wir nicht vor dem Krieg ein Siebzigmillionenvolk und wachsen nicht immer neue Deutsche den Gestorbenen nach?“

„Was die Zahlen angeht, Herr Doktor, so sind sie für den Bedarfsfall zur Hand. Aber merkt Euch dies und sagt es weiter: die Frage des deutschen Nachwuchses ist die Frage unsrer Weltstellung überhaupt; ja, sprechen wir es ruhig aus: unsre Lebensfrage. Peter Fritz, Ihr seid ja ein halber Gelehrter! Habt Ihr schon von der Wissenschaft gehört, die der Entstehung des Lebens nachforscht und die geheimnisvollen Vorgänge aufhellt des Geborenwerdens von Mensch und Tier?“

„Hinkender,“ rief die Löwenwirtin, „Ihr redet, als ob Ihr die Stube voll kleiner Kinder hättet! Der Hinkende als Kinderhüter, — es ist nicht auszubedenken!“

Aber der Geneckte lächelte nur und fuhr in seiner Betrachtung fort. „Wir sprachen von einer besondern Wissenschaft und man nennt sie die Physiologie. Diese sagt uns, was geschehen muß zur Forterhaltung bestimmter Arten von Lebewesen, es seien höhere oder niedere. Von einem Gelehrten dieses Faches — paßt wohl auf, Bader! — stammt die Weisagung: In hundert Jahren werden die Deutschen ein Zweihundertmillionenvolk oder ein Untertanenstaat Rußlands sein. Weisagungen können trügen, und man



Der Hinkende als Kinderhüter, — es ist nicht auszudenken!

braucht auch diese nicht wörtlich zu nehmen. Aber das Gelehrtenwort heißt uns nachdenken, und, wenn's den Männern beliebt, soll zu gelegener Stunde der Angelegenheit eine nützliche Betrachtung gewidmet sein.“

„Warum nicht heute schon?“ mahnte der Pfarrer. „Mein Gedächtnis müßt' mich täuschen, wenn nicht ein Staatsminister in Preußen den Storch ernstlich zur Rede gestellt hätte?“

„Euer Gedächtnis läßt nichts zu wünschen übrig,“ erwiderte der Hinkende. „Aber auch das preußische Abgeordnetenhaus verhandelte wegen des Herrn Udebar; da wird es Zeit, daß der Stammtisch im »Löwen« die Sache ebenfalls abhandelt. Für heut aber wollen wir die Sitzung aufheben. Die Sonn', die unserm Abendshoppen



Hat nicht ein Staatsminister in Preußen den Storch ernstlich zur Rede gestellt?

so gütig leuchtete, ist längst hinunter, und der Hinkende als ein Frühaufsteher schnappt nach dem Bettzippel.“

Wie der Hinkende dies sagte und sich zum Zahlen anschickte, bemerkte er erst, wie der Bader in eine tiefe Betrübniß versallen war, und es ließ sich unschwer deuten, was ihm sein Gemüt verschattete. „Peter Fritz,“ sprach darum der Hinkende, „noch besteht kein Grund, den Kopf hängen zu lassen. Noch mögen wir am Abend das Haupt ruhig in den Kissen bergen und es morgens zuversichtlich zum jungen Tag erheben. Wir brauchen nicht zu fürchten, daß in absehbarer Zeit sich das bekannte Sprüchlein umkehren und Baden russisch werden könnte. Aber wenn einer Gefahr vorgebeugt werden soll, so muß man diese Gefahr erkennen, und darum soll ein andermal von diesen Dingen geredet sein. Nur eins noch, eh wir auseinandergehn! Das Land der Deutschen ist mitten hineingestellt zwischen ewig eifersüchtige Nachbarn. Bildet das nicht einen Wink der Vorsehung, daß wir auf der Hut bleiben müssen, um nicht von den Gewalten hülben und drüben erdrückt zu werden? Deutsche Erde bildete jahrhundertlang den Schauplatz für fremde Kriege bis ins Herz des Vaterlandes hinein, und es hätte wieder so kommen können ohne die Ruhmes-taten von Heer und Flotte, ohne den Opferwillen derer zu Hause. Hat je ein Volk ähnliche Proben seiner Kraft gegeben? Dem Hinkenden ward nicht die Gabe der Weissagung, aber

vielleicht stehn wir dem Ziele näher, als man denkt. Und hätte das Schicksal anders beschlossen — je nun, so heißt es eben für uns: Kopf hoch und die Zähne zusammengebissen, damit wir den Krieg auch daheim gewinnen trotz aller Schwarzseher und Angstmacher!“

Da raffte sich der Bader auch schon empor und reichte dem Hinkenden die Hand. Der Pfarrer aber, der sich zum Gehen rüstete, sagte: „Hinkender, es ist, als ob man den Abraham a Santa Clara läse, den Herztrost.“

„Was ist das für ein Heiliger?“ fragte die Löwenwirtin. „Hab' seinen Namen nie gehört.“

Darauf der Pfarrer: „In den Legenden werdet Ihr ihn vergeblich suchen und eigentlich hieß er Megerlin oder Megerle. Irv' ich mich nicht, Frau Löwenwirtin, so seid Ihr eine Seehäfin und Eure Sippe stammt aus Meßkirch. Wie leicht — beschwören will ich es nicht! — hat eine Urahne den berühmten Megerle, das Kreenheinstettener Wirtsjöhnlein, noch zur Lateinschule wandern sehn! Der Megerle ward nachmals zu Wien ein hochberühmter Kanzelredner, und wenn unser Volk tief in Nöten saß und die Flaumacher umliefen wie heute, da hielt er dem deutschen Michel auf gut schwäbisch die Predigt. Dieser Kanzelreden eine hilft mir oft den Tag beginnen und ich kann sie auswendig: „Auf und wohlauß, ihr lieben Christen! Vermutlich werden viel aus Euch sein, welche das Brusttuch mit Hasenbalg gefüttert; viel werden sein, welche ein wetterwendisch Gesicht machen, viel werden sein, welche so sauer aussehen wie ein Eßigkrug; viel, die schon lamentieren, wie die Nachteulen unter einem alten Kirchendach. Es machen sich etliche mehr Mucken, als der Pharao in Aegypten gehabt hat; aber schämt Euch, ihr Kleinmütigen. Fasset dermalen ein besseres Herz; verlasset Euch auf Gott! Es lebt derselbe noch, der dem David den Mut gegeben, daß er den großmäuligen Goliath überwunden und dem stolzen Hahn den Kamm gestugt hat. Dieser Gott wird uns auch helfen!“

„Ihr tut wahrlich recht, den Megerle einen Herztrost zu nennen,“ meinte der Hinkende, und schob, fertig zum Heimgang, seinen Arm unter den des Pfarrers, „und nun laßt mich auch noch ein Sprüchlein sagen. Es mag wohl für die Kanzel zu derb sein, aber es ist auf die Pessimisten gemünzt, auf alle Zweifler und Schwarzseher. Also hört:

Der Pessimist ist der einzige Mist,
Auf dem noch nie was gewachsen ist.“

Alle lachten, am fröhlichsten der Bader (der Scherz schlug in sein gärtnerisches Fach), und der Pfarrer sagte: „Ein guter Spruch zu rechter Zeit ist wie ein Wegweiser. Den Curigen will ich mir merken. Ich bitt' um 'ne Abschrift!“

Wilhelm Schlang.

Das Erste deutsche Reichswaisenhaus in Lahr.

Die Reichswaisenhaus-Rechnung wird seit Eröffnung des Hauses alljährlich in der durch die Rechnungsanleitung für weltliche Erbschaften bezeichneten Form gestellt und durch einen staatlichen Rechnungsbeamten geprüft. Dem Großh. Ministerium des Innern wird ein Auszug vorgelegt.

Aus der Rechnung für das Jahr 1915 sei hier folgendes mitgeteilt:

Einnahmen.

Kassenvorrat am 31. Dezember 1914	M	628.66
Zinsen aus Wertpapieren und Kapitalien	"	58 513.95
Verpflegungsbeiträge	"	1 075.—
Sammlung des „Lahr. Hinkenden Voten“	"	649.96
Von Generalfachschulverbänden	"	80.—
Aus landwirtschaftlichen Erzeugnissen	"	8 927.01
Sonstige Einnahmen	"	198.35
Zurückgehobene, anderweitig angelegte Kapitalien	"	125 257.13
Schenkungen und Vermächtnisse:		
Vermächtnis des am 11. November 1915 in Oppertshofen verstorbenen Herrn Heinrich Kauder	"	17 981.14
Legat des Herrn Architekten Otto Schneider in Freiburg	"	100.—
Sammlung der Deutsch-Amerikanischen Generalfachschule in New-York	"	6 000.—
Uneigentliche Einnahmen	"	580.—
Summe aller Einnahmen	M	219 991.20

Ausgaben.

Lasten und Verwaltungskosten (einschließlich öffentlicher Abgaben, Erbschaftssteuern u. dergl.)	M	8 350.18
Für eigentliche Anstaltszwecke	"	36 706.98
Für sonstige Zwecke	"	1 322.—
Uneigentliche Ausgaben	"	580.—
Grundfondsausgaben (angelegte Darlehenskapitalien)	"	163 310.07
In diesem Jahr bezahlte Baukosten des Thaeber-Hauses	"	9 387.56
Summe aller Ausgaben	M	219 656.79
An zinstragenden Kapitalien sind angelegt:		
in Wertpap., Nennwert	M	955 300.—
Ankaufswert	"	924 931.75
in Hypotheken	"	556 345.—
bei der Sparkasse Lahr	"	5 705.94
bei Banken	"	28 657.50
Summe	M	1 515 640.19

Darstellung des Vermögensstandes,

an welchem die Oberfachschule mit dem von ihr an den Fonds abgelieferten Betrage von 200 000 M beteiligt ist.

1. Gebäude, Brandversicherungsanschl.	M	265 400.—
2. Liegenschaften, Steuerwert	"	14 788.—
3. Aktivkapitalien	"	1 515 640.19
4. Kassenvorrat	"	334.41
5. Fahrnisse laut Inventar	"	35 178.07
6. Lebensmittel und andere Vorräte	"	4 363.—
7. Rückständige Einnahmen	"	469.71
Summe des Vermögens	M	1 836 173.38
Am Schlusse des Vorjahres	"	1 797 533.63
Vermehrung des Vermögens	M	38 639.75

Das Erste deutsche Reichswaisenhaus hatte in Pflege und Erziehung am 1. Januar 1915 63 Zöglinge; es gingen zu im Laufe des Jahres 13, es gingen ab im Laufe des Jahres 13, so daß sich

am Jahreschluß noch 63 Waisenkuben im Hause befanden. Davon kommen auf Baden 20, Preußen 14, Hessen 13, Bayern 8, Sachsen-Koburg-Gotha 3, Anhalt 2, Württemberg 2, Sachsen 1, Schwarzburg-Rudolstadt 1.

Seit seinem Bestehen hat das Erste deutsche Reichswaisenhaus Hunderten von armen verlassenen Waisenkuben Pflege und Erziehung gewährt. Aus dem furchtbaren Kriege erwachsen der Waisenfürsorge neue und unbegrenzte Pflichten, und da will auch das Erste deutsche Reichswaisenhaus, das ja selbst eine schöne Zahl tapferer Verteidiger der deutschen Ehre und des deutschen Namens, von denen schon einige ihr junges Leben hingeben mußten, ins Feld geschickt hat, seine segensreiche Tätigkeit voll entfalten. In um so höherem Maße kann es aber dies, wenn es auch fernerhin auf die Hilfe gebefreudiger und opferwilliger Menschenfreunde rechnen darf.

Lahr, den 15. Januar 1916.

Verrechnung des I. deutschen Reichswaisenhauses:
Karl Albert Guth.

Deutsch-Amerikanische Generalfachschule.

In treuer Anhänglichkeit an ihre alte Heimat haben im August 1915 in Amerika wohnende deutsche Brüder in Newyork die „Deutsch-Amerikanische Generalfachschule“ gegründet, die im Hinblick auf die durch den Krieg gestellten ungeheuren Anforderungen an die Waisenfürsorge die zur Errichtung eines Waisenhauses in Lahr im Anschluß an das Erste deutsche Reichswaisenhaus nötigen Mittel zusammenbringen will. Wenn die erforderliche Summe nicht erreicht wird, so soll das Sammelergebnis dem Ersten deutschen Reichswaisenhaus anheimfallen. Die Herren Adolf Himmelsbach und Otto Thomen aus Lahr haben, unterstützt durch die „Badische Landeszeitung“ (Verleger Herr Siller in Newyork) und die „New Yorker Staats-Zeitung“ (Verleger Herr Ridder), das Unternehmen ins Leben gerufen und stehen fördernd an seiner Spitze.

Ehrentafel

für verstorbene Vermächtnisgeber.



Heinrich Kauder, Bäckermeister

geb. 3. April 1838, gest. 11. November 1915 in Oppertshofen.

Der Bettelbub.

Erzählung von August Gantner.



Der Holzbürli hatte sich ein Garbenseil ausgesucht. Erst handelte er noch einige Pfennig ab; denn ohne dies tat er's nie. Dann zog er seinen Beutel, zahlte seine Schuldigkeit und

schoß mit zufriedenerm Grinsen ab. Beim Fortgehen aus dem Laden warf er noch einen Blick in die große Wohnstube des Seilers. Und war Meister Peter auch ein Zwitterding von Handwerker und Bauer, seine Stube wies nichts Neumodisches auf. Die lugte als echte, rechte Bauernstube drein.

Auf den Lichtseiten liefen unter den engereihnten Fenstern breite, bequeme Sitzbänke hin. Da, wo sie zusammentrafen, in dem mit einem Kreuze und bunten Bildertafeln geschmückten Herrgottswinkel, stand der mächtige Eichentisch. Im Hintergrund machte sich der hübsche braune Kachelofen breit.

„Ist der Peter nit daheim?“ fragte der Holzbürli.

„Nein,“ antwortete die Seilerin, die dem Käufer das Geleite gab.

„Er wird wohl wieder im ‚Abler‘ sitzen?“ scherzte er.

„Nein! Er ist ins Schwabenland hinaus.“

„Aha! Auf den Freudenstadter Markt!“

„Oha, Wägele! Bei einer Leich' ist er. Die Helen ist gestorben. Vielleicht besinnt Ihr Euch noch auf sie. Sie hat lang bei uns gedient.“

„Was, die Helen!“ rief der Bürli erstaunt, „ganz gut denkt sie mir noch. Wie leibhaftig seh' ich sie vor mir stehen. Ein bildsaubers ‚Maidli‘ ist sie gewesen, ein ‚griffiges‘ Ding. In ganz Mariabrunn hat's kein netters geben. Schade, daß sie keine Baken g'habt hat. Weiß Gott, sie war' heut Holzbüri. So stramm, so lebfrisch und kerngesund! Und jetzt schon tot! Sie dauert mich in der Seel', die Helen. Ist sie verheiratet gewesen?“

„Ja, sell ist sie.“

„Mit wem?“

„Mit einem Holzmacher. Der arme Tropf ist vor ein Jahrer zwei, drei erschlagen worden von einem fallenden Baum.“

„Was Ihr nit sagt! Sind Kinder da?“

„Da braucht man nit zu fragen! 's wird schon so ein halb Dutzend in der Stube rumfuhrwerken. Unter dem tut's ja derlei Bettelvolk nit. Der Seiler ist allemal, wenn er in die Freudenstadt hinaus ist, bei ihnen an'kehrt.“

Kärner Sinkerder Bote für 1917.

Gestern hat ihm ein Fuhrmann „afen“ warm berichtet, daß die Helen gehimmelt hat. Da ist er denn, trotzdem ich mich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt hab', heut in aller Herrgottsfriih talhinteri zur Leich'.“

„Ah so,“ nickte der Bürli, „wenn ich's gewußt hätt', wahrhaftig, der Helen war' ich auch zur Leich' g'gangen.“

„Glaub's gern! Alte Schät' vergißt man nit!“ ließ sich aus dem Hintergrund der Stube eine feine Stimme vernehmen.

„Schau, schau, der Landel!“ rief der Bürli, und sein Gesicht nahm einen freudigen Ausdruck an. „Frent euch des Lebens“ vor sich hin-pfeifend, schritt er gegen den Ofen hin, in dessen Nähe der Sprecher, ein zusammengehuseltes Männlein, saß. Seine mächtige Messingbrille und sein dünnes, rotes Spinnenbärtchen gaben ihm ein ungemein drolliges Aussehen. Die Beine untergeschlagen, saß das Männlein auf einem Tisch und sticte gemüthlich, gemächlich eine Pipe.

Er war ein sonderbarer Heiliger, der Landolin. Nicht auf den Kopf gefallen, aber ein Tunitgut ersten Ranges. In zehnerlei Berufen hatte er sich versucht, bei keinem aber



„Was, die Helen!“ ruft der Bürli erstaunt.

ausgehalten. Mit Wirtshausitzen, Zitherspielen und Schelmenliedersingen hatte er allmählich sein schönes, von den Eltern ererbtes Vermögen durchgebracht. Als der letzte Heller verschwunden war, ging es ihm hundeschlecht. Was Barmherzigkeit gab ihm sein Bruder, der Seiler, Unterschlupf in seinem Haus. Für das Gnadensbrot, das er aß, mußte er die Nadel

führen. Hemden und Hosen, Leintücher und Tüchwehlen (Handtücher), Fruchtsäcke und Regendächer, alles, was Riße und Dreiangel aufwies, mußte er flicken. Gern tat er's nicht. Meist knurrte und murzte er. Nur wenn ihm ein Schelmenlied durch den Kopf ging, dann über-sonnte sich sein verkrümpeltes Gesicht, und er griff zur Zither, die unweit seines Tisches auf der Fensterbank lag, und legte mit angenehmer, nur etwas zu dünner Stimme los, meist zum Vergnügen seiner Brotgeber, immer zum Ergötzen der Kinder des Hauses.

An Sonntagen gab er seine Kunst in dem kleinen, verrufenen Bierhäusle im Dorfe unten zum besten und bekam von der Sippe, mit der er einst seine Habe verpraßt, ab und zu einen Schoppen berappt.

Im „Adler“, wo die besseren Bürger und Bauern ihr Glas zu trinken pflegten, durfte er sich nicht blicken lassen. Der Seiler hatte es ihm ernstlich verboten. O, die Unterkunft wollte der Landolin nicht verlieren! Klug und weise, beschränkte er sich auf das Bierhäusle.

Dort hatte der Holzbürkli sich erst jüngst an Landels Schnafen ergötzt. In freudiger Erinnerung zapfte er den Schneider alsbald an: „Geh, Landel, sing eins!“

„Wenn's Euch Freud' macht, warum denn nit!“ antwortete das Männlein, und die Wonne spiegelte sich auf seinem gelben Gesichte. „Was für eins wünscht Ihr, Holzbur?“

„Das nette, das du letzten Sonntag losgelegt hast, das von den Scherenschleifern.“

Der Landel nahm die Zither von der Fensterbank, stimmte ein wenig und sang, durch deren und dann wieder durch mildere Töne abwechselnd einen Er und eine Sie andeutend:

Gernsbach isch e netti Stadt.
's hat drin riche Schiffer.

Ich un du, Schatz, mir zwei sin
Arme Scherenschliffer.

Bisch m'r hundert Märkli wert,
Zuckerfüßli Broni.

Un du Bisch m'r dusig wert,
Herzig-liawer Doni.

Dusig ich un hundert du,
Git elshundert z'sämme.

Sei, bi so me Grundstoß, Schatz,
Brucht m'r sich nit z'sämme.

Sei, elshundert Märkli, hei!
Des isch gar nit winnig.

Mir sin meh as d' Schiffer schiar!
Mir sin andem*) Sinnig.

Mädli, draiß die lustig rum.
Schatz, m'r düen 's riskiere!

Klingklang, klingklang! Morge, hei!
Düen m'r Hochzig fiare!

* beinahe.

Der Bürkli lachte aus vollem Halse, und auch die drei Mädchen des Hauses, die aus Küche und Kammer herbeigeeilt kamen, hatten ihre helle Freude an dem Gesang. Die stattlichstolze Hausfrau hingegen machte ein sauer-süßes Gesicht und schimpfte den Landel einen Heidenstrolch. Er wäre gerade so leichtsinnig wie das Scherenschleiferpäck. Drum habe er auch sein „Gerstle“ durchgebracht.

„Hat nichts zu sagen,“ meinte das Schneiderlein, „wenn man nur g'sund ist und frohen Mutts.“

Der Holzbürkli bat noch um ein „Schwefelhölzli“, setzte dann seinen Schwanenhals in Brand und stolperte mit einem gemüthlichen „B'hüt sich Gott!“ die hohe Steintreppe hinab seiner Berghütte zu.

„Was der einem allzeit aufhält mit seinem Wunderfih,“ wettete die Seilerin ärgerlich, und dann eilte sie geschäftig in die Küche hinaus, die Abendsuppe einzuschneiden.

Die drei Mägdlein hatten sich an das vorderste Fenster gedrängt und blickten sehnsuchtsvoll die Straße hinauf. Nach dem Vater lugten sie aus. Bald muß er kommen. Ob er etwas mitbringt?

„Mach, daß du da fortkommst, Buckel,“ schimpfen die zwei älteren, Urseli und Kätterli, und stoßen das Fränzeli, das durch einen kleinen Höcker verunstaltete, rücksichtslos von der Fensterbank herunter.

Das Kind, an solche Behandlung längst gewöhnt, zieht sich zurück und will in Landels Nähe sich ein Plätzchen suchen. Aber, o weh! Es stößt unachtsamerweise an die Zither des Schneiders, die mit Schallen zu Boden rumpelt. Hei, wie der Landel auffährt! An seinen zwei schwarzen Zöpfchen erwischt er das Unglückskind und reißt es so tüchtig daran hin und her, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Unter heftigem Schreien läuft es davon, begleitet von dem schallenden Gelächter seines Peinigers und der Schwestern.

Neben dem Hause auf dem grünen Ager, der sich gegen die uralte, lindenbeschattete Wallfahrtskirche hinzieht, dehnt sich weithin die Seilerbahn. Gleichlaufend mit ihr zieht die Straße hin, auf der der Vater herkommen muß. Dort, auf den Rain, setzt sich das Kind, um Auslug zu halten.

Felix, der Seilergesell, ein finsterner, einsilbiger Mensch, der jahraus, jahrein, selbst im glühendsten Sonnenbrande, eine Pelzmütze aus Marderfell auf dem dicken Kopfe trägt, tritt eben spinnend und sinnend die Bahn herab.

„Mein, ich will dir das Gras verhoeken!“ krächzt er, das Mägdlein erschauend, „hast kein Herz im Leib? Meinst, die Kuh will ihr Futter verstampft und vertappt haben? Fort,

Buckel, lauf, oder ich dresch' dich mit dem Seilstumpfen!"

Fränzeli wußte, daß er der Mann war, seine Drohung zu verwirklichen. Unverzüglich huscht es davon. In den Schopf schlüpft es, der mit seinem wetterverwaschenen Schindeldache sich hinten an das Wohnhaus lehnt. Dort ist des Kindes Lieblingsplätzchen. Mächtige Balken, von einer alten Trotte herrührend, waren an der Längswand aufgeschichtet. Risch, rasch huscht das Fränzeli hinauf, und vergessen ist die rauhe Wirklichkeit mit all ihrem Unge- mach.

Nur einer kam, ihm Gesellschaft zu leisten, des Hauses Wächter, Packan, der graurote Wolfshund. Schmeichelnd schmiegte er sich an das stille Kind. Mit seinen kraftlosen Händchen fuhr es ihm über das struppige Fell. Sein behagliches Knurren beachtete es nicht. Auf den Wind lauschte es, der durch die Wipfel der nahen Bergtaunen wanderte. Und da kam mit einemmal eine große Sehnsucht über das Fränzeli, auch zu wandern, weit, weit fort. Wie schön mußte es sein jenseits der steilen Bergwand, auf der noch die leuchtende Glut der Sonne lag, die soeben dahinter hinabgesunken war. Ganz gewiß! Dort wohnten bessere, freundlichere Menschen. Ach, daß ihm doch Flügel wüchsen, große, gewaltige Schwingen! In das Gold hinein flöge es, weit, weit fort! Es ist allmählich dunkel geworden. Immer noch sitzt die Kleine in Sinnen und Sehnen versunken. Plötzlich weckt sie ein helles Jauchzen auf. Sie kennt die Stimmen. Die blonden Schwestern sind's, die so jubeln. Dem Fränzeli pocht das Herz. Das blasse, schmale Duldergesichtchen belebt eine leichte Röte. „Der Vater!“ ruft sie und eilt um das Haus herum auf die Straße.

Wichtig, dort schreitet er heran, der schöne, behäbige Mann.

„Hast uns was mit'bracht?“ hört Fränzeli die Schwestern rufen, und sieht auch gleich darauf, wie jede mit einem Spitzwecken beschenkt wird. Jetzt ist auch das „Bückele“ bei ihm. „Vater, Vater!“ ruft es mit bewegter Stimme, „bist wieder da? Hab' viel Heimweh nach dir gehabt!“

Auf die Zehen stellt sich die kleine Zehnjährige und schlingt die dünnen Armechen um den Hals des Mannes; eine weiche Wange schmiegte sich an ein härtiges Gesicht.

„Daß jetzt gut sein,“ wehrt der Vater freundlich ab und holt, als er sich freigemacht, aus seiner Reisetasche auch für Fränzeli einen Wecken hervor. Mit einem leisen „Vergelt's Gott!“ nimmt es das Mitbringel hin. Die Schwestern knabbern eifrig drauf los. Die Kleine denkt kaum ans Essen. Ihre großen, dunklen Augen durchdringen forschend die Dämmerung. Sie

haften auf der Gestalt, die hinter dem Vater hoch und schlank einherschreitet.

Doch erst als sie die von der qualmenden Erdöllampe erhellte Stube betreten, kann sie schärfer unterscheiden. Ein hübscher, nettgewachsener Junge mit gebräunten Wangen und offen blickenden Augen ist es.

„Grüß Gott, Kätter,“ ruft der Seiler frohgestimmt seiner Frau zu, die eben die Suppe aufträgt. „Dir hab' ich auch was mit'bracht aus dem Schwabenland. Hast dir früher immer einen Buben gewünscht. Hier hast einen.“

„Bist nit bei Trost,“ wettert das Weib und mißt den Knaben, den ihr der Mann zugeschoben, mit ärgerlichen Blicken.

„Der Helen ihr Bub ist's,“ erläutert der Seiler.

„Was geht uns der an!“ grollt sie unwillig. „Sie wollten ihn einem Lumpensammler in Kost geben. Da hab' ich mich seiner angenommen. Das Seilerhandwerk soll er lernen. So geht er doch nit unter. Bei dem Vagabunden wär' er sicher verkommen. Lieber ein Seil machen als eins um den Hals gelegt kriegen.“

„Ach was! Schaff ihn fort. Du weißt, ich hab' die Helen schon nicht leiden mögen, und jetzt willst mir noch ihre Kinder auf den Hals laden! Nein und noch einmal nein! Dafür bedank' ich mich! Sag einmal, warum hast nicht gleich das ganze Rudel mit'bracht?“

„Hab' ich ja,“ lachte der Mann, „sie hat nur den da.“

„Wo du nur immer deinen Verstand hast,“ fuhr die Frau zu brummen fort, „den Landel, den liederlichen, hast bereits auf dem Nacken. Jetzt kommst mir gar noch mit dem Bettelbuben da! Man meint, du hast es ganz drauf abgesehen, deinen Maidli das Vermögen zu verkürzen!“

„Schwäg keinen Unsinn, Kätter,“ gab er ärgerlich zurück, „umgekehrt ist auch gefahren! Vermehren will ich's ja nur. Der Romy ist hell, der wird uns eine gute Hilf' werden. Wir nutzen ihm und er uns.“

Verdutzt wie ein begoffener Pudel war der Bube unterdessen dagestanden. Bei dem „Bettelbuben“, mit dem ihn die Hausfrau beschimpft, traten ihm die Tränen in die Augen.

„Ach was!“ lenkte die Seilerin ein, „weinen brauchst deshalb noch lang nit, Bub, einfältiger! So schlimm ist's ja schließlich nit gemeint. Komm, setz dich her an den Tisch. Jetzt issest mit uns zu Nacht, und dann wollen wir sehen, wie wir zu Streich kommen miteinander. Meinetwegen kannst auch dableiben, nur brav und schaffig muß halt sein.“

Schüchtern trat Ronymus an den Tisch heran, vor dem sich die ganze Familie aufstellte. In einförmigem, gewohnheitsmäßigem Ton

beteten die drei Mädchen das Vaterunser her. Dann setzten alle sich nieder und ließen sich die Brotsuppe und die darauffolgenden gesotteten Erdäpfel mit Sauermilch schmecken.

Während des Essens weideten sich die beiden großen Mädchen an der Verlegenheit des Buben und kicherten in einem fort. Das Fränzeli aber, ein verwandtes Schicksal spürend, rückte freundlich mehr in den Herrgottswinkel, daß Romymus Platz gewinnen konnte.

Nach dem Essen wurde in gleicher Weise das Glaubensbekenntnis gebetet, und dann beeilten sich die „Maidli“, den Tisch abzuräumen. Die Hausfrau jedoch pflanzte sich, die Hände auf die breiten Hüften gestützt, sprechluftig vor dem Seiler auf: „Jetzt gib mir guten Rat, du G'scheitle, wo legen wir den Bettelbuben hin?“

Der Angeredete besann sich eine Weile. „Om,“ meinte er endlich, „der Bub schläft beim Felix. Punktum.“

Und seinen breitkrämpigen grauen Filzhut vom Kehgehörn herabnehmend und aufsetzend, sagte er: „Ich geh' noch ein Stündlein in den Adler'. Gut Nacht!“ — Und draußen war er.

Felix, der morgens, mittags und abends als Kuchnecht, in der Zwischenzeit hingegen als Seilergeselle diente, schnitt wohl ein ärgerliches Gesicht, doch wagte er es nicht, dem Meister zuwiderzureden. Mit sauerer Miene nahm er den Schlafgenossen in seinem Bette auf. „Mach dich dünn, Lausbub, lumpiger,“ brummte er, „sonst drück' ich dich an der Wand hinauf.“ „Mußt's nit tun,“ foppte der Landolin, dessen Bett in der gleichen Kammer stand, „mußt's nit tun, Felix, 's ist ja ein Landsmann von dir.“

Felix, ein Erzschwabe, der bei jeder sich bietenden Gelegenheit sein Heimatland herauszutreiben pflegte, ärgerte sich weidlich, erwiderte aber kein Wort.

Landel brütete eine Weile und dann rückte er mit größerem Geschütz auf. Mit seiner dünnen, aber melodischen Stimme sang er:

„Wie ist's im Schwabenland so nett!
Da singen sie: Ein Mann, ein Bett!“

„Halts Maul, Schneider,“ wütete Felix. Der Schneider aber ließ sich nicht stören. Von neuem begann er:

„Wie ist's im Schwabenland so nett!
Da singen sie: Ein Mann, ein Bett!
Im Badnerländle, ei, ei, ei,
Da heißt's: Ein Bett und drinnen zwei.
Da heißt es: Nicht gemuckt! Fein still!
Wenn man zu Drei nicht werden will.“

Felix verplagte fast vor Zorn. Doch ließ er es sich nicht weiter anmerken. Ein urkräftiges Schnarchen herheuchelnd, tat er, als schliefe er fest. Einer jedoch erreute sich in Wahrheit des besten Schlummers: der Romymus. Die weite Wanderung hatte ihn erschöpft.

Er war von Haus aus ein frischer, munterer Vogel, der sich leicht in jede Lage schicken konnte. Dennoch fiel es ihm ungemein schwer, im Hause seines Wohltäters heimisch zu werden. Allzu viele waren es, die ihn scheel ansahen. Der Hausfrau war er nach wie vor ein Dorn im Aug'. Mit Stößen und Tritten zahlten ihn der mürrische Seilergeselle



„Gräß Gott, Rätter,“ ruft der Seiler, „dir hab' ich auch was aus dem Schwabenland mitbracht.“

Schneiderlein ab, mit Stacheln und Grinsen die zwei drallen Töchter des Hauses. Wo er ging, in Haus und Hof, in Stall und Scheune, allenthalben wurde ihm am Zeug gestickt. Am wohlsten war ihm noch, wo sonst die meisten zu seufzen und zu ächzen pflegten, in der Schule.

Frank und frei, unerschrocken und trefflich beantwortete er die Fragen des Lehrers, der an dem aufgeweckten Jungen seine helle Freude hatte. Wenn Romymus ans Erzählen kam, da schoß seine Rede dahin wie ein munterer Bergbach. Da wurden sie alle, alle still und staunten. Und die blonden Schwestern, die sich anfänglich über ihn lustig gemacht hatten, sie blickten mit Stolz und Bewunderung auf den Schwabenbuben und freuten sich, daß er ihnen zugehörte. Und sie, die so oft über seine armen Kleider gespottet, sie sahen, wenn er in

der Schule sprach, wie seine Augen leuchteten und wie er trotz der zu kurzen Hose und trotz des zu engen Wamschens ein sauberes Ansehn hatte. Sonst war immer das Bückele ihm zur Seite zur Schule gegangen. Nun drängten sie es rücksichtslos beiseite und schritten, die eine links, die andere rechts, selbst neben ihm her.

Fränzeli, das so gerne mit ihm geplaudert hatte, fand nur selten noch Gelegenheit, einige Wörtlein mit ihm zu wechseln. Nach der Schule mußte er dem finsternen Felix auf der Seilerbahn den Haspel drehen. Und wenn dieser gegen Abend die Seilerei an den Nagel hing und sich als Knecht betätigte, mußte Kononymus hinten im Schopfe Wellen machen.

Dieser Zeit sah die Kleine jeweils mit Ungeduld und Verlangen entgegen. Wartend saß sie auf den Balken des Schopfes und strickte emsig drauf los oder sah in den dämmernden Abend hinein.

Sobald dann Kononymus den Schopf betrat, bestürmte ihn das Mägdelein, ihm doch eins zu erzählen.

Meist kam er willig seinem Wunsche nach. Von Riesen und Drachen, Feen und Hexen wußte er Wunderbares zu berichten. Und über dem Erzählen vergaß das Kind das Stricken und der Bube das Wellenmachen.

Einmal traf er Fränzeli tieftraurig auf seinem Lieblingsplatz.

„Was hast?“ fragte er freundlich.

„Ich wollt', ich wär' nie auf die Welt kommen!“ jammerte es.

Von neuem fragte er, und endlich erfuhr er den Grund der Traurigkeit. Neben dem Gartenhäuschen habe es der Mutter jäten geholfen. Da sei eine vornehme Frau gekommen. Sie sei in der Wallfahrtskirche gewesen. Sie habe der Mutter eine Weile zugesehnt und dann mit ihr zu sprechen begonnen. Sie habe den Salat und die schönen Leckereien gelobt. Die Mutter habe vor Freunden gestrahlt. Sie habe es gerne, wenn man „ihr Sach“ bewundere. Fränzeli, ohne etwas zu denken, habe sich an sie angelehnt. Schnell habe sie es zurück in das Gartenhäuschen gestoßen und sich breit davorgestellt, daß die fremde Frau es gar nicht habe sehen können. Ja, ja, es wisse wohl warum! Weil sich die Mutter ob seiner Mißgestalt schäme.

In ein immer heftigeres Schluchzen hatte sich das Kind hineingeredet, und die Tränen rannen nur so über die bleichen Wangen.

Der Bub suchte die Betrübte zu trösten: „Sei zufrieden, Fränzeli. Ich hab' einmal eine Geschichte gelesen von einem Büblein. Das war wie du. Und was meinst, was unter seinem kleinen Bückele verborgen waren? Engelsflügel! Mitten in der Nacht ist die Hülle geplatzt. Und fort ist das Büblein geflogen, gradwegs in den Himmel 'nein!“

Und bei dir, Fränzeli, ist es gar nit nötig, daß so was geschieht. Bist so schon wie ein Engel. Gut bist du und lieb wie keins im ganzen Dorf. Nicht aufs Neuzere, auf das Innere kommt's an. Schau, deine zwei Schwestern, die sind von außen prächtig, ohne den geringsten Fehler. Du aber bist ihnen tausendmal über. Du hast ein Herz im Leib, ein gutes, treues Herz. Sie aber haben dort, wo das Herz sitzen sollte, einen Stein. Kalt und gefühllos sind sie. Was tu' ich mit einem goldenen Käfig, in dem ein schwarzer wüster Krabb sitzt! Eine weiße Taube in einem Holzstäbchen ist mir tausendmal lieber.“

Jetzt lächelte Fränzeli aus allen ihren Tränen hervor, und es war wie das Strahlen eines Regenbogens.

„Kononymus,“ sagte sie lächelnd, „was du da sagst von der Taube, erinnert mich an ein Lied in meinem Gesangbuch.“

Sie eilte fort, und bald kam sie wieder mit einem schlichten, grünen Büchlein zurück. Geschäftig blätterte sie darin, und als sie das Lied gefunden hatte, reichte sie es ihm glückstrahlend hin: „Hier steht's! Hier lies:

Meine Seele gleicht der Taube,
Die sich birgt im Felsgestein.“

Kononymus las. Und da ihm das Lied bekannt war, da er's im Schwabenland draußen oft in der Schule gesungen, ließ er's mit wohlklingender Stimme alsbald erschallen. Fränzeli lauschte und mühte sich dann, mit ihrem schwachen Schwalbenstimmchen mitzuzwitichern. Manchen Abend sangen sie es miteinander. Es stimmte sie froh und selig und wurde eine der Flammen, die ihre jungen Herzen fest und innig zusammenschmolz.

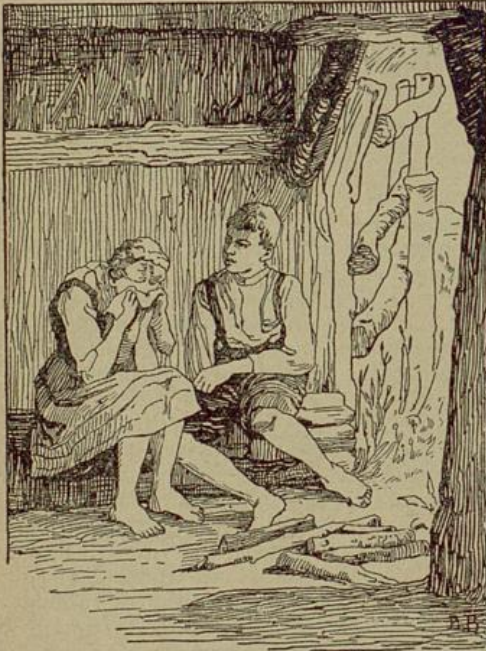
An andern Abenden entzückte der Knabe die Kleine durch seine Erzählungsgabe, und nicht minder mächtig fühlten sie sich hierdurch verbunden.

Kononymus erzählte wie selten einer. Erst setzte er sich neben das Kind auf die alten Kelterbalken. Aber nicht lange währt sein Sitzen. Er ist zu lebhaft, zu erregt. Auf springt er und spielt, was er sagt. Sein ganzer Körper zuckt und zappelt. Den König und die Ritter, die Königstochter und das Schneiderlein, die Riesen und das Einhorn, alle Gestalten führt er lebend vor. Eine Wunderwelt tut sich da vor dem Mädchen auf.

„O, du kannst's, Kononymus!“ jubelt es einmal um das andere, „alle, alle seh' ich sie. Zum Greifen sehe ich sie vor mir. O, bist du ein G'schickterle! Wo hast's denn g'lernt?“

„Bei niemand,“ lacht er lustig, „das steckt so in mir, und wenn ich so recht in der Geschichte drin bin, dann springt's von selbst 'raus. Daheim im Schwabenland, da war ein Bub, der starke Lienhard. Neben mir auf der Schulbank

ist er gefessen. Ach, wie hab' ich an dem hinaufgeschaut! Immer und immer, vieltausendmal hab' ich mir gewünscht, wenn ich nur so stark wär', daß ich den Raibenlienhard ins Gras legen könnt'. Einmal haben wir, der Lienhard, ich und noch ein paar, am Berg oben gehütet. Und wie wir auf der Weide unter einem Wacholderbusch gelegen sind, da hab' ich ihnen eine



In heftiges Schluchzen hatte sich das Kind hineingeredet.

Geschichte erzählt und ihnen so damit zugezett, daß sich kein einziger mehr gerührt hat.

„Holla, hab' ich gedacht, du bist stark, Lienhard; ich aber bin dir doch noch über. Dich und die anderen, alle hab' ich euch besiegt und bezwungen. Und seitdem macht mir's einen Heidenpaß, wenn ich seh', wie ich imstand bin, mit ein paar einfachen Wörtlein die Leut' zu verhexen. Ein Geschichtenerzähler ist ein Hexenmeister, und ich freu' mich, daß ich einer bin.“

„So, einen Hexenmeister haben wir im Haus!“ rief's plötzlich, und die Seilerin stand, den Stallbesen in der Hand, im Schopfe. „Jetzt wissen wir,“ schrie sie wild, „warum seit zwei, drei Wochen die Fleck fast keine Milch mehr gibt! Troll dich zum Teufel, Strick, verfluchter!“

Der Bub stand da wie aus den Wolken gefallen. Als aber das Weib wütend auf ihn eindrang und der Besen ihm die Backe streifte, fühlte er sich mit seinen Geschichten allen gar nimmer stark, sondern ergriff die Flucht und rannte um die Hausecke. Er kam aber — o weh! vom Regen in die Traufe. Ohne zu wissen,

um was es sich handle, beeilte sich der Felix, seiner Meisterin beizuspringen. Einen Bengel riß er aus der Wellenbeige und schlug damit auf Romymus los. Der, mutiger geworden, faßte den Prügel und hielt ihn fest. Im gleichen Augenblick wurde oben ein Fenster geöffnet; Landel streckte seinen verkrumpten Kopf heraus. „Hau ihn, Felix! Hau ihn tüchtig!“ rief er.

Aber Felix ließ es fein bleiben. Romymus stand fest und entschlossen, all seine junge Kraft anbietend. Der Geselle mochte noch so wütend reißen und zerren; kein Loslassen erfolgte.

„Wart, ich komm, um dir zu helfen!“ schrie der Schneider.

„Bleib nur am Geschäft! Wir werden allein mit dem Gutebel fertig,“ wehrte die Seilerin verächtlich ab.

Amsonst. Gleich darauf schoß der Helfer aus dem Hause und rannte wie ein wütender Stier auf den Buben los. Dem Anprall konnte der nicht standhalten. Baus, lag er am Boden — baus! fauste der Bengel auf ihn nieder. Doch nur ein einzigesmal. Im Nu stand er wieder auf den Beinen, und wie der Blitz raste er davon, durch die Büsche den Berghang hinauf. Wohl rannte Felix hinter ihm drein. Erfolglos! Nicht nur die Spur verlor er, auch seine Pelzkappe. Das war ihm zuviel! Entnütigt gab er die Verfolgung auf.

„Wart nur, Bettelbub!“ schnaubte er und ballte beide Fäuste, „dir will ich's einstreichen! Komm mir nur heut nacht ins Bett. Zu Bibbeliskäs' zerdrück' ich dich!“

Dieser Gefahr wollte sich der vorsichtige Romymus nicht aussetzen. Am andern Morgen beim Frühstück berichtete der Gesell, daß der Bube nachts nicht in die Kammer gekommen sei. Er müsse wohl durchgebrannt sein. „Etwas Gescheiteres hätt' er nicht tun können,“ höhnte die Seilerin.

Urseli und Kätterli waren anderer Meinung. Die Mutter, maulte Urseli, solle überhaupt freundlicher gegen den Buben sein. Sie solle ihm ein neu Gewand machen lassen; dann werde sie sehen, was für ein hübscher Bursch er sei. Ja, stimmte ihr Kätterli bei, das ganze Haus dürfe stolz auf den hübschen, klugen Romy sein. Ihn und keinen andern wolle es einmal heiraten.

Eifrig fiel ihr Urseli in die Rede, das solle sie sich nur aus dem Kopf schlagen. Es wolle den Romymus, es, es.

Die Mutter setzte ihnen daraufhin gehörig die Köpfe zurecht. Ob sie vom Teufel besessen seien, fragte sie, daß sie sich so erniedrigen wollten. Sie hätten Bagen zu erhoffen und somit die beste Aussicht, dereinst einmal einen vermöglichen Bürgerssohn mit gutgehendem Geschäfte zu bekommen oder was Aehnliches.

Die Maidli fuhren beide auf und wollten Gegenvorstellungen machen. Sie kamen aber

nicht mehr dazu. Wüst wetternd betrat der Seiler die Stube, den Ronymus am Ohre hinter sich herziehend.

Auf dem Heuboden hatte er den Buben schlafend gefunden, und nun hub ein großes Verhör an: warum, weswegen, wieso?

Als der Seiler vernahm, daß Ronymus lediglich das Heu dem Bibbeliskäs vorgezogen, beruhigte er sich. Um gründliche Abhilfe zu schaffen, tat er einen kurzen Befehl: „Der Bub schläft fortan beim Landel!“

Der Seilergesell frohlockte innerlich, daß er des Bettgenossen los und ledig war. Sein Gesicht strahlte wie der Frühlingsvollmond. Den ganzen Tag über war er nicht recht bei seinem Geschäft. Seine Seile, sonst glatt und gleichmäßig, daß jeder sie loben mußte, gerieten heute jämmerlich. Stümperhaft sahen sie heut drein; rauh und holperig fühlten sie sich an — es war eine Schande! Und im Stalle vergaß er, den Röhren, denen er sonst der treueste Pfleger war, die Streu zu erneuern. Eine schwere Arbeit ging durch seinen dicken Kopf. Heidenmäßig machte sie ihm zu schaffen. Doch gegen Abend ging ein frohes, zufriedenes Grinsen über sein breites, laubfleckiges Gesicht. Sie war getan und geraten. Als er sich nachts auf seinem Strohsacke streckte, fing er mit krötenfalscher Stimme heiter zu singen an:

„Wie ist's im Schwabenland so nett!
Da singen sie: Ein Mann, ein Bett!“

„Halt deinen dummen Schnabel, Schwab,“ unterbrach ihn Landel giftig. Wenn du foppen willst, mach deine Berslein selbst. Ist keine Kunst, nachzusingen, was ein anderer gemacht hat.“

„Nur ausjungen lassen, Schneiderle, nur ausjungen lassen,“ antwortete Felix und sang dann weiter:

„Im Badnerlände, ei, ei, ei,
Da heißt's: Ein Bett und drinnen zwei.
Und manchmal sind's nur anderthalb:
Ein ganzer Bub, ein halbes Kalb.“

Nun schnarchte der Schneider, und wie kräftig! Etliche Abende spielte Felix seinen Trumpf aus. Dann aber gab es eine große Veränderung. Schuld daran war ein Kopfschütteln, ein leichtes, unbedeutendes Kopfschütteln. — Kleine Ursachen, große Wirkungen!

Der Herr Rentner Wilhelm Weinhold, der sich in Kalifornien als Goldgräber ein schweres Vermögen zusammengerackert hatte, und nun, in die Heimat zurückgekehrt, im Amtstädtchen im Tale unten ein gemüthliches Ruheleben führte, kam eines Tages ins Dorf herauf. Erst kehrte er im „Abler“ ein und trank drei Viertel, wovon er eins zu zahlen vergaß. Alsdann drückte er sein Mundglas ins rechte Auge und unterzog

die berühmte gotische Wallfahrtskirche einer Besichtigung. Schließlich kaufte er auf dem Rückwege bei dem als billig bekannten Seilerpeter drei Röllchen Bindfaden. Der Krämer im Städtchen heischte für das Röllchen zehn Pfennig, der Peter im Dörflein nur acht. Das machte bei drei Röllchen bare sechs Pfennig aus, und weil Herr Weinhold noch etliche Röllchen im Rockärmel mitgehen hieß, stellte sich die Anschaffung noch erheblich billiger.

Mit zufriedenerm Schmunzeln empfahl sich der Wiedermann, und die Seilerin gab ihm, ihre bessere Seite hervorkehrend, das Geleit auf die Haustreppe hinaus. Dort blieb der Herr Rentner aus Kalifornien noch eine Weile stehen und weidete sich an dem Ballspiele, das Urjeli und Kätterli ausführten. Das Bückeli stand auch in der Nähe und sah mit sehnsüchtigen Blicken dem fliegenden Ball zu. Von Mittundürfen war keine Rede.

Weinholds Augen ruhten mit Wohlbehagen auf den rosigen Wangen und blühenden Nacken der stattlich schönen Mädchen. Seine Nasenflügel blähten sich auf und er schnalzte mit der Zunge. „Zwei saubere Geschöpfe,“ sagte er, „wenn die erst einige Jahre älter sind! Gehören wohl Ihnen, Frau? Was?“

„Ja,“ sagte die Seilerin, und der Stolz blitzte ihr aus den Augen.

„Und die Kleine da,“ fragte er, auf Fränzeli weisend, „die ist wohl aus der Nachbarschaft?“

Die Seilerin nickte.

Ronymus aber, der gerade mit einem hochgehäuften Arm voll Seilerwaren von der Bahn kam und die Treppe hinaufschritt, schüttelte verneinend den Kopf.

Wie da das Weib auffuhr!

„Bettelbub, elender, geh deines Wegs!“

So schnell der Bursch konnte, hüchelte er die Treppe hinauf. Im Laden oben brachte er die Waren, die er schleppte, jegliche an ihren Platz. Er war noch nicht zu Ende, da entlud sich ein schweres Donnerwetter über seinem Haupte. Die Hausfrau schnaubte herein, ergriff ein dickes Wagenzeil und ließ es auf ihn niedersausen. Sein Geschrei vermischte sich mit den Bitten Fränzels, das die Mutter vergeblich um Schonung für den Knaben anrief. Dazu ertönte noch Landels meckernde Stimme, der wissen wollte, was der Gutedel wieder „gebosget“ habe, und dem die Schadenfreude über des verhassten Bettgenossen Niederlage hell aus den bösen Augenlein blitzte.

„Ins Gespräch hat er sich gemischt,“ kriech die Seilerin, „aus dem Hause muß mir der Galgenvogel! Eher gibt es keine Ruh!“

Der Bube verteidigte sich: kein einziges Wort habe er gesagt.

„Über den Kopf hast geschüttelt,“ schrie das Weib.

Das gab er zu. Sie aber, behauptete er, sei schuld daran, warum auch habe sie genickt.

Hui! Damit kam er böß an.

Sie könne tun, was ihr beliebe, fauchte die Seilerin, sie lasse sich von keinem Bettelbuben zurechtweisen. Ohrfeigen und Prüffe gab es noch in Hülle und Fülle, und dann slog der Bub die hohe Treppe hinab.

Schweigend trabte er auf die Seilerbahn. Kopf und Rücken schmerzten ihn, doch biß er die Zähne zusammen und ließ sich nichts anmerken. Auch noch den Spott des Seilergesellen einstecken? Nein, nur das nicht!

Am Abend, da dieser als Kuchnecht sich nützlich machte, schlich Konymus hinter das Haus. Im Schopfe auf den Balken fand er, in sich zusammengekauert, Fränzeli. Große Tränen rannen ihm die Wangen herab.

„Warum weinst?“ fragte er und fuhr ihm leicht über den Scheitel.

„Weil mich die Mutter verleugnet hat.“ Und in Schluchzen ausbrechend rief es: „O ich armer, buckliger Tropf! Kein Mensch hat mich gern. Alle schämen sich an mir.“

Konymus bot seine ganze Beredsamkeit auf, das Kind zu trösten. Ob es nicht an den Vater denke! Der sei doch allzeit freundlich und lieb mit ihm. Immer streichle und tätschle er es. Es solle doch nicht ungerecht sein.

Der Vater, lenkte es ein, ja, der sei gut mit ihm, aber sonst niemand, niemand.

„So,“ entgegnete der Bub, „bin ich niemand? Ich hab' dich so lieb, so gern, daß ich es dir gar nit sagen kann.“

„Ist's wahr?“ ruft das Kind und blickt ihn mit fragenden Augen an.

„Zawohl, alles, alles will ich für dich tun!“ erwidert der Knabe übereifrig.

Mit Entzücken vernimmt das Mädchen die Beteuerung, und es beeilt sich, das Wort alsbald in die Tat umzusetzen. Nach dem waldigen Holderberg deutet es, durch dessen hochragende Tannen das Abendrot funkelt. Dort hinaus solle er mit ihm fliehen, weit, weit fort.

Der Knabe schüttelt abwehrend den blonden Kopf. „Das geht nit, Fränzeli! Da müßten wir Flügel haben.“

„Mein, ich mach' dir Flügel!“ tönt die Stimme des Felix, und er treibt Konymus in den Stall. „Willst gleich Häcksel schneiden, Tagdieb, fauler!“ —

Oben in der Stube schaut das Schneiderlein erst zweimal forschend nach rechts und ebenso nach links. Dann kichert es und glockt die Seilerin lauernd an.

„Was haßt, Landel?“ fragt sie unwirsch.

Der darauf mit einer süßsauren Stimme: „Wißt Ihr auch, was die Leut' sagen?“

„Was sagen sie?“

„Der Konymus — —, hihhi.“

„Paß aus! Kreuzteufel!“ stößt das Weib ärgerlich hervor.

Der Landel tut erst verlegen, räuspert sich, guckt wieder nach Tür und Fenster und wirft es dann der Meisterin wie eine fertige Flickarbeit hin: „Sie sagen, hihhi, der Peter — wär' sein Vater!“

„Wem sein Vater?“

„Oh, wem seiner? Dem Bub seiner.“

Wie vom Schlag gerührt steht die Frau, stumm und starr. Dann sinkt sie auf einen Stuhl, schlingt die Hände um das Knie und blickt mit großen Augen ins Leere hinein. Aber wie nun das Leben in sie zurückkehrt, strömt's gleich einem Wildwasser von ihren Lippen: „Jetzt geht mir ein Licht auf! Jetzt wird mir alles klar! O ich dumms, einfältigs Weibsbild! Wo hab' ich denn meine fünf Sinne gehabt! Da soll doch gleich ein heiligs Donnerwetter dreinfahren in eine solche Wirtschafft!“

Sie stutzt ein wenig und sinnt. Dann aber fährt sie wütend auf den Schneider los und packt ihn mit aller Wucht an der Brust.

„Wer hat's gesagt, wer — wer?“

„Alle, alle jagen's.“

„Wer sind die alle?“

An den gespreizten Fingern fängt der Schneider an herzuzählen: „Der Felix, der Bierwirt, der Ziegler-Kaveri, der alt Müller, der Bogt-Misi und weiß der Henker wer noch. Uebrigens braucht man nur den Buben anzugucken, dann hat man Beweis genug. Die gleichen Augen auf und nieder wie der Peter, das Kinn, der Mund, das Haar! Alles, alles außs Tüpfel wie beim Peter. Und gerade so stark und stolz ist der Bub wie er. Wie ein Ei dem andern gleicht er ihm.“

„Der soll mir nur heimkommen!“ grollt das Weib.

Und er kam heim. Aus dem „Adler“ kam er heim, spät abends, als die Kinder schon alle zur Ruhe gegangen waren. Nur die Hausfrau und der Schneider saßen noch in der Stube. Unheilfäden hatten sie zusammen gesponnen.

„Der Bub muß fort,“ begrüßte sie den Heimkehrenden.

„Nätter,“ entgegnete er gutmütig, „siehst denn nicht, wie unser Fränzeli an dem Buben hängt? Seit der im Hause ist, blüht es ordentlich auf, nicht anders als eine junge Ros'. Geh, laß ihn doch seine Freud und sein bißchen Sonnenlicht.“

„Fort muß er, fort!“ wiederholte die Frau, und ihre Augen verhießen nichts Gutes.

„Fort? Warum?“ fragte der Mann.

„Weil ich es satt hab', deinen Bankert länger zu füttern.“

Der Meister fuhr zurück. Wie ein Faustschlag traf ihn dieses Wort. Fassungslos stand er eine geraume Weile. Aber dann brach's aus ihm heraus: „Was fällt dir ein? Bist vom

Bösen befehen?“ Mit Zornesblicken maß er das Weib.

Sie aber fuhr mit schneidendem Hohn fort: „Verstell dich nit so arg, elender Mensch. Tu nit so großartig. Das ganze Dorf schwagt von deiner Hinterlist.“

Der schwer Beleidigte nahm sich zusammen. Vielleicht ist's besser, gütlicher zu reden, wenn das Gewissen rein ist: „Gleich soll mich der Schlag treffen, gleich hier auf der Stelle, wenn mich der Bub ein Härchen angeht! Ist's nicht möglich, eine Guttat auszuüben auf dieser erbärmlichen Welt, ohne daß einen die Schandmäuler mit Gift und Galle besudeln?“

Einen Augenblick kam das Weib ins Wanken, einen kurzen Augenblick. Dann sprach der böse Geist von neuem aus ihr: „Es bleibt dabei. Aus dem Hause muß mir der Schlingel, unbedingt!“

Der Seiler hatte genug. Er ergriff seinen Hut, warf die Türe ins Schloß und schritt wieder hin, woher er gekommen war, im Wein den Zorn und Verger hinabzuspülen.

Am andern Morgen brach der Vulkan von neuem aus: „Der Bub muß fort!“



Und sagt mit einer süßsauren Stimme: „Wißt Ihr auch, was die Leut' sagen?“

Jetzt zeigte der Mann den Meister: „Der Bub bleibt!“

„Dann geh' ich. Mit Magdskindern hau' ich nit unter einem Dach.“

Wütend schrie sie die Worte heraus, und die Tat folgte. Ohne Säumen warf sich die Seilerin in ihren Sonntagsstaat, setzte die schwarze Spitzenhaube auf und nahm den großmächtigen

Bollenhut an den linken, die viereckige Strohtasche an den rechten Arm.

Gar nicht gleichmütig sah der Seiler ihrem Tun und Treiben zu. So, geradejo hatte sie es vor Jahren einer Kleinigkeit wegen gemacht. Ins Elternhaus war sie heimgekehrt und hatte ihn geschlagene vierzehn Tage lang hilflos und allein zappeln lassen. Da war es ihm vergangen, Früh- und Dämmererschoppen zu trinken. Böß hatte ihn die Grausame an das Haus gebannt. Die Kindsmagd hatte er machen müssen. Wrrr! Ihn schauderte, wenn er daran dachte. Noch einmal diesen Jammer mitmachen? Nein! Lieber den Buben opfern. Er geht ihn ja eigentlich doch nichts an, nicht ein Härlein. Wozu sich selbst das Leben vergällen? „Mach keine dummen Geschichten, Kätterle,“ lenkte er ein, „häng Hut und Tasche nur wieder an den Nagel und bleib da. Ich bitt' dich, nimm Vernunft an.“

„Der Bub muß fort!“ wiederholte sie heftig aufbrausend.

„So will ich ihn in Gottes Namen denn fort schaffen,“ erwiderte er nachgiebig.

Die Frau traute ihren Ohren kaum. Mißtrauisch blickte sie den Seiler von der Seite an.

„Aber heut noch!“ sagte sie. Es war wieder fester Boden unter ihren Füßen.

„Heut noch!“ nickte er.

Als Ronymus bald darauf die Stube betritt, wird ihm gesagt, er solle ohne Säumen sein Sonntagsgewand anziehen.

Warum das? Es sei ja heut Donnerstag, erwidert der Bub.

„Gleichviel,“ brummt der Seiler, „du weißt, ich bin dein Vormund, und nach meiner Pfeife hast zu tanzen. Pack unverzüglich deine Siebensachen zusammen. Wir gehen ins Städtlein. Du kommst ins Waisenhaus.“

Und da ihn der Bub erlösend anblickt, legt er ihm die breite Rechte auf die Schulter und sagt in mildem Ton, der recht aus dem Herzen kommt: „'s ist besser so, Ronymus, für dich und für uns.“

Der Knab steht eine Weile regungslos da. Ein fast männlicher Trotz ist auf seinem Gesicht zu lesen.

„Nun, wird's bald?“ herrscht ihn die Hausfrau an. Da beißt der Ronymus erst recht die Zähne zusammen. Ein zweiter Zuruf der Seilerin, und schon hat er die Türflinke erfaßt und eilt mit festen Schritten in die Dachkammer hinauf. Dort sucht der Bub die wenigen Dinge zusammen, die sein eigen sind. Der Gang ins Waisenhaus könnte beginnen. Wenn nur das Schwerste nit wär! Der Abschied vom Fränzeli.

Auf der Laube, die an der Längsseite des Hauses hinläuft, trifft er das Mägdelein. „Frän-

zeli," sagt er und reicht ihr die Hand. „V'hüt Gott will ich dir noch schnell sagen.“

Das Fränzeli macht große, verwunderte Augen.

„V'hüt Gott? Was willst damit sagen?“

„Daß ich fortgeh.“

„Fort? Wohin?“

„Ins Waisenhaus.“

„O Himmel!“ jammert das Kind und tut einen wahren Angstblick an dem Buben hinauf, „hat's die Mutter jetzt doch fertigbracht? Armer, armer Kony! Du dauerst mich von Herzen! Kriegt nit genug zu essen! O je, mußst Hunger leiden.“

„So schlimm wird's nit sein,“ erwidert er und zwingt sich zum Lachen.

„So geh denn in Gottes Namen, und gelt, du vergiffest mich nit?“ Ihre Augen sind feucht, wie sie das sagt; aber sie will es dem Gespielen nicht schwer machen.

„Nein, Fränzeli,“ antwortet er treuherzig, „immer werd' ich an dich denken.“ Er faßt ihre beiden Händchen und schüttelt sie mit kräftigem Druck. „V'hüt dich Gott,“ stößt er mit überschlagender Stimme hervor, und dann hat der Konymus sein Reisebündel vom Boden genommen und sich umgewendet, denn es war Zeit zum Gehen.

Da springt die Kleine herzu und faßt ihn am Saum seines verwaschenen Kittels. „Wart noch ein bizzeli.“ „Sie eilt darauf weg und kehrt mit einem Etwas in den Händen zurück. Das Gesangbüchlein ist's. In die Hände drückt's ihm Fränzeli: „Da, Konymus, das schenk' ich dir.“

Und als er zögert, die Gabe anzunehmen, drängt es mit kindlicher Festigkeit: „Nimm's nur, nimm's. Es soll dir ein Andenken an mich sein. Und gelt, du denkst ab und zu an den Schopf und an die Balken, darauf wir beieinander geessen sind?“

„Ja, Fränzeli, ja,“ beteuert er bewegt. Mehr kann er nicht mehr sagen, der Bub, und schreitet an des Seilers Seite dem Städtlein zu.

Auf der Laube steht die Seilerin und schaut den beiden mit zufriednem Lächeln nach. Und noch einer strahlt und freut sich unbändig, der Landel. Er zittert und zappelt ganz vor Entzücken. Und in seinem Hochgefühl sticht er sich fest in den Finger. „Au!“ und leckt mit seiner giftigen Schneiderszunge das quellende Blut ab. Bald ist der Schmerz vergessen. Von neuem näht er drauf los. Dann aber nimmt er die Bithen von der Fensterbank, stimmt und summt etwas vor sich hin. Nachts überrascht er dann den Felix mit neuen Versen:

„Jetzt kann ich lustig sein und froh.
Ich schlaf für mich! Holdbriah!
Und wenn auch in der Nachbarschaft
Ein Zugstier schnarcht aus Leibestraß,
Ich laß' ihn schnarchen. O wie fein
Lieg' sich's im Bett allein, allein!“

Heute stellte sich Felix aber nicht schlafend. Munter sang er mit. Es gab einen prächtigen Zwiegesang. Der heimkehrende Seiler aber hat ihm mit einem gottsträflichen Donnerwetter ein End' gemacht.

Nun war der Bettelbub im Waisenhaus. Jeden Morgen und jeden Abend betete er mit den andern Buben kniend den Rosenkranz. Und jedesmal fügte er zum Schluß im stillen bei: „Lieber Gott, schütz und schirm auch das Fränzeli in Mariabrunn.“

Es gefiel Konymus nicht übel bei den frommen Schwestern. Küsse und böse Worte wurden ihm nicht zuteil, wohl aber Essen genug. Fränzeli's Sorge war ganz unnötig gewesen. Aber auch Schatten lagen auf seinem Weg. Schwer hatte er durch einige der Waisenknaben zu leiden. Die kleinen Schrättelein, die fürchtete er nicht. Die hätte er alle samt und sonders in den Hofensack gesteckt. Doch zwei mordsmäßige Kerle, die Stumpfnase und der Neger, waren ihm böse Widersacher. Unheimlich sahen sie drein, und Kräfte hatten sie, daß Konymus davor graute. Kaum hatte er den Fuß ins Haus gesetzt, sofort bündelte die Stumpfnase mit ihm an. Weil Konymus auch von stattlicher Länge war, juckte es ihn, die Kraft des „Frischen“ zu erproben. „Du Dickkopf,“ höhnte die Stumpfnase und versetzte dem Gegner mit dem Ellenbogen einen Stoß. Im Handumdrehen waren sie aneinander. Konymus wehrte sich aus Leibekräften; aber die Stumpfnase war gewandter. Sie legte ihn in den Sand.

Nicht lange darnach geriet er mit dem Neger hintereinander. Dieser hatte eine Geige, auf der er nicht übel spielte. Bald hatte ihm einer gemeldet, daß der „Frische“ ein Liederbüchlein habe.

„Her mit! Ich will draus spielen.“

Konymus gab es ihm.

Der Neger spielte etliche der Lieder herunter und Konymus hörte zu. Eines „In die Ferne möcht' ich ziehen“ erinnerte ihn an Fränzeli.

„Spiel's nochmal,“ bat er.

„Warum?“

„Weil ich's gern hör'.“

„Dann spiel' ich's zum Troß nit.“

Nicht um alles tat er ihm den Gefallen.

Schließlich wollte Konymus sein Büchlein wieder haben.

Doch der Neger grinste ihn tückisch an und sagte: „Bist du verrückt? Das Büchlein gehört jetzt mir.“

„Dir? Warum?“

„Weil ich der Stärkere bin.“

„Das wollen wir erst noch sehen.“

Sie rangen. Lang und wechselvoll war der Kampf. Endlich unterlag der Frische, und der Neger behielt Fränzeli's Büchlein. Konymus

war tief unglücklich. Das Andenken zurückzuerobern war sein einziges Sinnen und Denken. Aufmerksam ließ er seine Augen schweifen. Und siehe! Nach einigen Tagen hatte er heraus, daß der Räuber die Beute in einer Zigarrenschatel unter seinem Bette verwahrt hielt. Er paßte eine günstige Gelegenheit ab und eignete sich mit festem, kühnem Griffe sein Eigentum wieder an.

In dickes Papier schlug er das Büchlein ein, dreifach, und vergrub es im fernsten Winkel des Anstaltsgartens unter dem alten Rußbaum.

Der Keger wurde rasend, als er den Verlust bemerkte. Er peinigte Konymus auf alle Arten. Er schlug, er kratzte, er biß, er trat ihn, um die Rückgabe des Büchleins zu erzwingen. Umsonst! Der Schwabenbube ertrug die Mißhandlungen geduldig. Nicht um alles rückte er mit einem Wort, geschweige mit dem Büchlein heraus. Er dachte an Fränzeli, und der Gedanke gab ihm Kraft, zu leiden und zu dulden.

Der Herbst und der Winter vergingen, ohne daß er das Kind je sah, noch eine Silbe von ihm hörte. Als

aber der Frühling kam und mit ihm der Frauentag, da wurden die Waisenknaben zu langem Zuge aufgestellt, und fort ging's zur Wallfahrt nach Mariabrunn.

Gleichgültig trabten sie betend des Weges hin. Nur einem schlug die Brust höher, dem Konymus.

Je näher sie der schönen Wallfahrtskirche kamen, desto mehr erfüllte ihn Freude.

Ob er Fränzeli sehen wird? Einzig dieser Gedanke durchzitterte ihn. Weit waren seine blauen Augen geöffnet, als der Zug am stattlichen Hause des Seilers vorüberschritt. Suchend schweiften sie über die lange Laube hin, suchend von Fenster zu Fenster. Doch nirgends eine Spur von dem Mädchen. Nur das Schneiderlein bekam er zu Gesicht, das, zu seinem Fenster sich hinauslehrend, scharf und schrill in den

Frühlingmorgen hineinpfiß. Nach wandte Konymus sich zur Seite. Nein, von dem wollte er nicht gesehen werden. Von dem am allerwenigsten!

Dem Seilerhänschen, darin er wochenlang den Hangel gedreht, warf er im Vorüberschreiten auch einen Blick zu. Des Feiertags wegen ruhte heute die Arbeit dort. Den Seilergesellen bekam er aber dennoch zu sehen. In der Wallfahrtskirche ganz hinten saß er in einer Bank und ließ seine alte Pelzkappe durch die Finger gleiten. Seine sonst so ruhigen Augen flackerten hell auf, als er den „Landsmann“ erschaute. Dieser nickte ihm lächelnd zu und drängte, die andern Waisenbuben weit hinter sich lassend, mit aller Macht vorwärts. Erst bei dem eisernen Gitter, das das Kirchenschiff von dem hoch-

ragenden, kühn aufstrebenden Chor trennt, machte er halt. Dicht vor dem Gitter waren die Mädchenbänke. Die Augen des Buben suchten reg und emsig. Wichtig! Dort schimmerten goldblonde Flechten. Dort knieten Urseli und Rätterli. Wie flott sie ausfahen! Blühende Rosen konn-

ten nicht schöner sein. Aber wo war sie — die Schwester? Ob er zehnfach auch Reihe für Reihe der Mädchen durchmusterte, Fränzelis dunkle Zöpfchen mit den roten Zierbändern konnte er nirgends gewahren. Eine gewaltige Sehnsucht kam über ihn. Weder der festliche Gesang, der von der Empore herabhallte, noch der herrliche Schmuck des Marienaltars konnte seine Sinne fesseln. Ein nie gekannter Drang kam über ihn. Hinans aus dem Gotteshause, zu Fränzeli trieb es ihn hin.

Wo die Kleine nur zu finden sein mochte? Vielleicht hinter dem Hause an seinem Lieblingsplätzchen. Dort in der Ferne reckt der alte Schopf seinen Giebel empor. Doch nicht den nächsten Weg darf er gehen. Der Landel oder sonst eines im Seilerhause könnt' ihn sehen und ihm das Plaudern mit Fränzeli gründlich ver-



Die Seilerin schaut ihm mit zufriedenen Lächeln nach.

salzen. Mit List heißt es zu Werk gehen. Rasch steigt er an der Berghalde empor. Bald nimmt der Wald ihn auf, und gedeckt durch dessen Dichtigkeit, nähert er sich auf Umwegen dem Hause. Hinter einem Baumriesen am Waldrande sich verbergend, läßt er einen hellen Pfiff erschallen. Ein zweites und drittes Mal wiederholt er ihn. Sieh! Ein dunkler Scheitel taucht aus dem Schopfe auf. Fränzeli tritt heraus. Ihr Auge schweift suchend empor. Jetzt hat sie den Freund erpäht. Einen Freundscrei stößt das Mädchen aus.

„Kony!“

„Fränzeli!“

Die Hände reichen sie sich. Kein weiteres Wort kommt über ihre Lippen. Mit großen Augen sehen sie sich schweigend an.

„Gott im Himmel sei Dank! Er hat nicht hungern müssen,“ denkt das Kind, „gut sieht er aus.“

Durch das Herz des Buben aber zittert bange Sorge. Aengstlich ruhen seine Blicke auf den Wangen der Kleinen. Wie blaß sie sind, wie eingefallen! Barm hat das Fränzeli immer dreingesehen; nun aber liegt ein Zug süßester und doch so wehmüthiger Milde auf diesem schmalen Gesichtlein.

„Wie geht's, Fränzeli?“ fragt der Bub endlich.

„Jetzt wieder besser,“ haucht das Kind, „viele, viele Wochen lang bin ich im Bett gelegen. Doch nun darf ich gottlob wieder auf sein. Aber weißt, Kony, in die Schule darf ich nit und in die Kirch' noch weniger. Der Doktor sagt, Schullust und Weihrauch seien Gift für meine Brust. Jetzt sit' ich halt so ums Haus herum und laß mich von der Sonn' anscheinen.“

„Und dir, Kony,“ fuhr das Mädchen mit liebem Lächeln fort, „dir geht es sicher gut. Schöne rote Backen hast.“

„Siehst du,“ scherzt er, „deine Sorge um mich war unnötig. Sie haben mich keinen Hunger leiden lassen.“ Aber da merkt er auch, wie müd das Mädchen ist. „Komm,“ sagt er freundlich und schiebt es sanft vorwärts. Auf den alten Balken, wo sie so oft gesessen, lassen sie sich nieder.

„Sind sie gut mit dir, die Schwestern?“ fragt Fränzeli.

„Die Schwestern schon,“ antwortet er, „aber die Buben, o, die Buben — —“

„Was ist mit denen?“ fragt sie teilnahmsvoll.

„Viel auszustehen hab' ich durch sie.“

„Hau sie, Kony, klopf sie.“

„Ja, wenn man nur so könnte.“

„Du bist doch so stark.“

„Das schon; aber zwei sind da, der Neger und die Stumpfnase, die sind noch viel, viel stärker. O, die peinigen mich; es ist kaum zu sagen. In den Mühlbach haben sie mich geworfen, schon ein halbes Duzendmal. Was es

nur Böses gibt, haben sie an mir verübt. Schon wiederholt war ich daran, durchzubrennen.“

„Brenn durch, brenn durch!“ rief das Mädchen, „und daß du's weißt, mich mußt mitnehmen.“

Sie hielt ängstlich inne und sandte forschende Blicke nach allen Seiten. Dann fuhr sie flüsternd fort: „Es ist ernst gemeint, Kony, komm! Laß uns lieber gleich durchbrennen!“

Seine Hände fest umklammernd und ihn vorwärtsziehend, sagt sie hastig: „Weit, weit fort wollen wir! Manche Nacht bin ich schlaflos in meinem Bett gelegen und hab' an dich gedacht und hab' geweint! Du weißt nit, Kony, was ich leiden muß! Jeden Tag dreimal stehen sie vor dem Herrgottswinkel und beten. Und jedesmal, wenn es heißt: ‚Erlöse uns von dem Uebel‘, schießen sie nach mir hin.“

„Wer? Wer?“ fragt der Freund mit zornigen Augen.

„Meine Mutter und die Schwestern.“

„Es ist nit möglich,“ sagt er und ballt die Fäuste.

„Es ist so,“ versichert das Kind, „komm, Konymus! Keinen Augenblick mag ich mehr bleiben! Fort will ich, weit, weit fort!“

Aufgesprungen ist sie und müht sich, mit dem bißchen Kraft, das noch in ihr lebt, den Buben fortzuziehen.

„Was fällt dir ein, Fränzeli,“ wehrt er, „du bist jung und dumm und weißt nit, wie es draußen zugeht in der Welt. Meine Mutter, als sie noch lebte, die hat mich oft gewarnt. ‚Bub, halt aus,‘ hat sie gesagt, keine dummen, tappigen Streiche gemacht! Nicht fliegen wollen! Schrittlein machen, Schrittlein! Eins nach dem andern.“

Aber Fränzeli, wie in einem Fieber, hört nicht mehr auf seine Einwendungen. Mit zitternden Fingern zeigt sie nach dem Holderberg hin: „Siehst du, dort, wo abends die Sonne durch die Bäume schimmert, dort hinaus wollen wir wandern. Dort muß das Glück wohnen. Dort müssen bessere Menschen sein. Komm, Kony, komm, laß uns fort. Wir wollen schon unser Brot verdienen. Wir schaffen bei einem Bauer, wollen arbeiten und beisammenbleiben. Es wird uns nit schlimmer gehen.“

„O Fränzeli, wo denkst du hin!“ eifert der Bub, „dort hinaus kommen wir nach Frankreich. Da sind wir gleich im Elend. Da sprechen die Leut' welsch. Wir verstehen sie nit und sie uns nit. Verhungern werden wir.“

Sie erschrickt und blickt eine Weile sinnend zu Boden. „So gehen wir einen andern Weg. Jrgendwo muß ein Plätzlein sein, wo wir bleiben können. Du hast mir früher immer von einer Base drunten im Murgthal erzählt —“

Konymus stand betroffen.

„Komm, zu der wollen wir fliehen,“ redete das Kind stürmisch auf den Buben ein.

Dieser rührt sich nicht.

„Meinst, die Base nimmt uns nit auf?“

„Doch — aber —“

„Was aber?“

„Zärtlich schlang er den Arm um ihre schmalen Schultern und sagte so mild, als er konnte: „Bleib da, Fränzeli, 's ist nirgends schöner als dacheim.“

„Beim Vater,“ meinte es zögernd, „bei dem blieb' ich gern, recht gern; aber die Schwestern und die Mutter, die will ich nimmer sehen. Nein! ich mag nimmer!“

Sie hatte sich in eine heftige Aufregung hingeredet. Ihre sonst so bleichen Wangen hatten sich lebhaft gerötet. Ein heiseres Husten befahl sie, und es dauerte geraume Zeit, bis sie wieder ruhig geworden.

Konynmus wendete noch tausend Worte auf, das Kind von seinem törichtem Vorhaben abzubringen.

Alle verhallten erfolglos.

„In Gottes Namen denn, er wird uns nit verlassen!“ seufzte er zuletzt, und das Bild der alten Base, das bis jetzt nur grau und verschleiert in seiner Erinnerung gestanden, hellte sich auf und erschien schärfer, klarer, freundlicher.

Er nahm das Mädchen an der Hand und schritt mit ihm den Berg hinan. Packan, der Wolfshund, lief laut bellend neben Fränzeli her. Durchaus wollte er nicht von seiner Seite weichen. Mit Steinwürfen scheuchte ihn Konynmus endlich zurück.

Durch Busch und Dorn, über Felsen und Geröll schritten sie hin. Hoch in den Tannenforst hinaufsteigend und dann in weitem Bogen das Dorf umgehend, flohen sie. Nach langer Wanderung schlugen sie einen Fußpfad ein, der steil bergab führte. Der Wald lichtete sich und ein Weinberg tat sich vor ihnen auf, an dessen Fuß wie ein breites Band die Landstraße hinzog.

„Zuchhu!“ jauchzte Konynmus, „bald sind wir unten, und dann wandert sich's leichter.“ Er munterte Fränzeli auf, mit ihm vollends hinunterzusteigen.

Mit einem Kopfschütteln antwortet ihm das Mädchen. Der anstrengende, weglose Marsch hatte es ganz erschöpft. Todmüde sank es am Waldrande nieder.

„Ach,“ seufzte es, „wenn wir doch nur schon im Murgtal bei der Base wären! Ob sie uns wohl gut aufnimmt?“

Konynmus suchte ihre Sorge zu zerstreuen. Die Base würde sie gerne aufnehmen; die Base sei gut. Eigentümerin eines Kramladens sei sie. Da wird Fränzeli ihr helfen, wird Kaffee und Zucker, Faden und Bänder verkaufen. Er wird unterdessen bei einem Bildhauer in die Lehre gehen. Und wenn er das Geschäft recht loshat, wird er die Welt durchwandern und sich als reicher Mann wieder bei der Base ein-

stellen. Dann wird er im Gärtlein der Base sich mit Fränzeli auf die grüne Bank setzen und ihm von den vielen großen Städten erzählen und von den schönen Bildwerken, die er darin gesehen.

Das Mädchen hörte seine Worte nur noch halb. Ein sanfter Schlummer senkte sich auf ihre müden Augenlider.

Wehmutsvoll ruhen Konyns Blicke auf dem schlafenden Mädchen. Ein Hauch nur noch denkt sie ihm. Wird sie der Wanderung gewachsen sein? Neue kommt über den Buben, aber auch Mattigkeit, Schlaf. Doch er bezwingt sich. Er steht auf, und an den Stamm einer Tanne gelehnt, späht er auf Pfad und Straße, ob keine Gefahr drohe. Er mochte sich wohl denken, daß der Seiler alles aufbieten werde, sein Kind wiederzuerlangen.

Stunde um Stunde entschwand. Die Sonne neigte sich bald zum Untergange, als Fränzeli endlich erwachte. Eilig stiegen sie den Weinberg hinab und schritten die breite Straße hin.

Das Städtlein kam in Sicht. Nun hieß es List und Vorsicht brauchen. In der Hauptstraße sich sehen zu lassen, war gefährlich. Allzuleicht konnten sie dort von dem Vater und seinem Anhang aufgegriffen werden. Sie zogen deshalb abseits am Flußdamme hinunter.

Kaum lag das Städtchen hinter ihnen, fragte Fränzeli, ob sie nun bald im Murgtal bei der Base seien.

Nach drei Tagen möge sie wieder fragen.

Weinend brach das Kind zusammen. „Ich kann nit weiter; komm, laß uns ausruhen!“ bat es.

Unter einer mächtigen Pappel, die sich neben dem Damme emporreckte, ließen sie sich nieder.

Ein Mann kam gemessenen Schrittes den Damme heraufgeschritten, der Herr Rentner Wilhelm Weinhold. In Heimhofen, dem Dorfe, das in der Ebene draußen liegt, hatte er der Mühle einen Besuch gemacht und billiges Mehl eingekauft. Ueberglücklich in dem Gedanken, am Pfund drei Pfennig gespart zu haben, schleppte er sein Zehnpfundpaket keuchend heimwärts.

„Ei der Tausend!“ redete er die Kastenden freundlich an, „da sind ja Leutchen aus Maria-brunn! Ihr seid wohl recht müde?“

„Ja, Herr,“ antwortete Konynmus, „wir ruhen aus.“

„Schön,“ nickte er und maß mit prüfendem Blicke die hochgewachsene Gestalt des Buben.

„Hör einmal, Junge,“ sagte er, „du könntest mir einen Dienst erweisen.“

Konynmus sah ihn gespannt an.

„Du könntest mir dieses Paketchen eine Strecke weit tragen. Wir gehen doch denselben Weg miteinander.“

„Nein,“ erwiderte der Bub kopfschüttelnd und

wies mit der Hand nach der fernen Mühle hin, „unser Weg geht dort hinaus.“

„Schade,“ brummte der Herr Rentner in seinen grauen Bart und schritt pustend mit seiner Last weiter, dem Städtchen zu.

„Auf, Fränzeli!“ rief der Knabe nach einer Weile, „komm, laß uns jetzt wieder gehen. Hier können wir nicht bleiben. Bald wird es Nacht.“

„Laß mich liegen, Kony,“ bat das Mädchen.



Konymus suchte ihre Sorge zu zerstreuen.

E.B.

„Nur noch bis zur gedeckten Brücke!“ drängte er, „dort ist eine Bank, auf der wollen wir übernachten.“

Mühsam schleppte sich das Kind, von Konymus gestützt, weiter.

Endlich war die Brücke erreicht. In einer Nische am Eingange stand die Bank. Aufatmend ließ sich das Mädchen darauf nieder. „O, wie ich Hunger hab!“ klagte es.

Der Bub ging fort und kehrte nach einer Viertelstunde mit einem Stückchen Brot zurück.

„Woher hast's?“ fragte Fränzeli, heißhungrig hineinbeißend.

„Bettelbub haben sie mich immer geschimpft,“ antwortete er, „und war doch keiner. Heut aber bin ich einer geworden. In der Sägmühl' oben hab' ich's erbettelt.“

Und da er das Wort ausgesprochen hatte, stieß Fränzeli einen Schrei aus. Konymus, eine Gefahr ahnend, drehte sich hastig um. In den Tod erschrak er. Dicht vor ihm stand Fränzeli's Vater, der Seilerpeter.

Auf der Suche nach seinem Lieblinge war er dem Kalifornier begegnet und von diesem auf die rechte Fährte gewiesen worden.

Wortlos umschlang er sein Kind und drückte es freudebebend mit Macht an seine Brust.

Dann ließ er es langsam und sacht auf die Bank niedergleiten, wandte sich um und hatte im nächsten Augenblick Konymus am Kragen.

Mit seinem dicken Meerrohrstock bearbeitete er ihn, daß es dem Buben schwarz und blau wurde, nicht nur vor den Augen, auch auf der Rückseite des Körpers.

Trotz der unmenschlichen Tracht, die auf ihn niederhagelte, gab Konymus keinen Klage laut von sich. Fränzeli sollte ihn nicht weinen hören.

Dafür schrie das Mädchen, und wie flehentlich! Zu Füßen warf es sich dem Vater und umklammerte dessen Beine. Inständig bat es ihn, abzulassen von dem Buben. Nicht er, es einzig und allein trage die Schuld an der Flucht. Der rasende Seiler hörte nicht auf sein Bitten. Erst als sein Arm erlahmte, hörte er mit Zuschlagen auf.

„Bettelbub, elender!“ schrie er, und seine sonst so gutmütigen Augen quollen ihm fast aus den Höhlen, „der Tag soll dir zeitlebens in Erinnerung bleiben, an dem du mir mein Liebste aus dem Hause fortgelockt und zur Landstreicherin gemacht hast! Hab' ich das um dich verdient, Hund, verfluchter? Hab' ich dich deshalb dem Lumpensammler aus den Klauen gerissen? Hab' ich mich deshalb zu deinem Vormund hergegeben? Hab' ich deshalb aus meiner eigenen Tasche die Waisenhauskosten für dich bezahlt?“

Konymus schwieg. Kein Wort der Verteidigung kam über seine Lippen.

Sein todmüdes Kind auf die Arme nehmend, schritt der Seiler der nahen Sägmühle zu. Für Geld und gute Worte bekam er dort ein Fuhrwerk.

Er und das Mädchen nahmen auf dem Lederpolster Platz; der Bube durfte hinten in der Benne sich niederlegen.

Brrr! ging's talauf. Im Städtchen vor dem Waisenhaus wurde haltgemacht und der Ausreißer den frommen Schwestern abgeliefert.

Ein Stündchen darauf war auch Fränzeli wieder daheim.

Siebe bekam Konymus von den frommen Schwestern keine, hingegen Bleiwassermuschläge.

Zur Strafe durfte er aber ein volles Jahr nicht mehr an den Frauentagen die Wallfahrt nach Mariabrunn mitmachen.

Ein volles Jahr! Wie lange ist es! Und wie viel tausendmal gedachte Konymus in dieser Zeit seiner Wandergesährtin! Doch nichts, kein Wörtchen, kein Lebenszeichen drang von ihr an sein Ohr. Oft, wenn er mit zwei, drei Waisenbuben auf den Wellenstein zum Bächlebur wanderte, um beim Herbstes oder Dreschen zu helfen, blieb er unterwegs stehen und sah sehnsüchtig in die Ferne nach der Stelle hin, wo hochgiebelig die ehrwürdige, von den Benediktinern erbaute Wallfahrtskirche von Mariabrunn sich emporreckte.

„Was hast nur zu gucken, Dickkopf?“ höhnten der Neger und die Stumpfnase, „juckt's dich, wieder auszurücken? Sehntst du dich wieder nach Bleiwasserumschlagen?“

Nach solchen Hänseleien setzte es regelmäßig Kämpfe ab, die aber zur Betrübniß des Schwabenbuben jeweils mit seiner Niederlage endigten.

Einmal, als er im Garten des Waisenhauses unter dem großen Nußbaum Nüsse auflos, sah er seinen Vormund, den Seiler, draußen vorübergehen. Gar zu gern wäre er ihm entgegengeflogen, um nach Fränzeli sich zu erkundigen. Des stattlichen Mannes stattlicher Stock rief aber derart unliebsame Erinnerungen in seiner Seele wach, daß ihm das Fliegen und das Fragen verging.

Einige Monate darnach, als er einmal aus der Schule heimschritt und in Gedanken die wenigen Tage zählte, die ihn noch vom Beginn seiner Lehrzeit trennten, begegnete er dem Landel.

„Grüß Gott, Landolin!“ rief er ihm zu, „was macht das Fränzeli?“

„'s rüstet sich zur Reif“,“ antwortete er spöttisch, „willst nit mit, Bettelbub, lumpiger?“

Des Knaben Faust ballte sich zusammen.

Das Schneiderlein machte lange Schritte, um aus seiner Nähe zu kommen.

„Grüß mir 's Fränzeli!“ rief der Bube dem Flüchtigen nach.

Als der Lenz wieder über die waldreichen Berge lugte und der Frauentag nahte, faßte sich Ronymus ein Herz. Ins Stüblein der Oberin trat er und bat sie, da nunmehr das Jahr abgelaufen, ihn wieder an der Wallfahrt nach Mariabrunn teilnehmen zu lassen.

Ein guter Bescheid wurde ihm: Weil er sich so brav und fleißig gehalten, solle seinem Wunsch willfahrt sein; doch erwarte sie, daß er sich streng der Ordnung füge und nicht den geringsten Anlaß zur Unzufriedenheit gebe.

Aus überquellendem Herzen dankte der Knabe der Schwester Oberin und gelobte Gehorsam in allen Stücken.

Ueberglücklich schritt er am Festtage im Zuge dahin. Ach, daß er Flügel gehabt hätte! Die Schrättelein gingen ihm viel zu langsam. Frömmere als je betete er den Rosenkranz. Doch als der Zug durchs Dorf ging, vergaß er, der besten Vorsätze ungeachtet, des Betens.

Nun kam das Seilerhaus in Sicht. Regflogen des Buben Blicke von Fenster zu Fenster. Doch kein Fränzeli zeigte sich.

So mächtig es ihn in der Wallfahrtskirche auch zum kunstvollen schmiedeeisernen Gitter hinzog, er überwand die Versuchung. Inmitten der Bubenchar blieb er vor der altersgrauen Gnadenkapelle, die in das hochragende Schiff der Kirche niedlich eingebaut war, auf den harten Steinfließen knien.

Nach Beendigung des Gottesdienstes jedoch

drängte er sich zu Schwester Theresia vor und bat sie, ihm zu erlauben, daß er seinem Vormunde, dem Seilerpeter, ein Grüß Gott sage. Schon lag ein strenges Nein auf ihren schmalen Lippen. Doch der flehentliche Blick aus seinen treuen Augen rührte sie. „Geh denn,“ sagte sie, „mach's aber kurz. Wir beten hinter der Kirche noch den Kreuzweg. Bis wir damit zu Ende sind, mußt du zurück sein.“

Er versprach's.

Heute machte er keine Umwege. Frisch und herzlich schritt er auf das Haus seines Vormundes los. Auf der hohen Staffel stand hemdärmelig, aber die Pelzmütze auf dem dichtbewaldeten Kopfe sein Landsmann, der Felix.

„Grüß Gott, Felix!“ jagt er, „wie geht's dem Fränzeli?“

„Dem geht's gut,“ antwortet der wortfarge Mensch, schreitet die Treppe hinab und läßt den Buben stehen.

Ronymus nimmt die barsche Kürze des Seilergejellen nicht zu Herzen. Er stürmt die Treppe hinauf und betritt die Stube.

Die Seilerin und ihre zwei blonden Töchter, die noch schöner, noch herrlicher aufgeblüht sind, treten ihm entgegen. Aber was ist das? Alle drei tragen schwarze Kleider.

„Wie geht's dem Fränzeli?“ fragt er angstvoll.

„'s Fränzeli ist tot,“ erwidert die Frau giftig, „kannst es nimmer fortlocken, Hexenmeister!“ Und ihn verächtlich vom Kopf bis zu den Füßen messend, fragt sie: „Was willst, Bettelbub? Willst fechten? Da hast was!“

Sie zieht ihr Geldtäschchen aus den Falten des Trauergewandes und reicht ihm einen roten Pfennig hin.

Die zwei Schönen brechen in ein schallendes Gelächter aus.

Er erbleicht, aber er sagt kein Wort. Und ohne Gruß geht er hinaus.

Packan, der Wolfshund, gesellt sich zu ihm. Er schnuppert an ihm herum und schmiegt sich, seinen alten Freund erkennend, mit freudigem Wollen froh an ihn an. Ronymus tätschelt ihm den netten Kopf und reicht ihm den Beck, den er in der Tasche bei sich trägt.

Hinter das Haus geht er alsdann. Das Plätzchen will er noch einmal sehen, wo Fränzeli so gerne gefessen hat. Doch nichts mehr ist von den alten, schwarzen Kelterbalken, ihrem Märchenstige, zu gewahren. Hohe Weigen von Reifigwellen erheben sich an der Stelle.

Einige Augenblicke steht er schmerzlich bewegt in Sinnen und Schweigen versunken. Dann geht er fort und schreitet den schmalen Pfad bergan, der nach dem Gottesacker führt.

Dort sucht er lange, sucht und findet. „Franziska Winterhalter“ liest er auf einem von

weißem Flor umflatterten Kreuze. Ein Grab schmückt es, aus dem sich die ersten Frühlingskräutchen hervordrängen. Er kniet daran nieder und betet. Vaterunser betet er. Und als er spricht: „Erlöse uns von dem Uebel,“ krampft sich sein Herz zusammen. Er sinkt vorwärts und sein Gesicht berührt die kühle Erde. —

Als die Waisenknaben gerade bei der letzten Station des Kreuzweges angelangt waren, stellte sich Konymus wieder ein.



Dort sucht er lange, sucht und findet.

„Hat's wieder eine Tracht abgesetzt?“ fragte der Neger, und die Stumpfnase wollte wissen, ob der Seiler ihn mit einem Bagenstrick oder einem Garbenseil verwalft habe. Konymus hörte die Worte wohl; aber sie schmerzten ihn nicht.

Seine Seele trug tieferes Leid. Am Abend des gleichen Tages zog es ihn hinaus in den Garten, in die ferne, stille Ecke, wo der große Nußbaum stand, an dessen weit- ausgreifenden Aesten sich die Knospen erschlossen. Als er hinkam, stand er wie vom Schläge gerührt. Der Grund war emporgewühlt. Der findige Feind hatte das Nest entdeckt und ausgenommen.

Tränen des Zornes traten dem Knaben in die Augen, und seine Zähne knirschten vor Ingrimm. In stürmischer Hast eilte er dem Hause zu.

Als er am Mühlbach vorüberflog, packte ihn eine feste Hand am Nacken. Die Stumpfnase war's, die ihn aufhielt.

„Herrschaft, hast du heiß, Dickkopf,“ geiferte der Kaufbold. Tüchlich und teuflisch glühten seine geschlitzten Augen. „Du mußt ein Bad nehmen,“ zischte er grinsend, „'s ist zwar jetzt im März noch ein bißchen frisch; aber solch einem gesunden Schwabenbrocken schadet's nichts.“

Mit voller Wucht fuhr er auf Konymus los, um ihn in den hochgehenden Bach hinabzustößen. So ohne weiteres sollte es ihm aber doch nicht gelingen. Konymus setzte sich tapfer zur Wehr. Und sonderbar! Wie Feuerzglut durchwogte es ihn. Kräfte, die er nie gefühlt hatte, brausten

heute durch seine Adern. Ein schweres Ringen hebt an. Bald ist der Heimtuck Meister, bald der rasende Konymus. Jetzt aber, plumps, liegt einer im Bache, — die Stumpfnase.

Mörderlich schreit der triefende Tropf um Hilfe. Der Sieger streckt bereitwillig den Arm aus und zieht den Abgekühlten aus der Flut.

Schlotternd trollt er sich davon. Er hat genug. Erst als er weit genug von seinem Gegner entfernt ist und keinen Angriff mehr zu befürchten hat, erwacht die Teufelsnatur wieder in ihm.

„Wart, Schwab,“ ruft er, „ich sag's der Schwester. Wart, du kriegst dein Fett!“

Konymus schlägt einen gelinden Trab an, als ob er ihn verfolgen wolle. Hui, wie da der patschnasse Strolch Reihhaus nimmt!

Im Hofe trifft der Sieger den Buchdieb. Umgeben von einem Schwarm Schrättelein, die bewundernd an ihm emporsehen, steht er auf einem Pflanzkübel. In der Hand hält er das geraubte Buch und singt Lieder daraus vor, sie in Wort und Ton jämmerlich und widerwärtig entstellend. Und je wüster der Unhold heult, desto lauter jauchzt das Völklein ihm Beifall zu.

„Mein Büchlein her!“ ruft Konymus drohend, durchbricht den Bubenkreis und streckt den Arm nach seinem Eigentum aus, um es mit raschem Griff zu erhaschen.

Doch links und rechts schlägt es ihm der Räuber um die Ohren.

Im Nu hat Konymus den Gegner am Kragen und ein zweiter Kampf beginnt, den die Buben mit Entzücken verfolgen. Samt und sonders nehmen sie für den Neger Partei.

„D je,“ hört man rufen, „Dickkopf, du bist verloren! Gegen den Neger kommst in alle Ewigkeit nit auf!“

Konymus läßt sich nicht entmutigen. Mit tollem Ungestüm umschlingt er den Feind. Wilde Wut flammt ihm aus den Augen.

Aber, o weh, der Gewandtheit des Gegners ist er nicht gewachsen. Mit einer schnellen Wendung dreht ihn dieser herum. Fast kommt er dem Boden nahe. Mit äußerster Kraftentfaltung nur gelingt es ihm, wieder Fuß zu fassen. Doch sieh! Was ist's, das ihm ein flüchtiger Blick auf der Erde zeigt? Der Kampfpfeis, Fränzels Buch. Es läuft Gefahr, in den Grund gestampft zu werden. Fränzels Gabe! Fränzels Andenken!

Unheimlich durchquillt es Konymus. Der Rachedrang verleiht ihm Niesenkraft. Hoch auf reckt er sich. Ha, schau! Sein Gegner wankt. Ein dumpfer Fall! Besiegt liegt er am Boden.

„Laß los!“ stöhnt er, nach Atem verlangend.

Konymus zieht seine Hände zurück. Das Büchlein hebt er auf, und es vom Schmutze reinigend, entfernt er sich.

Unter dem großen Nußbaume setzt er sich ins Gras. Lange sitzt er regungslos. Der ermattete

Körper bedarf der Erholung. Als endlich die Atemzüge ruhiger gehen, öffnet er das Büchlein und blättert darin. Ein blaues Seidenfädchen schaut oben heraus. Wo es eingelegt ist, schlägt er auf und liest:

Meine Seele gleicht der Taube,
Die sich birgt im Felsgestein,
Wird der Erde nicht zum Raube.
In den Himmel dringt mein Glaube,
Meine Lieb' und Sehnsucht ein.

Er läßt das Büchlein sinken und blickt träumend in die Ferne.

Im Westen leuchtet das Abendrot. Sinnend blickt er hinein. Dort hat sie hingewollt, das Glück zu suchen. Nun ist sie dort, in weiter, weiter Ferne. Er starrt hinein in die Goldglut, und silbern zittert es über seine bräunliche Wange.

Er schämt sich. Seine Hand fährt über das Gesicht. Auf springt er. Stark ist er heute geworden. Die Gegner hat er niedergedrungen. In den Stamm des Nußbaumes gelehnt, blickt er in die scheidende Sonne. Freisch und mutig blicken seine hellen Augen. Ein Mann wird er werden. Er wird kämpfen — und in aller Lebensnot siegen.

Der gelbe Bettel.

Erzählung von Franz Wichmann.

Unterhalb der Mühle, wo der Weg in scharfer Biegung sich um den vorspringenden Felsen wandte, hatte Vitus Wind sich auf einen Stein niedergelassen. Den Kopf in die Hand gestützt, lauschte er. Diesmal konnte die Tyroler Burga ihm nicht ausweichen, wenn sie vom Dorf zurückkam. Und Klarheit mußte er haben. Seit das mit der roten Elfe sich zer schlagen, wußte er, was er an der Burga gehabt hätte. Wich sie ihm seit seiner Rückkehr auch aus, die Liebe, die sie einmal empfunden, konnte doch nicht aus ihrem Herzen gewichen sein. Dieses Schwanken und Zweifeln griff seine starke Natur an wie ein körperlicher Schmerz, und darum mußte ein Ende gemacht werden.

Seine kraftvolle, geschmeidige Gestalt rechte sich wie in siegesicherer Entschlossenheit, und ein fester Wille schien alle Muskeln des elastischen Körpers zu straffen. Dann aber, als sein geübtes Ohr den leisen Schall sich nähernder Schritte unterschied, befiel ihn doch ein ungewohntes Zittern. Und ehe er desselben Herr werden konnte, bog das Mädchen schon um den Felsen.

Einen Augenblick war es, als ob sie erschrocken umkehren wollte, dann aber warf sie den Kopf mit dem reichen schwarzen Haar in den Nacken und ihre dunklen Augen blickten starr geradeaus. Rascher ausschreitend als zuvor, suchte sie an dem jungen Burschen vorüberzukommen.

Lehrer Hinfender. Vote für 1917.

Vitus aber, von seinen Gefühlen überwältigt, machte Miene, ihr den schmalen Weg zu vertreten. „Bin ich dir keines Grußes mehr wert, Burga?“ Es klang mehr grollend als vorwurfsvoll.

Zäh blieb sie stehen, das bleiche, ernste Gesicht, das weniger schöne als regelmäßige, gewinnende Züge trug, ruhig und fest auf das seine gerichtet. „Ich hab' keinen Gruß von dir gehört.“

Die Antwort verwirrte ihn. „Verzeih, dein plötzliches Erscheinen überraschte mich so.“ —

Tief, wie forschend, blickte sie ihm ins Auge. „Nein, Vitus, das ist die Wahrheit nicht. Ich weiß ja längst, daß du mich von neuem verfolgst.“

„Ich habe dich immer liebgehabt, Burga,“ stieß er keuchend hervor, und seine Augen klammerten sich mit fiebernder Glut an den schlanken, anmutigen, von dunklem Gewande umhüllten Mädchenleib.

Hochaufgerichtet stand sie vor ihm. „Lüg



Einen Augenblick war es, als ob sie erschrocken umkehren wollte.

nicht, Vitus. Der Auer Martl hat im Dorfe alles erzählt. Die rote Elfe — —“

Erblässhend biß er die Zähne zusammen, seine Augen suchten den Boden. „Sie hat mit mir nur gespielt,“ stieß er mit dem heiseren Tone der Beschämung hervor.

„Wie du mit mir. Aber ich weiß wohl, ich hab' einen Trost,“ klang es bitter. „Ich war ja nicht die einzige. Weil du als der schmutzeste, Bursch in Schroffenberg giltst, haben die Dir-

nen dich verwöhnt. Vielen hast du es so gemacht, — mit allen geschäkert und niemals es ernst gemeint.“

„Ich geb' es zu,“ bekannte er schuldbewußt, „aber nicht bei dir —“

„Freilich, weil ich nicht war wie die andern. Das reizte dich, — und ich Törrin nahm dich ernst. Ich hab' es gebüßt und abgeschlossen damit. Was willst du jetzt noch?“

„Auch büßen, Burga,“ antwortete er kleinlaut, mit einem leisen Flehen in der Stimme. „In der roten Else hab' ich mich getäuscht. Falsch, wie alle diese geputzten Stadtdirnen, hat sie nur mit mir gespielt und mit einem andern mich ausgelacht. Da hab' ich erst erkannt, was ich an deiner Lieb' befeßen, und schau, Burga, darum bin ich zu dir zurückgekehrt.“

„Und das nennst du büßen?“ Wie schneidender Hohn klang es aus den Worten.

Vitus Wind würgte an einer Antwort; aber es fiel ihm nichts ein, und wie mit einer stummen Bitte um Verzeihung streckte er zögernd die Hand aus.

Das Mädchen schien seine Bewegung nicht zu bemerken oder es wollte sie nicht verstehen. Und immer noch vergeblich auf seine Erwiderung wartend, brach sie das Schweigen: „Sonst hast du mir nichts zu sagen?“

„Viel, — o so viel,“ brach Vitus aus. „Der Vater und die Mutter, — das weißt du ja, — gern hätten sie's gesehen, wenn ich die reiche Fichtner Traudl vom Taubenhof genommen hätt'. Aber sie zwingen mich nicht, — ich hab' meinen freien Willen — und der ist, Burga,“ — er atmete schwer auf, als ob es ihn einen schweren Entschluß koste — „daß du mein Weib wirst!“

Sie schüttelte den Kopf und ihre Lippen bewegten sich wie vom Hohne geschürzt. „Weil du mich anders nicht besitzen kannst. So geschieht hättest früher sein sollen. Jetzt ist's zu spät.“

Die schroffe Antwort traf ihn wie ein Schlag, daß er taumelnd einen Schritt zurücktrat. „Ich hab' dich nie vergessen, Burga,“ stotterte er.

„Auch bei der roten Else nicht?“

„Immer hab' ich an dich gedacht,“ beteuerte er. „Und mein Vater ist der reichste Mann im Dorf —“

Der verächtliche Ausdruck, der auf des Mädchens Gesicht sich ausdrückte, ließ ihn mitten im Satz abbrechen. „Schad', daß er's ist. Sonst wärst vielleicht ein anderer und hättest nicht gemeint, daß die Tyrlers Burga um Geld zu kaufen wär'. Oder glaubst vielleicht,“ fuhr sie sich plötzlich selbst in Eifer redend fort, „weil mein Vater früh gestorben ist, weil ich arm bin und eine kranke Mutter hab', die jeden Tag das Zeitliche segnen kann, — darum hätt' ich mich mit dir eingelassen? Nur weil ich an deine Lieb' geglaubt und sie für ehrlich gehalten hab' —“

„Sie ist's gewesen, Burga, — ich schwör' dir's,“ fiel er ihr ins Wort.

„Einen Sommer lang, bis du zum Militär in die Stadt mußtest und die Else kennen lerntest,“ rief das Mädchen bitter. „Wirst ihn schon kennen, den alten Spruch: Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht!“

Vitus gewann das Schwerste über sich: er demütigte sich: „Burga, ich hab' dir unrecht getan, — aber glaub' mir, — jetzt — —“

Sie schwieg. Doch in ihren Augen glaubte er zu lesen, was sie dachte: „Lüge — es war alles Lüge.“ Da begann er von neuem: „Wenn du willst, Burga, geh' ich heut noch zum Pfarramt, wegen dem Aufgebot.“

Noch verächtlicher wie zuvor zuckte es um ihren Mund: „Es geht nicht so schnell damit. Und während der Zeit könntest wieder eine andere finden —“

Er hatte geglaubt, daß sie jubelnd in seine Arme fliegen würde, und stand jetzt wie erstarrt. „Laß den Spott, Burga,“ brachte er mühsam hervor, „ich habe ihn ja verdient. Aber jetzt im Ernst — sag Ja!“

„Nein!“

Er glaubte seinen Ohren nicht zu trauen, als ihm das kalt und hart entgegenklang. Die Bäume drehten sich um ihn, Himmel und Erde zerflossen in eins und vor seinen Augen breitete sich ein schwarzer Schleier. „Nein?“ wiederholte er tonlos. „Ja, was willst du denn sonst?“

„Nichts. — Kann sein, daß es dich reut, was du mir angetan hast. Aber Nein' ist keine Lieb', und ich mag keinen Mann, der mich nicht gern hat.“

„Ich schwöre dir's, Burga — —“

„Schwöre nicht,“ unterbrach sie ihn, „den Meineid straft Gott. Ich hab' meine Lieb' vergeben an den Mann, dem ich geglaubt habe. Mit dem Glauben ist auch die Liebe dahin.“

Vitus Wind verlor plötzlich die Geduld. Er, der Sohn des reichen Dürrenhofers, sollte sich das sagen lassen! Der eitle, verwöhnte Bursche, dem alle Mädchen nachliefen, regte sich wieder in ihm, sein Selbstgefühl war tödlich getroffen, und alles Blut wich aus seinem Gesichte.

„Burga,“ knirschte er zwischen den Zähnen hervor, „wenn das dein letztes Wort ist —“

Sein drohender Ton erschreckte sie nicht. „Nun?“ fragte sie ruhig.

„Dann komme ich nimmer wieder,“ schrie er auf und stürzte wie ein Wahnsinniger davon.

— — — — —
Aber Vitus Wind kam doch wieder, einmal noch.

Lange Zeit hatte es wie dumpfe Betäubung auf ihm gelegen. Er suchte sich zu zerstreuen, aber der alte, zuversichtliche Frohsinn war von ihm gewichen. Selbst die Mädchen, die seinen Besitz als das höchste Glück erachteten, begannen

ihn langweilig zu finden. Er zog sich auf sich selbst zurück, suchte in der Arbeit Vergessen. Tagsüber ging es; aber mit dem Feierabend kamen auch die Gedanken. Im Ticktack der Uhr hörte er Burgas Namen; die Glocken läuteten ihn; in den Eisblumen am Fenster stand er geschrieben und im Wirbeln der Flocken tanzte ihr Bild hundertfach vor seinen Augen.

Das Frühjahr machte es nur schlimmer. Er fand keinen Schlaf mehr. Mitten in der Nacht weckte ihn heftiges Herzklopfen. Er konnte die Sonne nicht leuchten, die Blumen nicht blühen sehen — alles erinnerte ihn an sie. Sein Zustand wurde unerträglich. Die Eltern schüttelten besorgt den Kopf, wenn er mittags vor seinem Teller saß, wie geistesabwesend ins Leere starrte und kaum einen Bissen anrührte. Sie redeten ihm zu: es sei Zeit, ein Weib zu freien. Er sollte die reiche Traudl vom Taubenhof nehmen. Dann brach er in wildes Lachen aus, ballte die Fäuste, stand auf und ließ sich nicht mehr sehen.

Eine blinde, wilde Leidenschaft, wie er sie nie gekannt, hatte ihn ergriffen. Er mußte Burga besitzen, — jetzt erst recht, seit sie sich ihm für immer entziehen zu wollen schien. Seit dem Frühjahr wußte er's, seit ihre alte, kränkliche, Jahre hindurch leidende Mutter gestorben. Das kleine Anwesen neben der Sägmühle war schon verkauft, ihr winziges Hab und Gut hatte sie zusammengepackt, um, sobald sich ihr eine ihren Unterhalt sichernde Stelle bot, das Dorf zu verlassen. Aber nein, — nie durfte das geschehen! Der bloße Gedanke daran hätte ihn wahnsinnig machen können. Und Wahnsinn war es, was ihm einen furchtbaren Gedanken eingab. An der gleichen Stelle, wo der Felsen gegen den Stallenbach vorprang, wollte er sie noch einmal erwarten. Das Geländer über der tiefen Schlucht war morsch. Wenn sie auf ihrem Willen bestand, sich weigerte, — ein Stoß genügte. Er folgte ihr, — und für immer verschlang sie die tosende Flut.

Am einem sonnigen Maitag war's. Der Auftrieb zur Alm stand bevor. Da führte er's aus. Sein Vorsatz stand fest. Nicht tückisch wollte er sie morden. Sie sollte wissen, was ihr bevorstand. Und die Todesdrohung mußte sie in seine Arme zwingen.

Die Stunde, da sie vom Dorfe zurückkam, war gut abgepaßt. Nur wenige Minuten brauchte er zu warten. Dann ging sie so rasch an ihm vorüber, daß er ihr nachsehen mußte.

„Burga!“ Es war eine solche Verzweiflung in seiner Stimme, daß Notburga stehenblieb. Doch sie erwiderte nichts, sie atmete nur tief und schwer.

„Ist's wahr, daß du fort willst?“

„Auf die Hirschkopfsalm, ja, den Sommer über, bis sich was Besseres findet. Hernach geh' ich ganz.“

„Ich leid's nicht,“ presste er hervor.

Sie wich langsam vor ihm zurück. Das düstere Feuer, das aus seinen Augen sprühte, erschreckte sie. „Was kümmert's dich? Ich tu', was ich mag.“

„Das sollst du nicht.“

„Doch —“

Noch zwei Schritte machte sie rückwärts. Dann stützte sie sich gegen das Geländer, gerade dem Heilandsbilde gegenüber, das unter einem grünbemooften Holzgiebeldach an der Felswand hing.

„Wenn du's willst, daß wir beide unglücklich werden,“ keuchte heiser seine Stimme an ihr Ohr, dann —“ Er hob den Arm, aber im gleichen Augenblick ließ er ihn wieder sinken. Sein Blick war auf das Heiligenbild gefallen. So mahnend ernst, so tieftraurig und mitleidsvoll zugleich hatte der dornengekrönte Erlöser ihn angesehen, daß die geplante Todsfünde ihm plötzlich mit Zentnerlast aufs Gewissen fiel. Wenn es Gottes Wille war, konnte er's nicht erzwingen. — Der Gedanke lähmte plötzlich seinen Entschluß, und halb wie Klage, halb wie Bitte kamen die Worte von seinen Lippen: „Burga, begreißt du denn nicht, daß ich dich besitzen muß —“

„Das begreif' ich,“ antwortete sie ruhig, „und gerade darum kann's nicht sein. Damals, als du mich haben konntest, warst du mich fort. Jetzt ist's nur sündhafte Leidenschaft, keine wahre Liebe. Das gäb' kein Glück. Darum behüt' dich Gott, Bitus, — für immer.“

Ehe er recht zur Besinnung kam, war sie davon, ohne noch einmal den Kopf zu wenden, und mit langen, flüchtigen Schritten in dem kleinen Hause neben der Mühle verschwunden.

Stöhnend schlug er die Hände vors Gesicht. Jetzt wußte er's, — er hatte sie verloren für alle Zeit, — durch seine Schuld. Scheu, mit gesenktem Kopf, schlich er endlich davon, lange im Dunkel umherirrend, bis im Dorf die letzten Lichter erloschen und er unbemerkt seine Kammer erreichen konnte.

Tagelang lastete ein lähmender Schmerz auf ihm und machte ihn fast zu jeder Arbeit unfähig. Dann endlich raffte er sich auf. So ging es nicht weiter. Er mußte ein neues Leben beginnen, mit allem abschließen, was hinter ihm lag. Nur mit einer Gewalttat gegen sich selbst war das möglich. Und er entschloß sich dazu, — er ging auf den Taubenhof.

Auf der Hirschkopfsalm erwachte der Tag. Eine graue Helle breitete sich über den weiten Himmel und nahm im Osten eine rötlichgelbe Färbung an. Wie dunkle Wolken, deren zackige Säume sich leise röteten, ragten die Berge mit ihren Kämmen, Türmen und Zinnen in den wachsenden Lichtkreis. In der Tiefe des Stallen-

bachtals brütete noch schwarze Nacht, während der wolkenreine Aether des Julitages sich in Purpur kleidete. Ein rosigter Hauch glitt über die wunderlichen Nadeln und Zacken des Stallenhorns und übergoss die Felswände des Rauhen Todes mit rubinrothem Schein.

Die Keuigkeit, die sie am Abend aus dem Tale mitgebracht, hatte die Staudacher Leni nicht schlafen lassen. Selten genug kam ja eine Nachricht vom Dorfe herauf, und was sie jetzt erfahren, war schon vor Wochen geschehen. Darum war sie von ihrer Almhütte am Einsersjöchl schon in der Morgendämmerung zur Nachbarin am Hirschkopff hinübergelaufen und hatte ihr atemlos berichtet.

Jetzt bereute sie's fast, denn in der Tür der niedrigen, mit schweren Steinen belasteten, wetterbraunen Hütte stand die Tyrlere Burga wortlos, unbeweglich und mit einem seltsamen Zucken in dem blaß gewordenen Gesicht.

„Ich hätt' dir's wohl nicht sagen sollen,“ brach sie nach einer Pause das Schweigen.

Burga sah mit trockenen Augen ins Leere. „Warum nicht? Einmal hätt' ich's doch erfahren müssen.“ Und was sie noch dachte, sprach nur die innere Stimme: „Ich habe doch recht gehabt.“

„Aber daß es gerade die Taubenhöfer Traudl hat sein müssen —“

„Wenn sie ihn glücklich machen kann —“ des Mädchens Stimme klang tonlos, aber fest.

Die Leni schüttelte den Kopf. „Ich kann's nicht glauben. Man setzt doch nicht sein Leben auf's Spiel, wenn man bald heiraten will —“

„Was meinst?“ Wie jähes Erschrecken flog es über Burgas Züge.

„Nun, daß der Vitus jetzt einen Führer für die Fremden macht.“

Burga schien etwas anderes erwartet zu haben. Das Gehörte beruhigte sie, aber ihr Gesicht ward nachdenklich. „D, da droben hat er sich immer ausgekannt, da geschieht ihm nichts.“

„Aber er hätt's doch, weiß Gott, nicht nötig. Und gerade die gefährlichsten Wege. Gestern ist er wieder mit einem Fremden fort, — auf den Rauhen Tod, und von der schleichen Nordseite, haben sie gesagt, wo noch kein Christenmensch hinaufgekommen ist.“

Burga griff mit der Hand nach dem Halse, an dem Tuche rückend, als erschwere es ihr das Atmen. In ihre Augen kam ein feuchter Schimmer und ein Schauer lief über ihren Leib.

Aber die Staudacher Leni, die im gleichen Augenblick sich umgewandt hatte, bemerkte es nicht. Jetzt verschwäg' ich die Zeit,“ rief sie, „und not tut's, daß ich heimgeh'. Da kommt schon der Sepp, mich zu rufen.“

Aber Burga hatte schärfere Augen. Im Glanze der Sonnenscheibe, die eben wie ein funkelnder Schild über der majestätischen Alpen-

welt heraufstieg, erkannte sie den hastig über den sumpfigen Grasboden heraneilenden halbwüchsigem Burschen. „Das ist nicht der Geisbub. Der Walser Lenz ist's.“

„Der Lenz. Und vom Tale herauf? was bedeutet das?“ Von der hangen Ahnung eines Unglücks ergriffen, lief das Mädchen ihm entgegen. Burga aber lehnte sich schweaufatmend an den Türpfosten. Jetzt, da sie sich unbeobachtet sah, verließ sie die mühsam behauptete Kraft, und es war ihr, als ob sie zusammenbrechen müsse. „Also doch gelogen, alles — alles,“ stöhnte sie. „Sonst hätte er's nicht tun können.“ — Aber das seltsame Aussehen des jetzt herangekommenen Walsers Lenz riß sie aus ihren schmerzlichen Gedanken. Er siebte vor Erregung, seine Augen leuchteten, halb froh, halb grimmig, und während er sich mit den Hemdsärmeln den Schweiß von der Stirne wischte, wiederholte er immerfort: „Der gelbe Zettel, — der gelbe Zettel —“

Die Mädchen sahen sich verständnislos an. „Der Zettel, — was für ein Zettel, — was ist's damit?“

„Beim Bürgermeister klebt er, — und an der Post, — und beim Wirt. In der Nacht schon haben sie ihn hingepappt. Auf die Schattenalm muß ich und den Peter holen. Da hab' ich's auch euch gleich melden wollen, daß alle herunter müssen.“

Die Leni ward ärgerlich. „So red doch endlich gescheit, Bub. Man begreift ja kein Wort.“

„Weißt's nicht, was der gelbe Zettel bedeutet? — Aufgeh't's, mobil gemacht wird, gegen die Serben und Russen, die ganze schuftige Bagasch!“

„Heiliger Gott, — Krieg!“ schrie Leni auf. „Krieg gibt's. Und mein Nazl muß auch mit. — Behüt dich Gott, Burga, — und uns alle!“

Das Mädchen brachte kein Wort hervor. Nur mit der Hand konnte sie der Davoneilenden winken, während der Lenz mit seiner wichtigen Botschaft nach der Schattenalm weiterstürmte. — Krieg! — Wie ein Blitz aus heiterem Himmel ist das Wort in die friedliche Einsamkeit der Berge gefahren, um eine Welt in Flammen zu setzen. Vor ihren Augen sieht Burga ein Blutmeer wogen. Auch der Vitus treibt darauf, — versinkt, — streckt noch einmal die Arme empor. Wird sein letzter Gruß der Traudl gelten, oder? — Tränen schießen ihr in die Augen. Der Haß, der drohend sein finsternes Haupt erhebt, er weckt auch die Liebe. — So klein, so nichtig erscheint ihr plötzlich alles, was sie bisher bewegt. Ihr Stolz bricht zusammen bei dem Gedanken, daß sie vielleicht ihn nie wieder sehen wird. „Vitus, — Vitus!“ stöhnt sie mit bebenden Lippen, — — „ich war zu hart, — geh nicht im Zorn von mir! Ich habe ja schwerer getragen als du. Aber du durftest

nicht wissen, wie lieb ich dich hab'." — Ihre Worte erklangen in einem krampfhaften Schluchzen, mit dem sie sich wie verzweifelt zu Boden wirft.

Auf der Kandlerhütte, die lawinensicher unter den überhängenden Wänden des Rauhen Todes eingebaut war, klang ein Glockenzeichen.

Der Hüttenwart, der eben den Wirtschaftsraum auskehrte, stellte den Besen beiseit und



„Vitus, Vitus!“ röhnt sie . . .

rief an den Fernsprecher. Ob der Vitus Wind da oben sei, fragte man vom Dorfe herauf an. — Ja, der sei noch im Führerzimmer. — Dann solle er selbst an den Apparat kommen.

Bestürzt rannte der Hüttenwart hinüber. Das traf sich gut. Zwei Stunden zuvor war der Dürrenhofer von seiner halbsbrecherischen Kletterei auf den Gipfel des Rauhen Todes zurückgekehrt und der Fremde hatte bereits den Abstieg nach dem nächsten Tale angetreten. Jetzt wartete Vitus auf einen andern Herrn, den er über den Hirschkopf zum Klingenjoch und ins Kaltental hinabführen sollte. Von der vielen Anstrengung und der Hitze des Sommertages ermüdet, lehnte er mit dem Kopfe gegen die Bretterwand und mußte erst geweckt werden.

„Was, — ans Telephon soll ich?“ rief er sich schlaftrunken die Augen und starrte den Hüttenwart ziemlich verwundert an. „Vielleicht, daß der Herr den Ausflug nimmer machen will —“

„Die Stimme vom Expeditor war's, der gesprochen hat.“

Der Dürrenhofer stand schon selber am Kasten. „Da bin ich, was ist los?“

„Morgen bis zwölf Uhr sollen Sie auf dem Bezirkskommando zu Rottheim sein. Einrückten müssen S'!“

Vitus glaubte nicht recht verstanden zu haben.

„Einrückten, — mitten im Frieden?“ stammte er.

„Krieg gibt's!“

„Herrgott, Krieg!“ — Der Vitus vergaß, daß er am Fernsprecher stand, so laut schrie er es hinaus. Seine Augen flammten begeistert auf, der Bann düsteren Ernstes, der auf seinen Zügen lag, löste sich. „Gleich werd' ich kommen,“ antwortete er mit fast munterem Tone.

„Wie lange brauchst's denn herunter?“

„An die fünf Stunden schon —“

„Gut, so könnt's heut' abend noch im Dorfe sein.“

Der Hüttenwart, der von der Schreckensnachricht ganz niedergeschmettert da stand, begriff ihn nicht.

„Ich glaub' gar, du freust dich, Vitus?“

„Tu' ich auch. — Was Besseres kann's ja gar nicht geben. Wenn ich mich hier in den Felsen zu Tod stürze, würde niemand was davon haben. Ein unnützer Kerl wär' weniger geworden. Jetzt aber bin ich auch noch zu was nützlich. Und wenn mich eine Kugel trifft, nachher weiß ich doch, für was ich mein Leben laß'. Für unsern guten Kaiser und seine gerechte Sach'!“

Der Hüttenwart konnte sich nicht fassen. „Wie du nur redest! Und hast eine Braut, — die Traudl —“

„O mein, die grämt sich wegen meiner nicht zu lang. Nur den Alten zulieb haben wir uns versprochen. Wenn sonst keine mir nachweint —“ Er brach schnell ab, und der Schatten, der einen Augenblick sein wettergebräuntes Gesicht noch dunkler gefärbt, verflüchtigte sich wieder.

„Wenn der Herr kommt, — du weißt schon, wegen dem Hirschkopf —“

„Was soll ich ihm sagen?“

„Warten soll er halt bis übers Jahr, — bis wir den Kaiser von seinen Feinden befreit haben!“

Der Tyroler Burgen war noch alles wie ein Traum. Groß und feierlich wie immer lagen die Berge da, mit strahlendem Glanz stand am Sommerhimmel die Sonne. Die Glocken des weidenden Viehs klangen, die Blumen dufteten und vom Einslerjoch herab leuchtete die kleine weiße Kapelle, dem erhabenen Gott der Liebe geweiht. War es möglich, daß hinter dieser großen, andächtig stillen Welt des Friedens eine andere lag, darin Reid und Rachsucht herrschten, darin die Waffen klirren, die Wut brüllen und Ströme Blutes fließen sollten? Eine namenlose Angst ergriff sie plötzlich und trieb sie dem Kreuzstift zu, das da, wo der Weg vom Dorfe heraufkam, zwischen zwei knorrigen Wettertanen sich erhob.

„Sieh zu, ob ein Schmerz sei gleich meinem Schmerze!“ stand daran. Das richtete sie auf, gestärkt vom Gebet wollte sie sich erheben. Da fiel der Schatten einer menschlichen Gestalt über den Stamm des Kreuzes. Schreckhaftes Staunen malte sich in Burgas Blick, als sie die Tochter des Taubenhofers hinter sich stehen sah.

„Du, — Traudl!“ Ihre Stimme zitterte. Sie glaubte alles zu erraten. Vitus sollte ja droben am Rauhen Tod sein. — „Wen suchst du hier?“

„Dich,“ antwortete das schlanke, blonde Mädchen.

Verständnislos suchte Burga in ihrem Gesichte zu lesen. Die sah nicht aus wie eine glückliche Braut. Ein leiser, trauriger Ernst lag auf den hübschen, regelmäßigen Zügen. „Du bist doch mit ihm versprochen,“ stieß sie endlich mühsam hervor, „mit dem Dürrenhofer.“

„Heute glaube ich kein Recht mehr dazu zu haben, und darum bin ich zu dir gekommen.“ Da Burga sprachlos blieb, ergriff sie plötzlich ihre Hand und zog die Staumende in den Schatten der Tannen. „Schau, ich will dir alles sagen, — so offen zu dir sprechen, wie es der Vitus zu mir getan hat. Wenn einer ins Feld ziehen, dem Tod ins Auge sehen, vielleicht sein Leben opfern muß, dann darf keine Lüge in seinem Herzen sein. Und wenn der Vitus in letzter Not einen Namen rufen würde, — der meine wär's nicht, — aber ein anderer!“

„Das weißt?“ schrie Burga auf.

„Das weiß ich,“ bejahte die Taubenhofers Traudl und sah der Erregten fest und ruhig ins Gesicht. „Mag er's auch nicht ausgesprochen haben, aus seiner Stimme hab' ich's gehört, aus seinen Augen gelesen. Geleugnet hat er es auch nicht, wie lieb er dich gehabt. Und ich habe ihm nicht gezürnt darum. Ja, — wär' er weniger ehrlich gewesen, ich hätte ihm mein Wort nicht geben können.“

„Aber getan hast du es doch,“ stöhnte Burga, im Kampfe mit sich selbst.

„Nicht so, wie du meinst. Ich hab' seine Liebe nicht gesucht. Einen andern hab' ich seit Jahren im Herzen getragen, unsern Herrgott, und die reine Liebe zu ihm. Aber die Eltern haben meinen Wunsch, den wahren Frieden im Kloster zu finden, nicht erfüllen wollen, und man soll Vater und Mutter gehorsam sein. Darum hab' ich auch nachgegeben, weil ich wußte, daß sie es gern sahen, und dann, weil mir der Vitus leid getan hat. Du hast den Glauben an seine Liebe verloren gehabt, hast ihn abgewiesen — und ihn in Verzweiflung gestürzt.“

Burga brach plötzlich in krampfhaftes Schluchzen aus. „Das hab' ich nicht gewollt, — bei allen Heiligen nicht, — ich hab' ja nicht geahnt, daß es ihm ernst ist.“

„Hättest ihn sehen sollen, den armen Menschen. Ich begriff wohl, warum er zu mir kam. An mich, die Schwache, hat er sich klammern wollen, um nicht zu versinken. Aber jetzt, Burga, braucht er eine festere Stütze, an der er sich aufrichten kann. Verjag ihm den letzten Trost nicht, auch an was Liebes daheim denken zu dürfen, — wie so viele andere, die jetzt hinausmüssen in Not und Tod, — an ein Glück, für das er kämpfen, das er schützen muß.“

Mit grenzenloser, fast ehrfürchtiger Bewunderung starrte Burga die Sprechende an. „Du gibst ihn frei?“

„Ich fühl' es, daß ich ihn gar nicht besessen hab', daß ich ihm das rechte Glück nicht geben kann, — weil du zu ihm gehörst, — nicht ich. Soll ich dir nehmen, was dein ist? Ich weiß mir ein besser, christlicher Werk. Nicht irdischer, nein, himmlischer Liebe will ich dienen. Als Krankenpflegerin geh' ich mit ins Feld, die Leiden unserer Verwundeten zu lindern. Der Vitus aber hat eine kranke Seele. Die hat ihn von mir weg in die Berge hinaufgetrieben. Und niemand als du kann die heilen.“

Das Mädchen fühlte plötzlich ihre Hand ergriffen. Ein tränenfeuchtes Gesicht preßte sich darauf.

„Du bist sein guter Engel, Traudl,“ kam es schluchzend von Burgas Lippen.

„Könnst' ich es allen Unglücklichen sein!“

„Wie soll ich dir danken?“

„Indem du nicht länger zögerst, meinen Wunsch zu erfüllen. Geh mit mir ins Dorf hinab. Auf der Post hab' ich erfahren, daß sie dem Vitus zur Kändlerhütte hinaufgerufen haben. Heut noch muß er herunterkommen. Und was du noch nicht wissen kannst, — für die, die fortmüssen, braucht es kein Aufgebot mehr. — Eh' ich heraufstiege, hab' ich's gehört. Der Pfarrer kann eine Nottrauung vornehmen. Morgen, bis der Vitus gehen muß, könnst' ihr Mann und Frau sein.“

Burga wollte antworten, aber plötzlich befiel sie ein heftiges Zittern, das ihr die Sprache raubte. Auch Traudl, dem Blick ihrer schreckhaft erweiterten Augen folgend, verfärbte sich.

„Jesus, Maria, da kommt er selbst!“ Ihre scharfen Augen hatten gleichfalls den vom Einserschöchl Herabsteigenden erkannt. Um so schnell als möglich zu Tal zu kommen, mußte Vitus Wind den Weg über die sonst immer gemiedene Hirschkopfsalm eingeschlagen haben. Den braunen Hüften in weitem Bogen ausweichend, kam er gerade auf das Kreuz unter den Tannen zu.

„Sag ihm alles, was du von mir weißt,“ flüsterte das Mädchen, noch einmal Burgas Hand drückend, — — „ich geh, ehe er mich sieht. Was ihr einander zu sagen habt, ist nicht für die Ohren eines Dritten. Leb wohl. Und werdet glücklich!“

Fort war sie, den Weg hinabhaltend, noch ehe Burga recht zur Bestimmung kam.

Von der Tanne verdeckt, schien Vitus sie nicht zu bemerken. Gerade schritt er aufs Kreuz zu.

Mit pochendem Herzen hielt sie den Atem an, — bewegungslos, unfähig, ein Glied zu rühren.

Da fuhr er, einen Schrei der Ueberraschung unterdrückend, jäh zurück. Ein bitteres, schmerzliches Zucken flog über sein Gesicht. Den Hut vor dem Kreuze ziehend, sprach er wie entschuldigend, mit heiserer, unsicherer Stimme: „Unser Herrgott suchte ich — —“

„Und findest mich!“ brach sie mit stammeln den Lauten aus, in denen Lachen und Weinen sich mischten und einander erstickten.

Er faßte das Wunder nicht. „Burga!“ stotterte er.

Aber schon breitete sie die Arme aus, hing an seinem Halse, und er begriff.

Lange hielten sie sich. Erst als ihre innige Umschlingung sich löste, fanden sie Worte.

Stammend horchte Vitus Burgas Erzählung. Dann sprang er plötzlich vor, schwenkte den Hut



Er schwenkte den Hut zu den freien Bergen hinan.

zu den freien Bergen hinan, und zu den Bergen hinauf jauchzte, wie befreit von langer Qual, eine jungfräuliche Männerstimme: „Mit Gott für Kaiser und Vaterland und für mein liebes Weib!“

Hand in Hand traten sie den Weg zum Tale an.

Was die Kärntner Berge erzählen.

Von Hans Kerschbaum.

1. Die Schutzgeister vom Frauentofel.

In den Karnischen Alpen ragt ein Felsgipfel, den das Volk den „Frauentofel“ nennt. Einst war dieser Felsgipfel ein bewaldeter Berg mit einer grünen Halde, auf welcher das An-

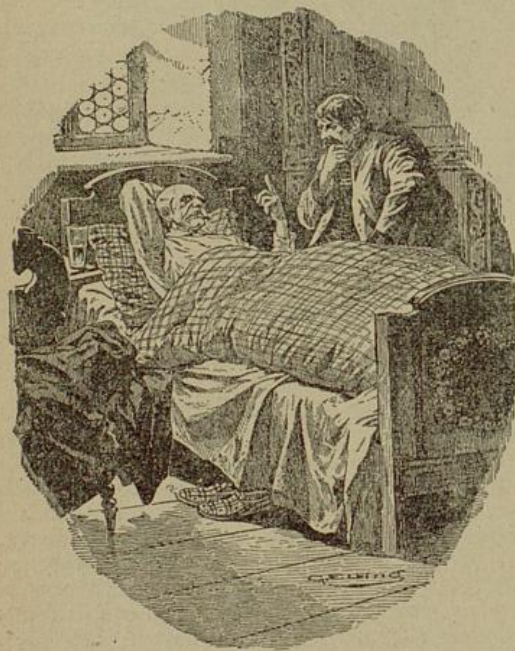


wesen der Frauentofler lag. Der Berg führte seinen Namen nach den sagenhaften „Saligen Frauen“ und das Bauernanwesen den seinigen nach dem Namen des Berges.

Die „Saligen Frauen“, von denen in den Alpen manche Sage geht, sollen in den Felsenhöhlen des Kofels gehaust haben, in dessen Innern sich ein silberklarer See befand. Sie waren der Frauentofler Schutzgeister und behüteten den silbernen Bergsee, dem die Brunnlein entsprangen, die dem Kofleranwesen das Wasser spendeten. Und nicht nur das, — sie halfen den Koflerleuten gar oft bei der Arbeit, ohne daß sie ihnen sichtbar waren. Die Leute fühlten ihre Nähe, und die schwersten Arbeiten wurden leicht vollbracht, weil die „Saligen“ mitgeholfen. Freilich, sie halfen nur dem Fleißigen! Und wenn diesem die Arbeit recht munter aus der Hand gegangen war, dann hatten sie im Koflerhaus die Redensart: „Heut haben uns wieder die Saligen geholfen, — vergelt's Gott!“ Und die Hausmutter stellte über Nacht eine Keine mit Milch für die „Saligen Frauen“ vor die Tür. Am Morgen war die Keine leer und darüber war die Frauentoflerin erfreut, wußte sie doch, daß die „Saligen“ diese Spende reichlich wieder erstatten, und die Freundschaft mit ihnen mußte man sich warmhalten.

Dann kam es einmal anders. Es trug sich zu, daß wieder einer der Frauentofler sich, alt und müde, zum Sterben hinlegte. Vorher aber sprach er zu seinem Ältesten: „Mein Sohn, halte alles brav zusammen, was der Frauentofler Erb' und Gut ist. Und eines trage ich zu mir getan — noch besonders auf: Hab acht auf den Kofwald! . . . Unser Urahn, der erste, der sich am Kofel festgesetzt und den Boden urbar gemacht, hat, ehe er verstorben ist, folgen-

des gesagt: Wenn auf dem Kofel einmal kein Wald mehr ist, nachher ist auch kein Verbleiben mehr auf ihm. Die Matten müßten verdorren, alle Frucht verkümmern und Mensch und Tier müßten verschmachten, weil sie nimmer so viel Wasser hätten, um ihren Durst zu stillen. Die Frauenkofler müßten Haus und Hof verlassen, und die Kofsalmen, die heute so schön grünen, müßten versteinern. Denn der Kofelwald ist



Es trug sich zu, daß wieder einer der Frauenkofler sich zum Sterben hinlegte.

der Saligen Frauen Lustgarten. Der ihnen dieses Heiligtum zerstört, über den bringen sie Unheil: sie verstopfen die Wasserbrünnlein und ziehen vom Kofel davon! . . . Das merke dir, mein Sohn, das hat unser erster Ahn' gesagt."

So hat der alte Frauenkofler gesprochen, dann ist er gestorben.

"Ei wohl," meinte der junge Frauenkofler, "dieser erste Ahn' war ein abergläubischer Mensch. Die Saligen Frauen hat der so wenig einmal gesehen wie ich, und das Ganze ist ein läppisch' Gered'."

Es währte Zeit und Weil, dann kam eines Tages der „walische Holzwurm“ und kaufte um großes Geld dem Kofler den Wald ab. Kurz nachher kam eine Schar welscher Waldarbeiter, die bauten im Kofel droben Hütten und werkten mondenlang mit Säge und Axt.

Und als die Koflerleute einmal wieder zum Gipfel hinaufschauten, stand da droben kein Wald mehr; nur einschichtig ragte da und dort ein mißwachsener Baum, den die Stürme zausten.

Die Baumleichen aber lagen zuhauf zur Abfuhr bereit und dann kamen die Fuhrleute und holten den toten Kofelwald . . .

Es gingen die Monde dahin, indes der junge Frauenkofler es sich in den Wirtshäusern drinten im Tal vom Gelde des welschen Holzhändlers wohlgeschehen ließ.

E einmal sagte die älteste Magd im Hause zum heiter gelaunten Kofler: „Bauer, seit der Wald nimmer auf dem Kofel steht, höre ich zur Nachtzeit gar häufig die Saligen Frauen weinen und klagen.“

„Du bist eine einfältige Urschel,“ erwiderte lachend der Kofler. „Das Weinen und Klagen, das du hörst, das tut der Wind.“

Die Magd aber schüttelte den Kopf.

„Warum hat der Wind früher nie so getan?“ fragte sie.

Darauf blieb ihr der Bauer die Antwort schuldig, aber er sann: Der Kofelwald, der die grüne Halbe umrahmt hatte, trockte den Winden, die jetzt über die freie Höhe wehen konnten und die gar oft in allen Tönen heulten und winselten, was die alte Magd wohl für das Klagen der Saligen Frauen hielt, die um ihren Lustgarten weinten.

In diesem Sommer wollte auf der Berghalde des Frauenkofels der Roggen nicht reifen.

„Ein kühler Sommer,“ sagte der Koflerbauer. Inzuseheim aber dachte er, hängt das vielleicht auch wieder mit diesem ver Kofelwald zusammen? . . .

Im Herbst versengte der Reif auf dem Frauenkofel frühzeitig die Bergwiesen.

„Ein schlechtes Jahr,“ brummte der Bauer. Und wieder kam ihm dabei der Gedanke: So früh ist der Reif noch in keinem Jahre gekommen, — ist daran etwa auch der abgeholtzte Kofel schuld? . . .

Früh kam der Frost. Der Winter war gut, aber er brachte wenig Schnee. Als sie im Frühling auf dem Frauenkofel die Felder bebauten, tat der Knecht zum Bauer die Rede: „Ein dürrer Auswart (Frühling) — ein schütteres (mißratenes) Getreid'.“

Und an einem späteren Tag war es, daß derselbige Knecht, der im Koflerhaus alt geworden war, sagte: „Unser Brunnen gibt heuer weniger Wasser als sonst.“

Dem Kofler war es, als hätte ihn einer in die Seite gestupft. Mit des Knechtes Beobachtung hatte es seine Richtigkeit. Der Bauer wurde wieder daran erinnert, was sein Urahn von den Saligen Frauen vor seinem Tode gesprochen . . . „Sie verstopfen die Wasserbrünnlein und ziehen vom Kofel davon . . .“

Dürr war in diesem Jahre auch der Sommer. Der Hausbrunnen, aus dem seit Menschengedenken Tag und Nacht der Quell so munter in den Trog geplätschert, gab den Koflerleuten jetzt

plötzlich kein Wasser mehr — nicht einen Tropfen! In der Kofelschlucht blieb die Bretterfäße mitten im Sägelock stehen und das Wasserrad der Hausmühle drehte sich nimmer.

Aus spärlichem Gerinne fingen sie das Wasser im Tal mit Eimern auf und schleppten es in das Koflerhaus empor.

„Ich bin alt geworden auf dem Frauenkofel,“ sagte die Magd, „aber keinmal habe ich das erlebt.“

„Der Winter ohne Schnee, der Sommer ohne Regen — woher soll denn das Wasser kommen?“ warf unwirsch der Kofler hin.

„Der Bergsee im Kofel hat uns nie verlassen,“ sagte der Knecht.

„Den hast du so wenig gesehen, wie die Saligen Frauen,“ entgegnete der Bauer. Und er schaute sehnsüchtig zum Himmel, an dem sich die Wolken übereinandertürmten, bis ein schwarzes Ungeheuer über dem Frauenkofel dräute, das bald zu fauchen und zu heulen begann und aus dem wie feurige Schlangen die Blitze hervorschossen.

„Helf' uns Gott!“ sagten die Leute im Koflerhaus und bekreuzten sich.

Und dann stürzte alles, was in dem schwarzen Wolkenungeheuer gedräut und gelauert, auf den Frauenkofel nieder. Es rauschte und trommelte von Wasser und Hagel, daß den Leuten bange wurde, und es krachte der Donner und durch den wilden Aufruhr schnellten die Feuerschlangen der Blitze.

Jetzt gab es Wasser!

In schäumenden Fluten stürzte es von den steilen Hängen des Kofels herunter, es pflügte tiefe Furchen, es grub die Steine aus der Erde und brachte sie ins Rollen, es zerriß die Decke des Kofels in tausend Fegen und scheuerte sie hinunter über die grüne Berghalde und murmurte damit die Wiesen und die Felder . . .

„Der Wald — der Wald!“ sagte ergrimmt der alte Knecht und warf dem Frauenkofler, der diesen Wald so leichtsinnig vertan, einen finsternen Blick zu. „Wenn der Wald noch gewesen wäre, hätte das Wasser den Kofel nit so arg zurichten können — der Wald wäre sein Schirm gewesen.“

Dem Kofler graute vor dieser plötzlichen Verwüstung. Jetzt erst begriff er den Ausspruch seines Urahns: „ . . . Wenn auf dem Kofel einmal kein Wald mehr ist, nachher ist auch kein Verbleiben mehr auf ihm . . . “

Und wie ging die Sage?

„Der Kofelwald ist der Saligen Frauen Lustgarten, — der ihnen dieses Heiligtum zerstört, über den bringen sie Unheil . . . “

In dieser Nacht haben die „Saligen“ den Frauenkofel verlassen. Von den Koflerleuten haben jene, die allezeit an ihr Dasein geglaubt, sie gesehen, wie sie in ihren wallenden Schleier-

gewändern lange den Kofel umkreiften, ehe sie von dannen schwebten.

Zurück aber blieb der Fluch: jeder Regen, der vom Himmel fiel und der vormals das grüne Land des Kofels befruchtet hatte, brachte immer wieder aufs neue Geröll und Verwüstung über die Halde herunter.

Das Wasser, das früher, als der Wald noch war, fürsorglich von Baum und Moos aufgenommen ward, dann in den Boden drang und im Innern des Berges sich zu Brunnlein sammelte, die wieder als kristallklarer Quell aus dem Kofel hervorprangen, schoß jetzt eilig über das steile Gehänge des Kofels herunter und eilte davon.

So war bald die Zeit gekommen, da kein Verbleiben mehr war auf dem Frauenkofel: die grünen Matten verdorrten, das Felsgestein kam zum Vorschein — die Kofelalmen begannen zu versteinern.

Die Weissagung jenes Urahns der Frauenkofler ging in Erfüllung.

Heute ist der Frauenkofel ein unwirtlicher,



Der Knecht sagte: „Unser Brunnnen gibt heuer weniger Wasser.“

nackter Felsengipfel, an dessen schroffen Hängen nur noch die roten Blüten der Alpenrosen niederfließen, — das sind die blutigen Tränen der Saligen Frauen.

2. Der steinerne Jäger.

Den südlichen Rahmen der Luschariaalm im Rärntner Kanaltal bildet ein felsiger Kamm, der, wie der ganze von Osten nach Westen zie-

hende Gebirgswall der Karawanken, die Ausläufer der Julischen und die Karnischen Alpen auf der dem Süden zugewandten Seite sanft ansteigende Matten, auf der rauheren Nordseite dagegen schroffe Abbrüche und Geröllhalden aufweist, auf welchen nichts gedeiht als der Zirbenbusch (Lagföhre), der Alpenrosenstrauch und spärliche Grasbüschel und Moose für die Gemsen, die von den Schrofen niedersteigen, und für die Geißen, die an den Halden hinaufklettern.

Der Felsenkamm, in den die Wetter gespenstig ragende Türme und Zacken gesägt und tiefe Geröllrinnen in seine Abbrüche genagt haben, und der im Niedersinken in den schönen Talschluß der Seisera vollends in einen Waldmantel schlüpft, heißt „Im Hut“; der Gipfel aber, der sich gegenüber der Wallfahrtskirche „Maria Luschari auf dem heiligen Berg“ aus dem Kämme erhebt, wird der „Steinerne Jäger“ genannt. Diese Kammhöhe hat einmal plötzlich ihre Gestalt verändert und an dieses Ereignis knüpft sich folgende Sage:

Eines Tages kauerte auf der Kammhöhe der Jäger Balduin, der am frühen Morgen aus dem Kaltwassertal heraufgestiegen war, und hielt Raft. Noch lag die Dämmerung über dem Tal, in dem die Fella fließt, doch an den Gebirgen ringsum, an den Gipfeln der Julischen und der Karnischen Alpen und an jenen im Bereiche des großen Glockners, begann es zu schimmern und über den blauen Dom des Himmels, an dem kurz vorher der letzte Stern erlosch, floß der milde Schein des kommenden Lichtes.

Wie oft hatte der Gemsenjäger dieses Bild geschaut und wie hatte jedesmal die Herrlichkeit dieser Bergwelt ihn erfreut! Oft hat er darüber einen Zauber getan, — aber an diesem Morgen vermochte ihn die Wunderwelt des Hochgebirges nicht zu erfreuen; in seiner Seele blieb es dunkel und sein düsterer Blick verbohrt sich in das schroffe Gestein.

In diesem stumpfen Hinsinnen und vom langen Bergstieg ermüdet, nickte der Jäger ein. Als sich seine Augen wieder öffneten, stand vor ihm ein Fremder, der trug wie er das Jägerwams und hatte Wehr und Waffe des Weidmannes.

„Der Tausend!“ rief der Fremde. „Da haben freilich die Wildschützen leichtes Spiel, wenn die Jäger schlafen!“

„Wollt' es keinem raten, mir in mein Gehög' zu kommen,“ entgegnete der Jäger Balduin und ergriff seine Büchseflute, die ihm zwischen den Knien lag.

„So ist es recht, Weidgenosse,“ lobte der Fremde und bot dem Gemsenjäger die Hand zum Gruß. „Habe auch schon manchen dieser Burschen in die jenseitigen Jagdgründe geschickt. . . . Weidmanns Gruß!“

„Weidmanns Dank!“ erwiderte der Jäger wenig freundlich; er schien nicht erfreut zu sein über

den unbekanntem Weidmann, von dem er bald erfuhr, daß er aus dem nahen Welschland herüberkam und sich im Gebirge verirrt habe.

Den Jäger Balduin stimmte das etwas milder. Der fremde Weidmann aber merkte ihm dennoch sogleich die schlechte Laune an; er brachte aus dem Wams ein Fläschlein hervor und reichte es dem Gemsenjäger.

„Trink, Weidgenosse, dann wird dir froher dein Sinn und heller dein Aug'!“

Der Jäger Balduin ließ sich solches nicht zweimal sagen; er hob ein kräftig Schlücklein ab. Wahrhaftig, das ging ihm durch die Adern wie wärmendes Feuer.

„Gelt, Freund, der ist nicht übel?“ kicherte der Weidmann.

„Wie höllisches Feuer,“ gestand der Jäger fast heiter. „Mein Sinn ist jetzt wahrhaftig froher und heller mein Aug' . . . Auf gute Freundschaft!“ Und der Jäger nahm noch einen Schluck.

Das heimliche Grinsen des andern merkte er nicht. „Trink nur, Weidgenosse,“ sagte der und schien sich sehr zu freuen über die Gier des Jägers, mit welcher dieser das Fläschlein umklammerte.

„Hol' der Teufel die verfl. . . . Geschichte, die mir nit aus dem Sinn will!“ rief der Jäger plötzlich. „Und das Teufelszeug rinnt wie Del durch die Gurgel und heizt wie Feuer Und mir ist jetzt so frei drauf zumut' und eine Schneid' habe ich, daß mir der Ludwig*) nit dürst' trauen . . .“

„Soll dich etwas bedrücken, Weidgenoss', — ich weiß in vielen Dingen Rat,“ sagte der Weidmann freundschaftlich. Was ist das für eine Geschichte, die dir nicht aus dem Sinn will? . . . Vertraue mir.“

Einen Augenblick schien sich der Jäger Balduin zu bedenken.

„Daß du mir aber darüber stillschweigst,“ gebot er dem Weidgenossen. „Die Senderin von der Luscharialm — ein sauberes Diandle — ist mir gut gewesen; da ist vom Tal herauf ein reicher Bauernsohn gekommen, der hat das Diandle mit seinem Geld betört. Zur letzten Bollmondzeit habe ich auf ihn gelauert. Ueber das Geschröff, das in eine wilde Schlucht abfällt, habe ich den Burschen hinuntergestoßen . . .“

„Und das nagt an deinem Gewissen?“

„Das ist es nit,“ entgegnete der Jäger.

„Aber wie es der Teufel schon will, reißt er mir im Sturz mein Weidmesser mit dem Gehänge los und nimmt es mit hinunter.“

„Also ist es dir um dein Weidmesser?“

„Das Weidmesser soll meinewegen der Teufel holen,“ entgegnete der Jäger. „Aber finden sollen sie ihn nit mit meinem Weidmesser . . . Gehst dir jetzt ein Licht auf?“

*) Eine der vielen Volksbezeichnungen für Teufel.

„Bleibt nichts übrig als selber in die Schlucht steigen und das Messer holen,“ riet der Weidmann.

„Tagelang habe ich gesucht,“ erwiderte der Jäger, „aber es ist gerade, wie wenn der Teufel dabei im Spiel wäre, — kein Mensch und kein Weidmesser ist zu finden.“

Der Weidmann sann ein wenig. „Das soll dich nicht bekümmern, mein Freund,“ sagte er dann, indem er dem Jäger die Hand hinstreckte. „Da hast du mein Wort: bis zur nächsten Vollmondzeit sollst du im Besitze deines Weidmessers sein! . . . Trink, Weidgenoss!“

Erfreut über einen solchen Freundschaftsdienst ergriff der Gemsenjäger des Weidmanns dargebotene Hand. Eine schwarze Wolke dräute plötzlich über dem Bramkofel und fern rollte ein Donner. Mit Bier trank der Jäger den letzten Tropfen aus dem Fläschchen, dann wischte er über den Bart und sagte: „Vergelt dir's der . . .“

„Halt, Freund,“ fiel ihm der andere ins Wort. „Das braucht es nicht! Aber einen Gefallen sollst du mir tun, — du sollst mir zeigen, ob du ein guter Schütze bist.“

„Kein Adler im Flug und kein Gams im Sprung ist meiner Kugel noch entgangen, — was gilt es?“ fragte der Jäger, aufspringend und wie im Taumel seine Büchsenflinte anlegend.

Auch der fremde Weidmann hatte sich erhoben. „Schau hinunter,“ sprach er und streckte seine Hand aus: „Da unten steht eine Kirche . . .“

„Maria Luschari!“ nickte der Jäger.

„Eine Kirche mit einem Wunderbild, zu dem die Menschen zu Tausenden heraufkommen und mit ihrem Singen und Beten und Glockengeläute das Bild verscheuchen.“

Der Jäger Balduin nickte zustimmend.

„Was weiter?“

„Das Wunderbild steht in einer Nische über dem Altar, diesem Fenster dort gegenüber.“

„Das weiß ich,“ sagte der Jäger. „Was weiter?“

Dieses Bild sollst du von hier aus treffen wie den Adler im Flug und die Gemse im Sprung. . . Nun zeige, ob du ein guter Schütze bist!“

Der Jäger schien sich einen Augenblick zu besinnen.

Aus der schwarzen Wolke über dem Bramkofel sprang ein Blitz und der Donner grollte. „Geh unten die Glocke zur Frühmesse läutet, muß ich fort,“ eiferte der fremde Weidmann den Jäger an. „Also hurtig!“

Es krachte der Schuß.

Drunten in der Kirche begann das Glöcklein mit silberhellem Klang zu läuten und sein Klingen ging über Berg und Tal.

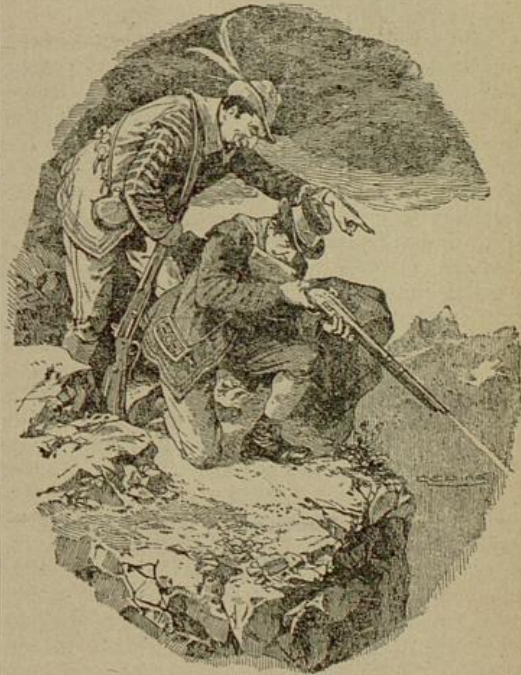
Ein furchtbarer Donnererschlag war vom „Hut“ niedergerollt, dann war es wieder still.

Der Priester, der zur Frühmesse schritt und erschreckt zur Kammhöhe hinaufschaute, fand

diese verändert zu einem seltsamen Gebilde . . . Der Gemsenjäger war zu Stein geworden.

Ein Hirte, der auf den südlichen Abhängen Schafe weidete, hatte die beiden Jäger belauscht und die Kunde davon in das Tal gebracht.

Der fremde Weidmann, sagten die Leute, war der „Letige“ (Teufel), der das Gnadenbild von



Es krachte der Schuß.

Maria Luschari verderben wollte und den mit einer schweren Sünde behafteten Jäger Balduin als Werkzeug benutzte.

Bald darauf wurde nach der Ortsangabe des Hirten auch der Bauernsohn gefunden; er hielt noch im Tode des Jägers Weidmesser in der starren Faust.

3. Die Teufelsstiege auf dem Steinschober.

Im kärntisch-steirischen Grenzgebirge — im Gebiete der Koralpe — dort, wo vor etlichen Jahren der „Bauernschreck“ sein Unwesen getrieben und die Jäger zum besten gehalten hat, erregt ein Berggipf in der Nachbarschaft des Speikogels des Wanderers Verwunderung. Auf diesem Berggipf sieht es aus, als wäre eine riesige Felsenrinne zertrümmert worden oder als hätten Giganten die Felsbrocken und Platten umhergestreut und übereinandergehäuft wie der Wind die Spreu.

Es sah da aber nicht immer so wißt aus und die alten Leute im schönen Lavanttal, welches das „Paradies Kärntens“ genannt wird, erzählen

es zur Feierabendzeit noch heute dem jungen Volk, wie es gekommen war, daß aus dem grünen Almkogel der „Steinschober“ — so heißen sie heute den Berggipf — entstanden ist.

Das hat sich zugetragen — erzählen sie — zu jener Zeit, wo der Teufel noch wie ein Viehhändler mit dem vollen Geldbeutel im Lande herumgestiegen ist, um mit seinen Goldfuchsen die Menschenseelen zu kaufen.

Also gut. Da lebte drunten in der Nieding ein kleines Bäuerlein, von dem niemand mehr wußte, daß es anderswie geheißten hätte als der „Vergeltsgott“. Dieses Bäuerlein war nämlich ein seltsamer Kauz: so oft ein Bettler ihm für ein empfangenes Almosen das übliche „Vergelt's Gott“ sagte, ging das Bäuerlein flugs her und kreidete das „Vergelt's Gott“ fürsorglich an seine Haustür, wie der Wirt die Schuld des Zechers.

Weil nun das Bäuerlein, ungeachtet seiner eigenen Armut, keinen Bettler unbeschenkt von seiner Tür ziehen ließ, sammelten sich im Laufe der Zeiten gar viele solcher „Vergelt's Gott“ an des Bäuerleins Haustür, und weil die Bettelleute — wie sie es ja auch heute noch tun — die Vergeltung der milden Gabe dem lieben Gott anheimstellten, stand dieser bei dem Bäuerlein in der Nieding bald arg in der Kreide, worüber der „Vergeltsgott“ sich sehr freute, wußte er doch, daß der liebe Gott ein pünktlicher Zahler ist, der selbst gewissenhaft Buch führt über der Menschen Verdienste und Lohn, und der auch dem Bäuerlein in der Nieding jedes „Vergelt's Gott“ als eine „Stufe in den Himmel“ gutschrieb.

Und das war des Bäuerleins Trost, der ihm gar oft hinweghalf über die Mühsale des Lebens und die irdische Armut, welche das Bäuerlein wohl allezeit weidlich zwickte und klemmte, denn sein Feld war auf feinigem Grund und die Eifer in der Vergeltsgottkneuse vermehrten sich von Jahr zu Jahr.

Da stand eines Tages der Vergeltsgott wieder einmal vor seiner zerlemperten Behausung und kratzte sich hinterm Ohr; er hatte wieder den Kopf voll Sorgen, denn es ging ihm rundum nicht zusammen. Mißgestimmt betrachtete er lange Weile seine vollbeschriebene Haustür und rechnete beiläufig nach, was er da sein Lebtag verschenkt hatte, und es stand so schlimm in diesem Jahr um seine Fehlung.

„Fix Granaten!“ rief er erzürnt aus, „bloß ein Gröschle — wenn ich jetzt hätt' für jedes Vergelt's Gott — mehr wollt' ich mir nit wünschen.“

Kaum daß dem Bäuerlein solches über die Lippen gefahren, vernahm er hinter sich ein Gemacker und Lachen, und als er sich wendete, stand da ein z'nichtes Männlein, das sich schier krummlachen wollte.

„Ein Gröschlein,“ meckerte das Männlein, „möchtest du für jedes haben? Ei, ei, mein Freund, dann machen wir den Handel, — ich will dir für jedes ein Gröschlein geben.“

Der Vergeltsgott war jetzt nicht wenig erschrocken, daß ihm sein unbedachter Wunsch so schnell erfüllt werden sollte, denn es dünkte ihm, daß dieses meckernde Männlein der höllische Spitzbartel sei, der ihm die Haustür mit den „Vergelt's Gott“ abschachern wollte.

„Mit um einen Beutel Silber geb' ich sie her,“ erklärte jetzt das Bäuerlein abwehrend. Aber das z'nichte Männlein ließ sich nicht beirren.

„Auch nicht um einen Beutel Gold?“ fragte es, freundlich grinsend, und zeigte dem armen Bäuerlein einen Beutel voll blinkender Dukaten. Auweh! Jetzt begann die Himmelsstiege des Niedinger Bäuerleins zu wanken.

Das Männlein hielt ihm den Goldbeutel hin, aber noch griff der Vergeltsgott nicht darnach. Seine Himmelsstiege wollte er nicht leichtsinnig verschachern, gab er dem drängenden Männlein zur Antwort. Dieses aber wollte die vielen „Vergelt's Gott“ in seine Gewalt bekommen, damit der liebe Gott sein Schuldner würde. Also machte das Männlein große Anstrengung, um das Vergeltsgottbäuerlein herumzukriegen, und schlug diesem vor, daß er ihm überdies eine Stiege zum Himmel bauen wolle aus Fels und Stein.

Der Vergeltsgott besann sich noch, denn das Gold lockte.

„Gut,“ sagte er dann entschlossen, „ich bin damit einverstanden. Ist die Himmelsstiege vollendet bis morgen früh, ehe der Hahn kräht, soll der Handel gelten. Bis dahin bleibt die Haustür noch mein. Den Beutel mit den Dukaten aber will ich derweilen als Leihkauf behalten.“

Das Männlein — es entpuppte sich nun so gleich als der „Grauspaul“*) — war mit dem Vorschlag zufrieden, denn es war sich seiner Sache sicher.

Der Vergeltsgott trug die Goldstücke fürsorglich in seine Hütte; der Teufel machte sich an seine Arbeit. Das z'nichte Männlein, dem das Bäuerlein nicht viel Großes zutraute, verwandelte sich jetzt flugs in einen Riesen, der nun mit Sturmgewalt über Tal und Alm dahinsaupte.

Aus dem weiten Bereiche der Koralpe holte der höllische Gigant hausgroße Felsstrümmen heran und türmte die Blöcke übereinander zu einem riesigen Bau.

Als der Vergeltsgott um Mitternacht einmal neugierig zur Almkuppe hinaufschaute, da grauste es ihn und ein großer Schreck fuhr ihm durch

*) Eine der verschiedenen Volksbezeichnungen für Teufel.

die Glieder: die Felsenitige ragte schon so hoch, daß ihre Spitze nimmer zu sehen war. Und dennoch fuhr der höllische Baumeister immer noch mit den Felsbrocken durch die Luft zur Höhe hinan, wo kein freundliches Sternlein mehr glänzte, sondern schwarze Wolken brauten, blendende Blitze zuckten und furchtbare Donner rollten, als empörte sich der Himmel über das frevlerische Werk des Satans.

„Jetzt ist die ewige Seligkeit verspielt!“ murmelte verzweifelnd der Vergeltsgott. Er warf sich auf die Knie und begann in seiner Not gar eifrig zu beten. Und er hatte den Wunsch, daß der Teufel den Beutel mit den Dukaten sich holen möge, er wolle doch lieber wieder seine Haustür mit den ehrlich erworbenen „Vergelt's Gott“ behalten und ein in Gottesfurcht frommer Mensch bleiben.

Just fauste der Herr der Hölle wieder, mit einer schweren Last auf dem Rücken, über die Kuppe des Speittogels heran, als in der Niedung drunten der erste Hahn krächte: „Kikeriki — kikeriki!“

In furchtbarem Zorn über seine nutzlose



Als er sich wendete, stand da ein z'nichtes Männlein.

Arbeit und den verlorenen Pakt schleuderte der betrogene Teufel den letzten Felsentloz auf sein Bauwerk, das darauf unter Donnergetöse zerbarst und zusammenkollerte.

Der noch in Todesangst auf den Knien liegende Vergeltsgott war gerettet und der Gold-

beutel hat ihn zum wohlhabenden Manne gemacht. Er lebte noch viele Jahre lang und war mildtätig gegen die Armen.

So ist — wie die Sage erzählt — der „Steinschober“ entstanden, dessen Trümmersfeld herrührt von dem gigantischen Felsenbau, den das Volk noch heute die „Teufelsstiege“ nennt.

Wie der Schausteller Hans Heinz Wulffen eine Pfungstübercafschung erlebte.

Von Wilhelm Schlang.

Hans Heinz Wulffen, geboren zu Wilsfel bei Hannover, seines Alters, gut geschätzt, im fünf- und vierzigsten Jahr, Sohn eines Bauern, der dem einzigen Nachfahr nicht viel mehr vererbt hatte als ein gut Stück Pffiffigkeit und ein über gewöhnlich Menschenmaß weit hinausreichend Wachstum — Hans Heinz Wulffen reifte im Land mit einer sterbenden Kleopatra, sämtlichen Aposteln mit ihrem Herrn und Meister, einem türkischen Pascha nebst Sklavinnen von unterschiedlicher Farbe und höchst abenteuerlichen Gewändern. Denn er war Besitzer einer Wachsfigurensammlung, führte aber auch mit sich ein wohlgezahltes Duzend ganz neuer Gemälde, meist Kriegs- und Schlachtenbilder, die auf männiglich um so glaubwürdiger wirkten, als sie bedeutend nach Del und Leinwand rochen. Selbstverständlich waren es auserlesene Kunstwerke, was Hans Heinz Wulffen aus dem Umstande schloß, daß er keine dieser Darstellungen für weniger als fünfzig Taler in bar erstanden hatte von Wenzel Kalesch, der sich, man weiß nicht auf Grund welcher Verbriefung, einen königlich kaiserlichen Professor nannte. Fünfzig Taler sind ein Haufen Geld; aber die Anlagelosten hatten sich bisher augenfällig gut verzinst: Hans Heinz Wulffen war mit seinem Kriegstheater immer noch recht gut gefahren. Alle Welt war wieder einmal auf die Streitigkeiten der Großen gespannt, bei denen die Kleinen erfahrungsgemäß die Kosten zu bezahlen haben; alle Welt horchte mit verhaltenem Atem auf Kanonenschüsse und Waffengeklir. Denn fast jede Woche brachte andere Nachricht von scharfen Truppenzusammenstößen am Oberrhein, in Holland oder jenseits des großen Gebirgs, das sie die Alpen nennen, bis dann Freiburg, des Breisgaus Kleinod und der österreichischen Lande starker Vorposten gegen den Erbfeind, in der Welschen Hand fiel und damit ein vierzehnjähriger Feldzug, der spanische Erbfolgekrieg geheißten, ein Ende nahm.

Von den Unruhen solch bewegter Zeit lebten feurige und kühl berechnende Schlachtenlenker vom Schlage des Prinzen Eugen, eines Marl-

borough und Tallard, ebenso wie die feder-
gewandten Staatsmänner, die nachher im Ra-
statter Schloß einen elenden Frieden zusammen-
fleckten. Es lebten davon die Tausende von
Söldnern, die sich für die Ehre des Hauses
Habsburg oder des Sechzehnten Ludwig, wenn
nicht für das Gedeihen des englischen Geldsacks
die Köpfe wundschlugen oder sich dermaßen
unsaft berannten, daß manch einer das Auf-
stehn für immer vergaß. Warf viel, viel später
auf schwäbischer, fränkischer oder bayrischer Erde
manches Bauern Pflug einen grinsenden Toten-
schädel zutag, von dem keines wußte, war er
des Freunds oder Feinds.

Von denselben Dingen hauptsächlich, darauf



Warf viel, viel später manches Bauern Pflug einen grinsenden
Totenschädel zutag.

die großen Kriegskente und ihre Tausende von
Helfersleuten ein vergänglich Dasein stützten —
von denselben Dingen lebte aber auch Hans
Heinz Wulffen aus Wülfel, da er aus ihnen
mittelbar Verdienst und Nahrung zog, und im
überstürzten Drang der Ereignisse nahm es die
Kundschaft nicht übel auf, wenn ihr dasselbe
Bild häufig unter veränderten Titeln vor die
erstaunten Augen trat. Also, um es kurz zu
sagen: das Schaustellergeschäft warf für Hans
Heinz Wulffen so viel ab, um auch einen Mann
seines Körpermaßes samt Frau und körperlich
ebenbürtigem Nachwuchs zu befriedigen. Be-
harrlichem Fleiß und kluger Sparsamkeit sowie
glücklicher Ehefühlung verdankte dieser Mann
wohlgeordnete, gleichgewichtige Lebensverhält-

nisse. Zwanzig Jahre waren dahingegangen,
seit Hans Heinz Wulffen in der Grooten Kerck
zu Dordrecht getraut worden war mit Antje
Sibylle Apeldoorn, Witib des um vieles älteren
Holländers Jakob Pieter Apeldoorn, der als
Waffelnverkäufer auf den großen Messen des
damals schon recht häufigen Heiligen Römischen
Reichs deutscher Nation, wie Leipzig, Frank-
furt und Braunschweig, sich ein hübsches Ver-
mögen zusammengebacken hatte, eines schönen
Tags aber, ohne alle Vorboten solcher Anfälle,
durch ein rasches Schläglein seiner Gattin und
einem leckern Gericht von Trüffel und Pasteten
entrisen worden war. Worauf Antje Sibylle
sich auf ein Jahr in die Farbe der Trauer
kleidete, auf einer holländischen Kirmes, mitten
unter Degenschluckern und Feuerfressern, unter
Springern und Tänzern und trefflich abgerich-
teten Vierfüßlern die Bekanntschaft des Han-
noveraners Hans Heinz Wulffen machte und,
fast so rasch als sich's erzählt, ihr vom seligen
Ersten mit Zärtlichkeiten nicht verwöhntes Herz
an diesen Riesen mit dem Kindergemüte verlor.

Der Wulffensche Ehehimmel war all die
Jahre hindurch ungetrübt geblieben, — doch
nein! Ein Wölkchen, besser gesagt: eine Wolke
schwebte doch über dem reinen Blau. Den
beiden Glücklichen war ein Söhnlein erwachsen
und sie hießen ihn zur Unterscheidung vom
Vater, auf dessen zwei Vornamen sie auch die
Nachfolge hatten taufen lassen, den kleinen Heinz.
Der Kürze wegen! Aber als man dem Jungen
zum erstenmal Bubenkleider antat, reichte er
dem Herrn Vater schon bis zum Leibriemen.
Hernach, bis zu jenem Alter, da man Knaben
und Mägdelein in die Gemeinde erwachsender
Christen aufzunehmen pflegt (was nach Kirchen-
brauch geschieht zwischen dem vierzehnten und
sechzehnten Lebensjahr, selten früher oder später),
hatte Heinz, das Söhnlein, wieder um ein Er-
kleckliches an Leibesumfang und Größe zuge-
nommen, und als er, breit und hochragend,
unter den jungen Gottesuchern saß, eingeklemmt
in eins der altertümlich geschnitzten Chorbänk-
lein des Gotteshauses von Hertogenbosch, da
blieb der Seelsorger dieser geheiligten Stätte
wie durch einen Teufelschrecken angewurzelt
stehn. Vermeinete nicht anders, als hab' unter
seiner Konfirmanden ein Hochzeiter sich verirrt.
Aber es geschah, daß der Bub in seinen zwan-
zigsten Frühling trat, sein Wachstum aber noch
nicht zu beendigen dachte, sondern seines Leibes
Aufbau so wacker fortsetzte, daß er den alten
Heinz an Körperlänge wie an Schulter-, Brust-
und Hüftenbreite weit übertraf. Und hätte der
Alte neben seinen ausgestopften und getünchten
Zahrmarkts Herrlichkeiten auch den Bub für Geld
können sehen lassen.

Standen nun bei dem Herrn Vater die kör-
perliche Seite des Wesens und die geistige in

einem Verhältnis, das sein Fortkommen in der bürgerlichen Gesellschaft eher begünstigte als erschwerte — wie anders beim Söhnlein! Mit der Götin der Armut war auch die der Klugheit seiner Wiege ferngeblieben, und in Lebensjahren, wo andere schon in irgendeinem Beruf sich nützlich zu machen suchten, behielten seine Gesinnungen und Handlungen noch ganz das Ungeschliffene früherer Altersstufen bei. Vater und Mutter ergänzten sich wohlthätig in Erfüllung aller der Pflichten, die Hans und Beruf ihm auferlegten. Im Buben steckte von alledem nichts oder es war bisher nicht zum Vorschein gekommen. Hans Heinz, „der alte“, der doch auch über seine Zeitgenossen weit hinausgewachsen war, besaß gleichwohl ein gesundes Nichtmaß für die Notwendigkeit und Nützlichkeit der täglichen Dinge, für Erwerb und Gewinn, für ein brauchbares Eingliedern in die allgemeine Ordnung. Auch dies ging dem andern völlig ab. Von dem sonst so natürlichen Drang der Jugend, das Herz zu bilden und den Verstand aufzuklären, ward ebenfalls nicht allzuviel an ihm bemerkbar. Und die Natur, die den menschlichen Hochwuchs gerne trägt und schwerfällig macht, hatte sich auch hier in einer ihrer Launen gefallen und schuf in Hans Heinz, dem Buben, einen tosenden Kerl, der nicht nur augenblicklich alles zerbrach, was er in seine bärenhaft ungefügen Tagen nahm, sondern der auch am liebsten sofort zuschlug, wo sich auch nur der Schein eines Anlasses bot.

Oft dachte Antje Sibylle, und sie sprach es, ein wenig zaghaft, auch aus, daß des Buben Anlage eine einzige Richtung hätte, nämlich aufs Kriegerische, wie er denn tagelang hinter den Trommeln und Pfeifen der Soldaten herlaufen konnte und sich zuletzt mit einem graubärtigen Wachtmeister angefreundet hatte. Vom Vater aber ward dem mütterlichen Gedanken immer mit Entschiedenheit abgewehrt. Bis eines Tags der junge Heinz es rund heraus sagte: im Land mit gemalten Schlachten herumzureisen, wär' ihm längst zuwider. Im Kriege selber mittun, wo es am ärgsten hergeht — als Gemeiner anfangen und mit dem Feldherrn aufhören; kurz: Soldat werden — das sei das Wahre.

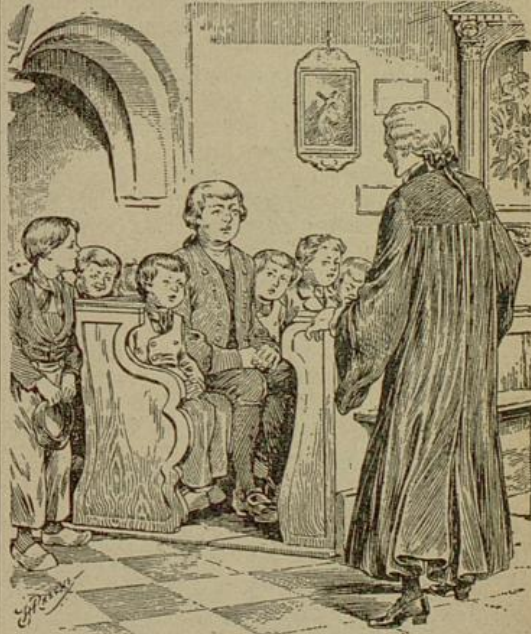
Da erfaßte den alten Heinz ein wirklicher Zorn: „Mit dem Soldatwerden wird es nichts. Bei den Eltern bleibst und damit Punktum!“

Der Bub dachte: „Jrgendwo werden sie schon wieder Krieg anfangen. Dann brenn' ich einfach durch.“

Zwischen Sohn und Eltern war von diesen Dingen zunächst nicht weiter die Rede.

Nun geschah es, daß der Schausteller Wulffen mit seinem grüingestrichenen Reisewagen nach Dessau gelangte zur Pfingstmesse — daß er da selbst, im Angesicht der Schloß- und Stadtkirche zu St. Marien, seinen Kunsttempel aufschlug, wobei der Bub widerwillig Handreichung tat, und

daß ihm nun hier sein Weizen erst recht zu blühen anfing. Es herrschte auf dieser Kirnmess großer Zulauf von allerlei fahrendem Volk, von Puppenspielern und starken Männern, von welschen Geigern und Gauklern, von dunkeläugigen Weibern, die nach den Handlinien die Zukunft voraussagen konnten, von Springern, die mit einem einzigen Anlauf über sieben Pferderücken



Da blieb der Seelsorger dieser geheiligten Stätte wie durch einen Teufelschrecken angewurzelt stehen.

setzten, aber auch von Wunderdoktoren mit einem Troß herrschaftlich gekleideter Gesellen und Diener und mit ganzen Kisten und andern Behältnissen voll der seltsamsten Pillen, Kräutlein sowie nieberjagender Heilsäfte. Die anhaltische Landeshauptstadt, deren vornehme Stille nur hin und wieder von den Hoffesten und Waffenspielen Seiner fürstlichen Durchlaucht, des regierenden Herrn, unterbrochen ward, sah man umgewandelt zum Schauplatz all des bunten, lauten Treibens, das man seit uralten Tagen die Messe nennt. Herr Wulffen aber, schlau wie er war, hatte für die Dessauer eine besondere Augenweide mitgebracht, und schon am ersten Jahrmarktstage stunden die braven Familienväter in ihren langen Festtagsröcken, mit zierlich geflochtenem Popf und peinlich sauberer Brust- und Hemdkrause, den Dreispitz unterm Arm (denn es war heiß in Wulffens Bude) und die ehrfamen Frauen in Reifrock und Schnürbrust und mit hochgestürzten Haargebänden sowie Dessaus rotbackige Jugend, — alle drängten sie sich um das Hauptbild im Kunsttempel des Hans Heinz Wulffen.

Um ein Bild, das von ziemlich groben Sinnen mit noch größern Händen auf ein mächtig Stück Leinwand hingemalt war und das doch all diese Beschauer, wenigstens die Erwachsenen unter ihnen, als etwas Vertrautes, als ein eigen Erlebtes ansprach.

Auf dem Bilde war abgesehen der große Markt zu Dessau. Hier sah man die Kirche von St. Marien mit dem viereckig-ungefügen Turm. Dort, mit weitvorspringendem Erker, stand das Haus des Apothekers Foesje. Soeben trat im vollen Hochzeitsstaat die Annalise heraus, die — weiß Gott — eine Durchlaucht zum Manne bekam, und da — dem Beschauer zugewendet — stand er selber, der junge Fürst, wie er die Gespielin seiner brausenden Knabenzeit zum Brautwagen geleitete. Denn nicht die Verlockungen prunkender, aber verderbter Höfe, nicht die Leidenschaft für Krieg und Kriegshandwerk, nicht mütterliche noch fremde Warnung hatten das Bild der Annalise aus seinem Herzen verdrängen können. O wie damals alle Höfe, Perücken und Zöpfe sich über die Mißheirat eines Regierenden mit einer Willendreherstochter entsetzt hatten! Wie man spöttelte und mutmaßte! Und dachte keiner in den Staatskanz-

zum Altar geführt hatte, war mancher Sommer dahingegangen und die Apothekerstochter vom Markte in Dessau hatte es seit dreizehn Jahren vom Kaiser verbrieft und gesiegelt, daß ihr kein minderer Rang zustehet, denn einer Reichsfürstin von Anhalt. Für die Dessauer aber blieb sie nach wie vor die Annalise, und auch jetzt — vor dem Bild in Wulffens Jahrmarktsbude — nannte groß und klein sie bei diesem Namen, der zu unauflöschlichem Gedenken auf die Nachwelt kommen sollte.

Was aber dem Bild aus der Werkstatt des Wenzel Kalesch zu Wien an Wahrheit und Empfindung fehlte, das taten die Dessauer mit ihrem Herzen hinzu. Gewiß, sie waren ein Völklein von rascher Zunge, immerfort zu Widerspruch geneigt und darum schwer lenkbar. Aber nicht um alles in der Welt hätten sie die Annalise hergegeben, die Blut von ihrem Blute war. Auch nicht den Leopold, den regierenden Herrn! Es ist wahr: er führte eine strenge Herrschaft und auch sein bestes Wohltun behielt eine rauhe Außenseite; von manchem Fehltritt einer jähzornigen Natur wußte man sich zu erzählen, — aber wie er im Feld seinen Mann stellte, so daheim in den Regierungssachen, denen seine geschäftige Seele mit aller Treue und Beharrlichkeit oblag . . .

Die Männer, die vor dem Dessauer Hochzeitsbilde standen, dachten ein Weilchen darüber nach, was aus der anhaltischen Landeshauptstadt, aus dem Ländchen selbst geworden war, seit Leopold der Erste die Regierungssorgen seiner Frau Mutter abgenommen hatte. Die ältern unter den anwesenden Frauensleuten fanden gleich heraus, daß das Bild da vor ihnen, bei aller Wertschätzung, einen kleinen Fehler hatte. Man wußt es noch ganz genau: die Annalise hatte dazumal, auf dem Brautgang, unterm großgeblühten Seidenüberwurf nicht ein Silakleid getragen, sondern es war ein zartblaues gewejen mit weißen Tupfen. Hans Heinz Wulffen freute sich gleichwohl des Bilds und lächelte zufrieden. Ja, er hatte sich in seinen Berechnungen wieder einmal nicht getäuscht. Ganz Dessau sprach von nichts anderm als dem Bilde. Dieser Pfingstsonntag eröffnete die zuverlässigsten Aussichten, daß die Gunst der Einheimischen ihm treu blieb, solange dieser lustige Jahrmarkt dauerte.

Es war aber ein altes Jahrmarktsgesetz, bestimmt von Dessaus löblichem Rat, daß am Pfingstmontag die Lustbarkeiten nicht vor dem Uhrschlag ihren Anfang nehmen durften. Zwischen dem Amen der Predigt und dem Eintritt zur Mittagssuppe lag somit ein Stündlein, das nützlicher gar nicht ausgefüllt werden konnte als durch Beschauung der Meßherrlichkeiten. Also beeiferte sich jedermann, nachdem er dem Himmel sein Recht gegeben, nun auch nach Herzenslust dem Irdischen zu frönen. Hans Heinz Wulffen



Alle drängten sie sich um das Hauptbild im Kunsttempel des Hans Heinz Wulffen.

leien von Wien und Paris daran, daß diese Heirat ihren besonderen Sinn, eine tiefe Nebenbedeutung hatte: es sollte zwischen Bürger- und Fürstenstand ein Dauerbündnis sein — eine Lebensgemeinschaft.

Seit Leopold von Anhalt-Dessau die Annalise

aber, des Glockenzeichens harrend, saß in der warmen, wohlthätigen Morgensonne auf der Treppe vor seiner Maringotte — so heißen nämlich die grün- oder gelbbemalten, kleinsten Wohnwagen der Jahrmachtschausteller und sonstigen fahrenden Leute — und warf einen zärtlichen Blick auf Minnrouw, seine Holländerin, die soeben zwischen den Geranienstöcken und den weißen Fenstervorhängen des Wohnwagens hervortrat und sich noch schnell die Falten des Sonntagsrockes glattstrich, um mit dem ersten Glockenschlag für den Dienst an der Kasse bereitzustehen. Der alte Heinz blieb noch ein wenig in der Sonne hocken und seine einzige Bewegung, wohl veranlaßt durch einen plötzlichen Lichtreiz, war die, daß er sich mit dem Zeigefinger der Rechten über den Nasenrücken fuhr. „Antje,“ sagte er, „das ist heut ein eigentümlich Reizen unterm Stirnbein. Was wettefst, Antje, daß wir heut noch eine Ueberraschung haben werden?“

Kaum hatte Hans Heinz Wulffen solch tief-sinnige Weissagung getan, so schwebte ein tiefer Volkklang über die winkligen Gassen der Altstadt von Dessau. Eine zweite Glockenstimme antwortete, zart und hell wie ein Marienlied. Aber nun wagte sich auch schon eine Drehorgel mit ihrem kecken Lied hervor; Geige und Querpfeife gesellten sich hinzu; Ausrufer in allen möglichen Zungen priesen ihre Waren und Schaustücke an; von Bude zu Bude pflanzte der fröhliche Schall sich fort, bis dieser Pfingstfestmarkt zu Dessau ein einziges großes Konzert war von Menschen- und Tierstimmen und unterschiedlichen Tonwerkzeugen.

Pünktlich, auf die Sekunde, hatte das Wulffensche Kriegstheater den Harrenden sich aufgetan und wie Immen um ein Töpflein voll Süßem, so schwirrte altes Volk und junges um das Bild des Fürsten Leopold und seiner Annalise. Hans Heinz, der Alte wußte man nicht, wo er sich wieder herumtrieb, lächelte im Vollgefühl des Schaustellererfolgs ein befriedigtes Lächeln. Seiner Antje, als sie soeben wieder mit vieler Höflichkeitserweisung eine Gruppe Neugieriger hereinließ, warf er durch eine schmale Doffnung des Vorhangs, der den erhöhten Kassenraum von der lustigen Schauhalle trennte, einen zärtlichen Blick zu, und es war nicht schwer, diesen Augengruß in Worte zu übersetzen: „Es geht trefflich, Antje! Ueber Erwarten trefflich. Heute abend im »Goldenen Stern« wollen wir beim berühmten Dessauer Bier uns auch glücklich tun.“

Mit einem Male entstand eine auffallende Bewegung unter den Schaulustigen in Wulffens Kunstempel. Es war etwas ganz Ungewöhnliches. Zwischen den Bürgerwämsern und Reifröcken drängte sich, keine der gemalten Herrlichkeiten auch nur mit einem Zwinkern des Augs beachtend, eine hohe Gestalt im blauen Soldaten-

rock hindurch. Bei jedem der weitausgreifenden Paradeschritte stieß der Eindringling seinen schwarzen Stock (einen Stock, der ihm bis zur Brust reichte) mit solcher Wucht auf den Boden, daß Wulffens Bretterhaus in ein leichtes Zittern geriet. Man sah, wie sich um den langen Krieger eine Gruppe bildete, als er einen Augenblick stillehielt, und man hörte, wie er mit kalter Dienstfertigkeit nach dem Inhaber der Bude fragte.

Gemurmelt lief durch die Reihen: „Boß der Taufend! Ein Wachtmeister Seiner Durchlaucht!“ Etliche der Umstehenden wiesen nach dem Hintergrund des dämmerigen Raums.



Hans Wulffen saß in der warmen, wohlthätigen Morgensonne.

Dort stand Hans Heinz Wulffen in ruhig-sicherer Haltung und keine Miene verzog sich in seinem Antlitz, als er den Herkules im Grenadierrock auf sich zuschreiten sah. Was hatte er mit einem fürstlich anhaltischen Wachtmeister zu schaffen? Mit ausgespreizten Beinen aber pflanzte sich der vor dem Schausteller auf und erhob nur die Hand zu einem steifen militärischen Gruß: „Ist man der Mann, dem die Bude gehört?“

Der Angeredete erwiderte durch ein kurzes Nicken des Hauptes und maß den Krieger mit höchst verwunderten Augen. Keinen Blick wandten die Umstehenden von den beiden Männern, die nicht nur an Körpermaß, sondern auch an Kraft und Entschlossenheit miteinander zu wetteifern schienen. Nur des Wachtmeisters hohe Mütze,

spitz zulaufend, ragte über den Schausteller hinaus.

Jetzt ertönte wieder die Bärenstimme des Marsjöhnes: „Also gut! Seid Ihr der Rechte, so habt Ihr mir ohne Verweilen zur Hauptwache zu folgen.“

Die Dessauer Hausfrauen, als ihnen im Jahre des Unheils 1625 umgebetene Gäste aus Hispanien,



Zwischen den Bürgerwämfern und Keiskrüden drängte sich eine hohe Gestalt.

des Grafen Colalto raubsüchtige Söldner, die Weihnachtstollen warm vom Herde stahlen, — jene armen Frauen konnten nicht verdunkt dreinschaun als jetzt Hans Heinz Wulffen. Er trat vor Ueberraschung einen Schritt zurück, aber gleich faßte er sich wieder. „Der Teufel auch! Ich bin ein ehrlicher Mann, Herr Wachtmeister. Hab' auf Eurer Wachtstüb' nichts verloren!“

„Das mögt Ihr mit Fürstlicher Durchlaucht ausmachen, deren Befehlen ich gehorch“, versetzte der Krieger und forderte sein Gegenüber durch eine Gebärde auf, ihm zu folgen. Aber Hans Heinz Wulffen tat nichts dergleichen. „Und wenn ich bleib', wo ich bin? Was dann?“ Mit zornfunkelnden Blicken trat der Schausteller seinem unwillkommenen Besuch einen Schritt näher. Aber dieser Eisenfresser war nicht außer Fassung zu kriegen, nur daß sein Antlitz sich noch mehr zu versteinern schien: „So wäret Ihr eben nicht der erst', den ein Trupp Grenadiere zur Räson brächte.“

Jetzt löste sich aus dem Kreis der Gaffer ein behäbig Männlein und trat zur Rechten des Schaustellers, während von der Linken Wulffens

zitterndes Ehgemahl den Gatten umklammerte. Kaum unterschied man das Antlitz der geängstigten Frau von dem weißen Wachsgeicht der sterbenden Kleopatra, die nebenan, ihre Brust dem Matternbiß darbietend, in einem Glaskasten sah.

Jetzt sprach das Männlein beschwichtigend auf den Schausteller ein: „Wär' ich an Eurer Stell, ich machte gute Mien' zum bösen Spiel. Am Ende, Ihr werdet sehen, läuft alles auf eine Verwechslung hinaus. Oder wollt Ihr Euch aus lauter Trotz in sichres Unglück reiten?“

„Er hat wieder einmal recht, unfer Bräuer Herre. Eigensinn taugt nicht,“ — so stimmten die Männer zu, die Frauen nickten beifällig und Hans Heinz Wulffen beugte sich den Ansichten der Mehrheit. „Sei's also! Der Rechtchaffene steht überall in Gottes Hut, auch auf einer Soldatenwachtstube.“

Von der schluchzenden Gattin nahm Hans Heinz mit zusammengebissenen Zähnen einen stummen Abschied. Unter der Thür wandte er sich noch einmal zurück: „Antje! Grüß' mir den Buben und heiß' ihn, dir zur Seite stehn. Er soll die Augen beim Geschäft haben, statt sich in die Wachtmeisters zu vergaffen. Das vergiß mir nicht!“

Nachdem er dies unter der Thür gesagt, faßte Hans Heinz neben dem Eisenfresser strammen Schritt. Aber wie sie auf dem großen Markt dahingingen, durch Gruppen verwundert dreinschauender Männer und Frauen, durch ein Klüstern und Rannen und Köpfdrehen —, als da und dort ein befreundeter Schausteller ihm einen mitleidigen Blick nachsandte, als gält' es ein Abschiednehmen für Zeit und Ewigkeit, — da mußte Vater Wulffen seine ganze Kraft zusammenehmen, um von der Schmach, die man einem unbescholtenen Manne antat, nicht niedergedrückt zu werden. Man kam zum Rathaus; die Leute blieben stehen, musterten den Schausteller von der Seite und blickten dann beziehungsweise voll von ihm zu dem Siebel hinauf, wo, jedermann sichtbar, das Armeesünderglöcklein hing. Man kam zum kleinen Markt; überm Springbrunnen, den Hans Heinz sonst so gern hatte plätschern hören, stand die „Jungfer“ und schien seiner nur zu warten. Aber es war ein alt Dessauisch Bildstückerlein, darstellend die Schützerin des Rechts, mit verbundenen Augen, mit Schwert und Wage. Und Hans Heinz Wulffen mußte an peinliche Verhöre denken, an schlimme Verdachte, in die auch der Unschuldigste durch geheimnisvolle Umstände verwickelt werden konnte.

Aber nochmals gab er seinem Wesen einen Ruck. Nein! Sein Gewissen war ruhig. Nicht ein Stäublein haftete auf seiner Ehre. Da war keiner, der Geld- oder andere Schuld an ihn zu fordern hatte. Da war kein Tag seiner Vergangenheit, der mit dem Nachweis üblen Tuns wider ihn aufstehn konnte. In seinem Haus-

wesen gab es nichts Ungeordnetes, — nun ja, außer der dummen Geschichte mit dem Buben, der durchaus unter die Soldaten wollte. Also durfte Hans Heinz Wulffen, wenn er auch nur ein Schausteller war, sein Haupt vor jeglicher Anklage ohne Scheu erheben!

Eine Anklage? Wenn ihm dergleichen gar nicht drohte? Wenn es Schlimmeres war — eine Gewalttat? Gott im Himmel, das konnte es sein! Und Hans Heinz bedachte, wie ein ansehnlich Körpermaß schon manchem braven Mann und Familienwater in anhaltischen Landen gefährlich ward. War es nicht weltbekannt, daß Fürst Leopold, der Gestrenge, auf „lange Kerls“, um sie unter seine Grenadiere zu stecken, genau so eifrig Jagd machen ließ wie sein Nachbar, der Soldatenkönig von Preußen? Daß er es in der Wahl seiner Mittel mit Friedrich Wilhelm zum mindesten aufnahm? Gener Müller, den Fürst Leopold in einen Rechtsstreit verwickelt hatte, um ihn hernach ins Kriegshandwerk zu zwingen, wußte davon Unerbauliches zu erzählen. Herrgott, wenn ihm, Wulffen, ein Aehnliches bevorstand! Was ward da aus Antjen Sibylle, aus dem Buben, aus der Blüte des Geschäfts! Was aus den Aposteln und der sterbenden Kleopatra! Was aus den Bildern des Wenzel Kalesch in Wien, deren jedes fünfzig Taler gekostet hatte zum mindesten!

Und Hans Heinz Wulffen tat, was er, ein gottesfürchtiger Christ, wenn auch kein starker Kirchgänger, seines Erinnerns bis dahin noch nie getan hatte: er fing an mit der Vorsehung zu hadern. O daß die Unbarmherzige ihn nicht lieber zum Zwergen gemacht, daß sie nicht wenigstens mit der Hälfte des Stoffes sich beschieden hatte! . . .

Der Schausteller und sein schweigsamer Begleiter schritten jetzt über eine Geländerbrücke, jetzt unter mächtigen, breitästigen Linden hin. Sie standen vor der Hauptwache. Es war ein nüchterner, kunstloser Hallenbau, durch hohes Gitterwerk von der Straße abgetrennt. Ein stämmiger Posten wandelte mit geschultertem Gewehr und abgemessenen Schritten auf und ab. Auf der Steinbank vor dem Wachhaus, noch im Schatten der Lindenbäume, saßen ein paar schnauzbärtige Grenadiere in kurzen, blauen Röcken, die Beine mit den hohen Samaschen behaglich ausgestreckt, und zeichneten mit ihren Stöcken wunderliche Figuren in den Sand. Die Fenster des Wachhauses waren weit geöffnet und man hörte drinnen ein lautes, soldatisches Pfeifen. Das war die Weise des Dessauer Marsches: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage.“ Unter italischem Himmel hatte Fürst Leopold sie erstmals erklingen hören, frommen Bittgängern zum Geleit. Aber der Unhalter hatte jene Melodie zu einem Marsche tauglicher gefunden denn für ein Betfahrtlied, und wenn er

sie pfeiff, wie eben jetzt, wallte kriegerischer Geist in ihm auf.

Das einstimmige Konzert brach jäh ab, als der Wachtmeister mit Hans Heinz Wulffen in die Stube trat, — eine niedrige Stube, deren Ausrüstung aus einem grobgezimmerten Tisch, ebensolchen Stühlen, mehreren harten Pritschen und einer Prügelbank bestand. Der Schausteller saß sich mehreren Offizieren gegenüber, deren einer von besonders kräftigem Wuchs den Vorgesetzten insofern verriet, als er rittlings auf einem Stuhle saß, während die übrigen in achtungsvoller Haltung einen Halbkreis um ihn bildeten. Er trug, wie sie selber, blautuchenen Waffenrock, graue Weste und Kniehosen; die Beine steckten in hohen Reiterstiefeln; das braune Kopfsaar lag an den Schläfen offen, rückwärts war es zu einem Zopf geflochten. Das Antlitz, wettergebräunt, verriet seltsame Vereinigung von Härte und Seelengüte. Ein schwarzer Schnurrbart vervollständigte die Erscheinung des rauhen Kriegsmanns.

Hans Heinz Wulffen fühlte einen strengen, kalten Blick auf sich ruhen, — da wußte er vollends, wer sein Gegenüber war: kein anderer als der Soldatenfürst, der anhaltischen Lande Herr und Vater, Leopold von Dessau.



Als sie aber auf dem Marktplatz dahingingen, mußte Vater Wulffen seine Kraft zusammennehmen.

Vater Wulffen, so lang und stark er war, mußte sich auf einen Augenblick an der Stuhllehne halten, die er neben sich sah. Des Gewaltigen Stimme, im Pulverrauch erstarrt, brach denn auch los wie ein Gewitter: „Mordselement! Also Er ist der Kerl, der mich durch seine Jahrmarktsklegereien zum Gespött meiner eignen Landskinder macht? Sag' Er, wo nimmt Er die Courage her, meine Amouren vor Geld

sehen zu lassen? Weiß Er, daß ich Ihn zum Gespött aller braven Dessauer noch heut hinter's Karrengitter setzen lasse? Verantwort' Er sich, Canaille!"

Das Karrenhäuschen am Rathaus, worein man die Markt- und Felddiebe einzusperrn pflegte? Ja, Hans Heinz hatte es heut, auf dem unfreiwilligen Gang zur Hauptwache, von außen gesehen, und seine Wangen erblaßten ein wenig. Aber er war ein Mann; er raffte sich



... Jetzt sah sich der Schausteller mehreren Offizieren gegenüber.

zusammen. „Durchlaucht, so wahr mir Gott helfe! Hier steht ein ehrlicher Bürger und sein Gewissen ist rein. Hab' für Euch allzeit nur Verehrung gehabt.“

„Papperlapapp! Er hat gröblich gefrevelt an mir und der Annalise. Das verdient den Turm oder das Karrengitter!“

Jetzt trat der Schausteller einen Schritt vor, und all seinen Mut zusammennehmend, sagte er mit größter Seelenruhe: „Euer Durchlaucht! Das wäre Gewalt, — Gewalt an einem Familienvater, — und ziemte wenig einem Helden, von dem ganz Europa mit Bewunderung spricht.“

Das Wort war kaum gefallen, so fuhr der Fürst mit funkelndem Aug' und drohender Stirnfalte vom Stuhl empor. Seine Rechte faßte nach dem Stock (es war derselbe, mit dem schon mancher anhaltische Bürger- und Bauernrücken unerwünschte Bekanntschaft gemacht); schon hatte er ihn gefahrdrohend erhoben, — die Spannung wuchs aufs Höchste, — aber daß der Schausteller in seiner ruhigen, gefaßten Stellung verharrte,

auch nicht mit der Wimper zuckte, überraschte den Fürsten so, daß er den Stock wieder sinken ließ und die Gestalt seines Gegenüber nur von der Fußspitze bis zum Haarschopf mit einem langen, langen Blicke maß. Sein Antlitz drückte unverhohlene Befriedigung aus und der Donner in seiner Stimme hörte sich an, als wenn ein Gewitter schon im Verrollen ist.

„Kerl, ich seh', Er ist kein Waschlappen. So seten ihm Turm und Karrenhäusel geschenkt. Aber eine Straf' muß er mir leiden. Man wird ihn unters Fußvolk stecken, wo ein Riese, wie Er, von Rechts wegen hingehört.“

Wie ein einziger Aufschrei brach es da aus dem Schausteller hervor: „Und mein Weib, Durchlaucht, mein braves, unglückliches Weib!“

So echt, so gewaltig war dieser Ausbruch der Gattenliebe, daß Leopold von Anhalt-Dessau an sein Verhältnis zur Annalise denken mußte, und eine Anwendung barmherzigen Fühlens kam über den starken, jähnen Mann, der das Schicksal eines armseligen Schaustellers in den Händen hielt.

„Sag' Er, was ist Er für ein Landsmann?“ fragte Leopold jetzt, und der Ton seiner Stimme war wieder um eine Abschattung freundlicher. Als aber Hans Heinz Wulffen erwiderte: „Ein Hannoveraner,“ da genügte dieser wahrheitsgemäße Bescheid und der Gewaltige da vor ihm war in den blitzeschleudernden und donnernden Kriegsmann zurückverwandelt. Hans Heinz Wulffen sah in ein wildfrolockendes Ausleuchten des beweglichen Augs und er hörte, wie die Durchlaucht in den Kreis der Offiziere hineinrief:

„Stettendorf! Wieviel solcher Kerls waren es, die uns vor vier Wochen von den Berbern des Jörg von Hannover weggeschnappt worden?“

„Durchlaucht, es waren ihrer genau ein Dutzend,“ erwiderte der Offizier.

„Und die Unfern haben dem Jörg wieder abgenommen?“

„Elf Mann, Euer Durchlaucht. Fünfe bei Zinnendorf, drei vor Rienhagen, die andern unweit Prezelle.“

„So wäre mit dem da (Durchlaucht wies auf den Schausteller) die Rechnung mit Hannover quitt. Er sieht, Freundchen, ich kann ihm nicht helfen. Hab' einen Eid drauf getan: nach Umfluß eines Monats ist die hannoverische List vergolten. Er ist der zwölfte!“

Als werd' ihm von mitleidlosen Henkern ein Strick um den Hals gelegt, — ein solch böses Gefühl hatte der Schausteller, sobald Durchlaucht die Geschichte von den Berbern vorbrachte. Als werde mit jedem Wort die Schlinge enger gezogen. Als wären ihm nur noch einige letzte Atemzüge gönnt. Hans Heinz Wulffen wußte, daß er das Opfer einer Vergeltungspolitik war. Er gab seine Sache für verloren.

Aber dies war kaum gedacht, so fühlte der

Schausteller in seinem Innern eine kleine Hoffnung wachwerden. Stand nicht mancher knapp vor dem Hängen und kam unterm Galgen mit lebendigem Leib davon? Wie, wenn es nun doch eine Möglichkeit gab, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen? Da war ja noch ein letzter köstlicher Weg, — köstlich, wenn er glückte. Und Hans Heinz Wulffens getrübtter Gemütszustand fing leise an, sich aufzuhellen.

„Durchlaucht,“ sagte der Schausteller im Gefühl halbwegs wiedergewonnener Sicherheit, „wenn ich an meiner Statt einen andern lieferte? Auch einen hannoverschen? Gewänn' ich mir die Freiheit zurück?“

Der Dessauer witterte einen tollen Spaß. Dafür war er allemal zu haben. „Bombenelement! Es gilt! Aber hör' Er, ich darf bei dem Tausch nicht verlieren!“

Hans Heinz atmete auf wie ein Befreiter; er hatte das Spiel gewonnen. „Durchlaucht, ich liefer' zu Fürstlichen Händen mein leibhaftig Ebenbild, den Buben. Für ein friedlich Gewerbe' ist er mir doch verloren, denn sein Sinn steht ihm nicht höher, als den Kriegerrock zu tragen, und da ihm Zaum und Zügel vornöten, so mögen Fürstliche Durchlaucht sein Zucht- und Lehrmeister sein. Was aber den Tausch selber anlangt, so ist mir der Bub längst über'n Kopf gewachsen und es gewinnt der gnädige Herr noch eine achtels Elle hinzu.“

Aus vollem Hals lachte da Fürst Leopold. „Bomben und Wetter! Das ist ein Spaß für die Annalise, und ich seh', Er ist ein reeller Kaufmann. Also kurz und bündig: der Handel gilt als abgemacht; schick' Er mir Sein Ebenbild, den Buben. Und noch eines! Morgen zu dieser Stund sieht Er mich und die Annalise in seiner Butike auf dem großen Markt. Das mag Ihm dann für die erlittene Unbill zur Reputation dienen.“

„Reputation“ sagte Fürst Leopold, denn es meinten die Großen im deutschen Vaterland, unfre liebe Muttersprache hab' es nötig, mit welschen Schönplästerchen verklebt zu werden.)

Noch einmal maß der Fürst den Schausteller mit befriedigtem Blick, langsam seine Stulphandschuhe anlegend. „Danke Er's dem Himmel, daß Er mich bei guter Laune fand. Anders wär' Ihm leicht Verdrießlichkeit erwachsen.“

Die Weise des Dessauer Marsches vor sich hinpfeifend, verließ Fürst Leopold von Anhalt-Dessau die Wachtstube und man sah ihn unter den hohen Linden gemächlich zum Vätertschloß dahinschreiten. Hans Heinz Wulffens jandte dem Gewaltigen einen dankbaren Blick nach; draußen aber, vor der Hauptwache, mußte er sich, tief aufatmend, ein Weilschen auf die bemooste Steinbank niederlegen. Es waren der Pfingstüber- raschungen doch ein wenig viel auf einmal gewesen.

Beim Rodel-Kaspar.

(Aus den Papieren des Malers Prof. D.)

Von Helene Raff.

Ich hab' mich immer für einen sozial veranlagten Menschen gehalten. Und mich geärgert, wenn einer nicht den Lohn bekam, den seine Arbeit wert war. Das erinnert mich außerdem an die Zeiten, wo es mir selbst als Künstler herzlich schlecht ging.

Deshalb nahm ich an dem Kaspar Stangassinger sozusagen einen doppelten Anteil. Denn er war auch ein Künstler in seinem Fach — und schuldig bezahlt.

Ich machte seine Bekanntschaft in K., wo ich meine Faulenzerwochen am liebsten zubringe, zum Sommer sowohl als zum Winterport. Da ich das Rodeln mit Leidenschaft betrieb, kam ich alsbald dahinter, daß niemand bessere Rodelschlitten baute als eben der obgedachte Kaspar Stangassinger.

Um ihm meine Hochachtung auszusprechen, erklimmte ich zum erstenmal den Berghang, auf dem des Stangassinger einfames Häusl stand.

Es enthielt eine Stube, eine Küche, eine Schlafkammer und Vorratskammer. Die Stube, in die ich eintrat, bot ein unbeschreibliches Gewirr, — ein Durcheinander heillosester Art. Man stolperte fast bei jedem Schritt über halbfertige Rodel, herumliegende Holzstücke, Werkzeugkasten, Farbtöpfe usw. Eine dumpfe Hitze herrschte, nicht weil der Kaspar so besonders wärmebedürftig war, sondern weil im Ofen seine Leinwandeln kochten. Und wie sie dufeten! Na, ich danke! — Aber in all dem Gewirr und der Stiekluft saß der Kaspar friedsam an seiner Arbeit, auf erhöhtem Sitz nahe beim Fenster, gegenüber dem Herrgottseck, aus dem der geschnitzte Herrgott gleichfalls friedsam ihm zuschaute. Er erinnerte mich an Dürers heiligen Hieronymus. Doch war statt des Löwen ein mudelhauberes Weiberl dabei, das durch die Küchentür neugierig hereinklugte.

Meine Begrüßung nahm der Kaspar — er war ein rüstiger, nicht unhübscher Mann in mittleren Jahren — freundlich lächelnd auf. Wie es ihm ginge? „Ah, quatl!“ Ein bißchen wohlgefällig ward seine Miene, da ich seine Rodel lobte. Zwar entgegnete er nicht viel mehr als: „So, so?“ und „Ja, ja.“ Aber auf meine Fragen gab er bereitwillig Auskunft über seinen ganzen Betrieb: daß er seine Fahrzeuge im Stücklohn baute und wie viele Schlitten in der Woche er fertig brächte. „Ja, der Kaspar is g'schickt! Un fleißi!“ rief sein Weib von nebenan mit einigem Stolz herein.

Was er für jedes Stück bekäme? — Er nannte einen lächerlich geringen Preis. Ich glaubte, mich verhöhrt zu haben.

Ja, der Zwischenmeister, in dessen Sold er stand, mußte doch auch seinen Schnitt dabei machen! Und das Geschäft in der Stadt, das die Schlitten verkaufte, schlug erst recht noch etwas drauf.

Das alles setzte mir der Kaspar so einfach auseinander, als ob es ein Teil der sittlichen Weltordnung sei.

„Das ist ja gar nichts!“ brach ich los. „Sie müßten ja viel mehr verdienen!“ — Der Kaspar sah mich erstaunt an und lächelte.

„Aber ganz gewiß! Zum mindesten das Doppelte!“

„Woana S’?“

Im gedehnten Ton der Frage lag der tiefe Unglaube, den ein Gebirgler den Reden der Stadtherren entgegenbringt.

Ich beschloß zu handeln. Wie gesagt: ich war von jeher ein sozial empfindender Mensch.

Das nächste Mal, als ich zum Stangassingerhaus emporklomm, schwenkte ich in Händen einen Brief, worin ein großes hauptstädtisches Geschäft sich anheißig machte, die Schlitten des Kaspar künftig von ihm persönlich zu beziehen und angemessen zu bezahlen.

Der Kaspar schüttelte beim Lesen mächtig den Kopf; seine Ansicht ging dahin: man wolle ihn „verhoznageln“. Ich beteuerte ihm, daß es den Schreibern ernst sei, versuchte ihm die Verbindungen zu erklären, die ich als Kunstgewerbler und Zeichner von künstlerischen Wohnungseinrichtungen besäße. Der Kaspar schüttelte noch immer den Kopf.

Darüber mußte ich abreisen; denn meine Ferienwochen waren zu Ende. Ich sandte dem Kaspar wiederholt briefliche Mahnungen, empfing jedoch keine Zeile von ihm. Er hatte das Schreiben nicht im Brauch. Aber vom Inhaber des Geschäfts, an das ich ihn empfahlen, hörte ich endlich: der Kaspar habe die Schlitten geschickt. Na, also!

Die Weihnachtswoche verbrachte ich wieder in A. Mein erster Gang war zum Stangassinger.

„Ah, ah, sein S’ da! Grüß Cahna Gott!“

„Jawohl, Kaspar, da bin ich! Wie geht’s denn alleweil, wie tut’s?“

„Ah, guat, soweit. Warten S’ a bißl.“ Damit schritt er langsam — er liebte keine Ueberstürzung — ins Eck, wo eine alte Truhe stand, und klappte deren Deckel auf, nachdem er verschiedene Gegenstände heruntergeworfen hatte. Er entnahm ihr etwas, das einem zerrissenen Strumpfe gleich, kehrte zum Tische zurück und zählte eine Reihe von Geldstücken auf die Platte.

„So,“ sagte er bedächtig, „dös war iah dös Gerstl, was i z’viel kriagt hab’. Fufz Markln jan’s!“

Ich drückte meine Freude aus, daß er mit der Bezahlung zufrieden gewesen sei. Nur warum er mir das Geld zeigte, begriff ich nicht.

„Ja, dös g’hört do Cahna! Nehma S’ as halt!“
„Mir?? Kaspar, was fällt Ihnen ein? Ihnen gehört’s, ist Ihr Verdientes!“ — Ich brauchte lange, es ihm klar zu machen, da er immer am bisherigen Maßstab der Bezahlung festhielt. Als er begriffen hatte, legte sein Gesicht sich in nachdenkliche Falten.

„Fufz Markln, die wo ma net braucht!“ sprach er vor sich. „So viel han i no nia net in’n Haus g’habt.“

„Du, was sagst?“ Er stieß die Frau an, die hereingekommen war. „Jaz solln ma dös Geld g’halten.“

„Ah, was net gar,“ sagte sie fast erschrocken. Lachend meinte ich: sie würden sich schon daran gewöhnen. „Denn nun Sie einmal im Zug sind, Kaspar, kriegen Sie bald noch mehr, — geben Sie acht!“

„No mehra? Na — dös gibt’s fein net! No amal mach’ i dös net.“

„Was??“ — Einen Augenblick stand mir der Verstand still. Oder sollte am Ende der Verstand des Kaspar — — — ?

„I han dentt,“ fuhr der Kaspar fort, „dös,



„So,“ sagte er bedächtig, „dös war iah dös Gerstl . . .“

was i z’viel kriag, is Cahnara Nutzen — un da han i gmoant: in Gottsnam will i Cahna den Gfalln tean, für oamal! Uba für mi selm is ma d’ Müah zu groß.“

Ich lachte wieder, diesmal vor Wut.
„Mensch, sind Sie denn bei Trost? Wollen Sie sich etwa weiter von anderen ausnützen

lassen, jetzt, nachdem Sie den Wert Ihrer Ware kennen? Locket es Sie nicht, was Ordentliches zurückzulegen?"

"Ah schon! Aber döös G'frett is ma z' dumm! B'erst döös G'schreib, döös danische, von denen drin in der Stadt! Un nacha muaszt d' Model fein einpackn und verschnüen und a Begleitadressen schreibn und sie auf d' Eisenbahn schaffen, fast a Stund weit. Sie, da hoaszt's schwinzn! Alsdann, wenn 's Gerstl kimmt, derfst wieder dreiviertel Stund einlaufn in'n Markt un am Postamt hinwarten wie a g'malter Aff. Nacha muaszt schaugn, daß d' as Geld glückli hoambringst un guat aufhebst — a ewige Unruah! Mir waar's gnuu! So viel Plag is döös bisl Geld gar net wert; und was i brauch, han i a so immer ghabt. Aus is's."

Ich rief die Frau zu Hilfe; sie sah betreten drein.

"Da Kaschpa is halt gar net ruachi*)," sagte sie entschuldigend. "Er hat's schier net derwartn kinna, bis daß Sie kemma un er 's Geld aus'n Haus bringt. Kein wie ausgewechselt is er gwen in der Zeit, gar net so fidöll. Da trau' i mir nix reden."

Alles, was ich im Groben und Guten ihm vorstellte, prallte am Kaspar ab. "Es is all's z'viel Müäh."

"Um Gottes willen, was anders haben Sie denn als Müäh und Arbeit den lieben langen Tag?"

"Ah na!" Sein Blick ward hell. "Ohne Arbeit tat einen 's Leben ja nimmer freuen."

So entkräftete er jedes Ansinnen, fortzufahren auf dem einträglichen Weg. Ich hieß ihn einen Narren und Gischpl — er lächelte freundlich dazu. Da ergab ich mich.

"Meinetwegen!" sagte ich dumpf. "Man soll niemand zu seinem Glücke zwingen."

Der Kaspar geleitete mich vor die Tür. Unsaßbar zufrieden und erleichtert sah er aus. "Sein S' net böös!" — bat er noch.

Das linderte meinen Groll. "Also pfiaat Gott, Kaspar! Ob mit oder ohne fußg Marklu Mehrverdienst — Sie sind doch der reichste Mann in der Welt."

Er verstand mich nicht. Aber er lächelte.

D schöne Zuversicht der geistig Blinden,
Die niemand raubt:
Der Dümme wird noch einen Dümmeru finden,
Der an ihn glaubt! Max Kalbeck.

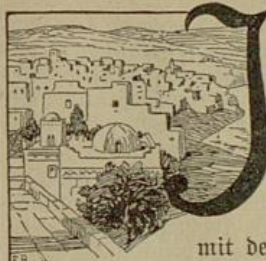
*
Wenn Undank dir am Herzen frist,
So sei zu stolz, zu klagen;
Sonst wird der Dumy noch sagen,
Daß du so kleinlich bist!

Albert Matthaei.

*) begehricht.

Der König von Sidon.

Von L. vom Vogelsberg.



Im Angesicht das Mitteländische Meer, im Rücken die himmelanstrebenden Berge des Libanon, ist Saïda heute eine der anmutigsten Städte Syriens. Einstmals unter dem Namen Sidon mit der Schwesterstadt Tyrus eine Großmacht des Morgenlandes, ist sie jetzt zu einer schönen, friedlichen, von Gärten erfüllten und umgebenen Stadt geworden. Reiche Fruchtbarkeit belohnt ihre fleißigen Bewohner, und ihre Arbeit ist gesegnet.

Sidon ist uralt. Man möchte fast sagen: so alt wie das Menschengeschlecht. Ruinen, die überall in seiner Umgebung verstreut liegen, bringen den Beweis bis auf unsere Zeit. Sie beklemmen das Gemüt nicht mehr, wenn sie harmlos im strahlenden Glanz der Sonne liegen. Nur das Gräberfeld der sidonischen Könige hat selbst im hellen Sonnenschein etwas Bedrückendes.

Dieses Gräberfeld durchschritt eines Tages ein schlanker, junger Mann mit neugierigem Blick. Es war der Ingenieur Hans Rossmann. Mehrere Jahre war er als Leiter eines Bauunternehmens in Jerusalem gewesen. Er befand sich jetzt auf der Heimreise, und da er Zeit und Geld genug hatte, wollte er einen Umweg über Syrien machen, um die Ruinenstätten der alten Kulturvölker kennen zu lernen.

Gestern war er in Saïda angekommen, und da ihm die schöne Umgebung des Ortes gefiel, beschloß er, etwa eine Woche zu bleiben.

Es machte ihm Vergnügen, so gewissermaßen planlos in den alten Bauten herumzustoßern. Ab und zu zog er das Skizzenbuch hervor und hielt einen ihn besonders interessierenden Gegenstand mit einigen Strichen fest. Bei alledem konnte er aber ein gewisses Gefühl der Besangenheit in der Totenstadt nicht los werden. Auch die Natur schien hier jedes Geräusch zu scheuen; denn es geschah selten, daß einmal ein kleiner Vogel lautlos über den Berghang strich.

So war Hans Rossmann immer tiefer in das Gräberlabyrinth hineingeschritten. Der Hunger machte sich allmählich geltend und er ließ sich in den dürftigen Schatten eines Terebinthenbusches nieder, um sein Frühstück zu verzehren. Dabei überlegte er, ob er seine Entdeckungsreise fortsetzen sollte oder nicht. Die Grabbauten wiederholten sich mit einer gewissen Gleichmäßigkeit; aber der Hauch des Seltamen, der über ihnen lag, bewog ihn schließlich doch,

den Weg wieder aufzunehmen. Er sah auf den Kompaß und nahm die nördliche Richtung, denn die Gräberstadt wurde allmählich zum Irngarten.

Hier und da hatte er auch einmal den Versuch gemacht, in eine der halbverschütteten Grabstätten einzudringen. Aber er fand dieses Beginnen bald unmöglich und tröstete sich mit dem Gedanken, daß er darin doch wohl nicht viel des Sehenswerten finden werde.

Aber während er bewundernd vor einem durch irgendeinen Zufall an das Tageslicht geworfenen Bruchstück eines Sarkophages stand, war es ihm plötzlich, als hörte er menschliche Laute. Er konnte jedoch im ersten Augenblick nicht sagen, wo die Töne herkamen. Sie schienen aus der Luft herunterzufinken oder aus der Erde zu kommen.

Kopfschüttelnd und eine Sinnesstäu- chung annehmend, wollte Hans Kosselmann schon weitergehen. Doch da kamen die Töne schon wieder. Und jetzt unterschied er sie deutlicher. Sie klangen ihm wie eine getragene Rede in arabischer Sprache.

Er kletterte den Hang hinauf und sah sich um. Nirgends eine Seele. Wieder kamen die Töne. Jetzt schienen sie entfernter zu sein, klangen wie aus der Tiefe. Hans Kosselmann sprang wieder den trümmerbedeckten Hügel hinauf und begann zu suchen. Eine Oeffnung, die einem Menschen hätte Durchlaß gewähren können, war nirgends zu sehen. Er fand zwar einige geöffnete Grabstätten, aber als er sie mit der Taschenlampe ableuchtete, sah er, daß sie in dem gewachsenen Felsen bald ihr Ende erreichten.

Während er schließlich achselzuckend weitergehen wollte, sah er in einem dichten Terebinthengebüsch eine Steinplatte, die an einen Sarkophagdeckel erinnerte. Interessiert drängte er sich durch das Gestrüpp und faßte die nicht allzu schwere Platte, um sie beiseitezuschieben. Voll höchsten Erstaunens sah er nun einen ziemlich schmalen, hohen Spalt, der wohl den anderen Grabeingängen gleich, aber für das Durchschlüpfen eines Menschen erweitert schien.

Als er in die Dunkelheit hineinjah, wollte es ihn bedünken, als ob er in ziemlicher Entfernung einen schwachen Lichtschein wahrnehme.

Hans Kosselmanns Neugier war aufs höchste gereizt. Er bedachte allerdings, daß er sich durch unvorsichtiges Handeln in eine recht kritische Lage bringen konnte. Aber diese Bedenken hielten nur einen Augenblick vor: er prüfte mit dem Fuß den Boden in dem Spalt und fand, daß er eben verlief. Kurz entschlossen drang er mit tastenden Schritten vorwärts.

Er ging auf einem augenscheinlich festgetretenen Boden, und der Lichtschimmer wurde immer deutlicher, ohne eigentlich heller zu wer-

den. Vierzig Schritte etwa mochte er gegangen sein, da machte der Gang eine scharfe Wendung und Hans Kosselmann stand vor einer manns- hohen Oeffnung, die wie eine helle Scheibe inmitten der Dunkelheit sich heraus hob.

Im gleichen Augenblick aber griff er sich an die Stirn. Karrete ihn ein Spuk? Oder träumte er?

Er sah in einen ziemlich großen grabkammerartigen Raum, in den von der Decke eine sehr altertümliche metallene Lampe hineinhing, die ein trübes, dunstiges Licht verbreitete. Sie beleuchtete eine seltsame barbarische Pracht, bei deren Anblick Hans Kosselmann das Gefühl hatte, als sei er um mehrere tausend Jahre in der Zeit zurückversetzt.

An den Wänden zogen sich Ruhebänke hin, die mit seidenen Kissen und golddurchwirkten Stoffen bedeckt waren. Waffen, wie man sie zur Zeit Nebukadnezars gebraucht haben mochte, die aber dem kundigen Blick sich alsbald als schlechte Nachahmungen kennzeichneten, hingen an den Wänden. Und doch glich das Ganze auf ein Haar dem wiedererstandenen Audienzsaal eines morgenländischen Fürsten aus grauer Vorzeit.

Das Sonderbarste aber war ein mit Geschick gearbeiteter Thronstuhl, der von gelbem Metall strotzte und den zwei stilisierte Löwen flankierten, wie man sie auf assyrischen Denkmälern sieht. In diesem Sessel aber, und das war das Seltsamste, saß ein Mensch. Ein hochgewachsener, hagerer, alter Mann mit langem, weißem Bart. Er saß unbeweglich wie eine Holzfigur, in einen Brokatmantel gehüllt, und seine glühenden Augen schienen den Eindringling förmlich zu durchbohren.

Hans Kosselmann fühlte etwas wie Furcht; aber das seltsame Bild reizte ihn so, daß er stumm stehen blieb.

Da hörte er plötzlich die Stimme des Alten. Sie klang drohend und hart. „Warum stehst du vor mir, Sklave?! Weißt du nicht, daß du ein Hauch, ein Nichts bist in meiner Hand?! Küsse die Erde!“

Er hatte arabisch gesprochen, und seine Augen schienen zuletzt wahre Flammen zu sprühen.

Im ersten Augenblick war Hans Kosselmann empört über die Zumutung, dann aber gedachte er das seltsame Abenteuer bis zum guten oder bösen Ende durchzuführen. So näherte er sich denn dem Thron mit unterwürfiger Miene und ließ sich mit gehöriger Vorsicht lang auf die Erde gleiten.

Eine Weile herrschte Stille. Dann vernahm er wieder die Stimme des Alten. Sie klang wie das befriedigte Knurren eines gesättigten Hundes. „Ich schenke dir Gnade, — erhebe dich! Was bringst du für Botschaft dem König von Judäa?“

Hans Kosselmann erhob sich demütig. „Der König, mein erhabener Herr, sendet dir Heil und Gruß.“

Der Alte nickte. „Er tut wohl daran. Und will er das Bündnis mit mir eingehen?“

„Er will!“

Mit einer raschen Bewegung erhob sich der Alte und stieß ein kurzes befriedigtes Lachen aus. „Er folgt meinem Willen. Wehe dem, der dem allmächtigen Willen des Königs von Sidon zu widerstehen wagt! Feuer und Schwert soll ihn vertilgen!“

Er ging mit großen Schritten in dem Raum auf und ab, und wie er ab und zu den nieder-

Hans Kosselmann verneigte sich tief, was das Wohlgefallen des Alten zu erwecken schien. Und einer instinktiven Eingebung folgend, sagte er: „Allmächtiger Beherrscher des Weltalls, mein König nimmt den größten Anteil an deinem und der Prinzessin Wohlergehen. Darum hat er mir anbefohlen, dich zu bitten, daß du mir die Prinzessin alsbald nach meiner Ankunft zeigst, damit ich ihm ihre Gesundheit künden kann.“

Wieder funkelte ihn der Alte mit drohenden Augen an. „Wie kannst du es wagen, Sklave, deine Augen auf der Prinzessin von Sidon ruhen zu lassen! . . . Doch meine Gnade ist groß. Geh, reinige deinen Leib und komme morgen wieder.“

Wenige Augenblicke später stand Hans Kosselmann wieder draußen und schob mechanisch die Platte vor den Spalt. Jetzt, wo die helle Sonne wieder um ihn war, kam ihm die ganze Sache vor wie ein toller Traum. Allmählich aber rief er sich die Einzelheiten zurück und wurde immer sicherer, daß er Wirkliches erlebt hatte. Und diese Erkenntnis löste in ihm den Entschluß aus, morgen wiederzukommen. Seine anfängliche Absicht, sich in Saïda nach dem sonderbaren Heiligen zu erkundigen, gab er auf. Er wollte erst klarer sehen und vor allen Dingen die Prinzessin kennen lernen.

Mit einer Sicherheit, als mache er diesen Gang täglich, erschien er am folgenden Tag wieder vor dem König von Sidon. Der Alte saß wieder genau auf derselben Stelle wie gestern und maß ihn mit tückischen Augen. Die sklavische Ehrenbezeugung wiederholte sich, ebenso wie die Bitte Hans Kosselmanns, die Prinzessin zu sehen. Aber der Alte schien ihn erst gar nicht zu hören. Er hatte plötzlich in seinem Spaziergang innegehalten und blieb mit ausgebreiteten Armen und weit in die Ferne blickenden Augen stehen, so daß er aussah wie ein Seher.

„Der König von Babylonien und der König von Assyrien, der König von Tyrus und der König von Persien, der König von Judäa und der König von Aegypten sie haben mir ihre Hilfe geboten. Alle Könige von Mittag sind meine Bundesgenossen. Zahllos wie der Sand am Meer wird unser Heer sein. Es wird das Volk von Mitternacht zermalmen, das nach unserem Leben und nach unserem Lande trachtet. Aber ich, Asharhaddon, König von Sidon, werde sie zerblasen mit meinem Atem!“

Wieder ging er mit langen Schritten auf und nieder, tief in Gedanken versunken. Dann blieb er wie in plötzlichem Erwachen vor Hans Kosselmann stehen und sagte verächtlich: „Du willst die Prinzessin von Sidon sehen, unreiner Tor?! Es sei. Aber wage deine Augen nicht aufzuheben zu ihr, Sklave, sonst lasse ich dir den Kopf vor die Füße legen.“



In diesem Sessel saß ein hochgewachsener, alter Mann.

gleitenden Mantel wieder über die Schultern warf, bot er das grotesk-lächerliche Bild eines verbrauchten Nimen der alten Schule.

Endlich blieb er wieder vor Hans Kosselmann stehen und richtete drohend die Augen auf ihn. Dabei rutschte ihm die dreiteilige Krone etwas nach hinten, so daß er aussah, als habe er einen zu viel getrunken.

„Ich werde dich zurücksenden zu deinem Herrn, wann es mir beliebt. Doch vorher sollst du meine Macht und Größe sehen und den Glanz meiner Feste, damit du deinem Herrn, meinem Knecht, berichten kannst; du wirst der Hochzeit der Prinzessin Rogane beiwohnen.“

Er schritt voran und beide traten in einen nicht sehr langen Gang ein, an dessen Ende der Alte eine ähnliche Steinplatte, wie die am Eingang befindliche, beiseiteschob. Wieder tat sich ein in ähnlicher Weise erhelltes und in derselben barbarischen Pracht gehaltenes, aber wesentlich kleineres Gemach auf.

Die Luft schien dick und unsichtig zu sein in diesem Raum, und mit Mühe konnte Hans Kosselmann unterscheiden, daß auf dem Ruhebett an der Wand ein junges, in orientalische Gewänder gekleidetes Mädchen ruhte, das mit seinem reichen blonden Haar keineswegs einer Morgenländerin glich. Was er noch sah, das waren zwei große, angstvolle Augen, die ihn in seltsamer Starrheit aus einem blassen Gesicht anblickten. Das Mädchen lag halb von ihm abgewendet, als habe sie beim Eintritt der beiden eine Bewegung zur Flucht gemacht.

„Senke die Augen, Niedriggeborener!“ hörte Hans Kosselmann des Alten Stimme neben sich dröhnen. Und gleich darauf wurde er von ihm wieder zum Verlassen des Gemaches aufgefordert.

Das Ganze hatte sich so rasch abgespielt, daß in Hans Kosselmann nur ein unbestimmter Eindruck zurückgeblieben war. Aber die anfängliche Lust am romantischen Abenteuer war ebenfalls gänzlich verschwunden, er war auf einmal sehr nüchtern geworden. Denn das war ihm klar geworden, daß hier etwas nicht mit rechten Dingen zugeht.

Während sie wieder in den Saal zurückschritten, dachte er daran, rasch nach Saida gehen und behördliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Da er aber den Grund der Dinge nicht kannte, hielt er es schließlich für besser, auf eigene Faust zu handeln. Mit dem Mädchen mußte es eine besondere Bewandnis haben, denn daß sie freiwillig sich hier aufhielt, war nicht anzunehmen.

Er verabschiedete sich wieder mit der gleichen Unterwürfigkeit von dem Alten und wurde aufgefordert, in zwei Tagen zur Hochzeit wiederzukommen. Er ging mit lauten, tappenden Schritten bis zum Ausgang, kehrte sogleich auf den Fußspitzen zurück und beobachtete den „König“ vorsichtig aus der Dunkelheit des Türrahmens.

Seine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Der Alte sah bewegungslos wie ein Steinbild auf seinem Throne und seine Augen blickten mit einem seltsam toten Ausdruck ins Leere. Wohl eine Stunde blieb er so sitzen, dann erhob er sich mit einer plötzlichen Bewegung, zog den Mantel fester um sich und schritt auf die linke Wand zu, schlug einen dort hängenden Teppich zurück und verschwand dahinter.

Hans Kosselmann wartete noch einige Augenblicke, dann schob er sich mit äußerster Vorsicht

an der Wand entlang, eilte den Gang hinunter und stand in wenigen Sekunden vor dem Mädchen.

Wieder sah er das entsetzte Gesicht. Mit einer beschwörenden Bewegung streckte sie ihm die Hände entgegen. „Um Gottes willen, fliehen Sie! Wenn er Sie findet! . . .“

Hans Kosselmann zog seelenruhig eine Selbstladepistole aus der Tasche und legte sie mit gespanntem Hahn vor sich nieder. Aber diese Handlung schien das Mädchen nur noch mehr zu erregen. „Nein, nein, er ist nicht allein! Wenn Sie Widerstand leisten, sind Sie verloren!“

Er achtete gar nicht auf ihre Beschwörungen. Sie hatte Arabisch gesprochen, und eine leichte Klangfärbung fiel ihm dabei auf. „Ihrer Aussprache nach könnten Sie Deutsche sein,“ meinte er überrascht in seiner Muttersprache.

Das Mädchen war beim Klang dieser Worte zusammengefahren. Nun ließ sie den Kopf sinken und sagte leise und mit müder Stimme: „Ich bin's . . .“

„Sie sind es?“ fragte Hans Kosselmann, und seine Verblüffung war ungeheuer. „Ja, aber — mein Gott, wie kommen Sie denn hierher?“

„Fliehen Sie . . .“ bat das Mädchen nochmals statt aller Antwort.

„Gern, sobald ich weiß, wer Sie sind.“ Und aufmerksam betrachtete er jetzt ihr Gesicht. Sie mochte nahe an die Zwanzig sein und hatte ein schönes reines Kinderantlitz, das nur jetzt den Stempel des Kummers und der Angst allzu deutlich an sich trug. Das aufgelöste blonde Haar floß lang herab, und Hans Kosselmann dachte voll Mitgefühl: „Wie schön muß sie sein im klaren Licht des Tages . . .“

Und da das Mädchen immer noch schwieg, fragte er: „Wer ist der Alte?“

„Mein Oheim . . .“ Er sah, wie ein Schauder durch ihren Körper lief. Eine sarkastische Bemerkung lag ihm auf der Zunge, doch er unterdrückte sie.

„Er ist wahnsinnig?“ fragte er wieder.

Sie nickte. Und dann begann sie zögernd und in müdem Tonfall zu erzählen, während sie ab und zu Blicke wilder Angst nach dem Eingang warf.

„Er ist mein Oheim. Er war früh nach Palästina gegangen, um sich dort anzusiedeln. Oft schrieb er dann an meinen Vater, seinen wesentlich jüngeren Bruder, und forderte ihn auf, ebenfalls zu kommen, da seine Lebensverhältnisse sich günstig gestaltet hätten. Meine Eltern lehnten jedoch stets ab, da sie sich in guten Verhältnissen befanden. In meinem vierzehnten Jahre starben sie jedoch kurz hintereinander, und bald nach ihrem Tode erschien mein Oheim in der Absicht, mich mit nach seiner neuen Heimat zu nehmen. Ich sträubte

mich anfangs; aber er war freundlich und gut zu mir und wußte mir alles im schönsten Lichte darzustellen, so daß ich schließlich einwilligte.

„Ich habe auch keine Klage über das erste Jahr unseres Aufenthalts in der Kolonie vorzubringen. Aber bald konnte ich merken, daß im Gemüt meines Oheims eine sonderbare Wandlung vorzugehen schien. Tagelange Schweigsamkeit wechselte ab mit einer Lebhaftigkeit, die man fast geschwätzig nennen konnte. Es war dabei viel von Vergeltung die Rede, von seiner Verurteilung zur Rache und ähnlichen Dingen.

„Erst nach geraumer Zeit ersah ich die Ursache. Eine englisch-französische Unternehmungsgesellschaft wollte in unserer Nähe eine große Pflanzung anlegen und erhob ungerechtfertigte Eigentumsansprüche auf das beste Land meines Oheims. Er fühlte sich in seinem Recht; aber unlauteres Treiben der Unternehmer und bestochene Richter brachten ihn um das Seine. Er konnte nirgends Recht finden.

„Während der Prozeß noch schwebte, hatte er sich viel mit Studien aus der alten Geschichte des Orients beschäftigt. Er begriff wohl vieles nicht, und darum legte er sich manches in konfusier Weise nach seinem Sinne zurecht. Seine Reden wurden immer sonderbarer; er sprach von einer Wiederkehr des persischen Weltreiches und fühlte sich selbst berufen, eine große Rolle dabei zu spielen.

„Als er die endgültige Entscheidung der Gerichte in Händen hatte, schien er wieder zu sich zu kommen. Doch das Land war ihm verleidet. Er verkaufte, was ihm noch übriggeblieben war, und wir zogen in beschwerlicher Reise auf dem Landweg nach Saïda.

„Ich glaubte, er wolle die Heimreise antreten. Doch wir blieben vorerst in Saïda. Er ließ mich stets allein, und ich sah ihn tagsüber nie. Eines Tages aber forderte er mich auf, ich solle mit ihm kommen an diese Stelle. Da sah ich, daß der Wahnsinn bei ihm zum Ausbruch gekommen war. Er erzählte mir, er sei der König von Sidon und müsse in der Verborgenheit leben, bis der Tag anbreche, an dem die Leute von Mitternacht vernichtet würden. Und um alle Vorteile in der Hand zu haben, müsse er mich mit dem Prinzen von Persien vermählen . . .“

Hans Kosselmann hatte aufmerksam zugehört. Jetzt sah er das Mädchen an, lange, prüfend. Dann schüttelte er den Kopf: nein, sie log nicht, das sah er.

„Warum fliehen Sie denn nicht?“ fragte er unvermittelt.

Sie sah ihn erstaunt an. „Fliehen? Der Eingang ist doch bewacht — und die Wächter haben Befehl, mich niederzustoßen, wenn ich einen Fuß hinaussetze.“

Hans Kosselmann lachte leise. „Wächter?

Ich bin zweimal hier gewesen und habe keine gesehen.“

Das Mädchen sah ihn ungläubig an. „Er sagte es doch . . .“

„Wer? Der Wahnsinnige? Sehen Sie denn nicht, daß alles nur in seiner Einbildung vorhanden ist?“

Sie schüttelte den Kopf. „Es ist nicht alles Einbildung. In den Dörfern der Umgegend kennt man ihn und hält zu ihm. Man hält ihn wohl für einen Propheten oder sonst etwas. Und die Leute bringen uns reichlich Lebensmittel.“

„So?“ Hans Kosselmanns Hand tastete unwillkürlich nach der Pistole. „Aber nun sagen Sie, wer ist eigentlich der persische Prinz?“

Das Mädchen zögerte einen Augenblick, dann fing sie leise und bitterlich an zu weinen. „Ein schlechter Mensch, ein Grieche, den er in Saïda kennen gelernt hat und der weiß, wen er vor sich hat. Glauben Sie, ich sei einen Augenblick im Zweifel über das Schicksal, das ich von jenem Menschen zu erwarten habe. . . . Mich nimmt er mit in den Kauf, vielleicht nicht ungern — wie lange? . . . In Wirklichkeit ist es ihm darum zu tun, zu erfahren, wo mein Oheim den Rest seiner Ersparnisse verborgen hat.“

„Hm.“ Wieder glitten die Augen Hans Kosselmanns über das Mädchen. Wie lieblich das verweinte, geängstigte Gesichtchen war . . .

Er raffte sich auf. Schon war geraume Zeit verstrichen. „Kommen Sie,“ sagte er, „Sie können hier nicht bleiben.“

Das Mädchen schüttelte voll Ergebung den Kopf. „Ich kann nicht . . . ich darf nicht . . . was würde mit dem alten Mann geschehen . . .?“

„Gut, dann werde ich die Behörden benachrichtigen, damit sie ihn in Schutzhaft nehmen.“

Sie war aufgesprungen und packte in namenloser Angst seinen Arm. „Nur das nicht, nein, um Gottes willen, das würde ihn töten . . .“

Hans Kosselmann fühlte einen leichten Neger in sich aufsteigen. „Aber ich bitte Sie, wollen Sie sich denn diesem Kerl, diesem Griechen, ausliefern?“

Das Mädchen erblaßte jäh und sank schluchzend auf das Lager zurück. Von tiefem Mitleid ergriffen, setzte sich Hans Kosselmann neben sie und legte freundlich den Arm um ihre Schultern. Aber sie ließ nicht nach im Ausdruck ihrer Qual. Und wie er den Arm so um sie hielt, da quoll seltsam heiß ein anderes Gefühl in ihm auf, schön und leuchtend wie eine Blume. Und es war kein Mitleid . . .

Er sah den zarten Körper unter schwerem Leid beben, fühlte das reiche Blondhaar unter seinen Fingern; das Blut stieg ihm zum Herzen und er stand schwer atmend auf.

Doch er mußte handeln. Das Mädchen mußte fort aus dieser verpesteten Luft, aus den Klauen eines Wahnsinnigen und eines Seelenverkäufers.

Rastlos arbeitete sein Gehirn an einem Plan. Und mit einer raschen Bewegung setzte er sich wieder neben sie und sagte: „Ich weiß einen Ausweg, der Ihren Wünschen Rechnung trägt, — darf ich übrigens um Ihren Namen bitten?“

„Nennen Sie mich vorläufig Lija,“ sagte das Mädchen zögernd.

„Schön. Nun beantworten Sie mir noch einige Fragen. Zunächst: wie spielt sich das Leben hier tagsüber ab?“

Das Mädchen machte ein Gesicht, als besinne es sich mühsam. „Ich kann Ihnen keine Stundeneinteilung sagen; denn ich bin immer in diesem Raum und weiß nicht, ob es Tag ist oder Nacht. Doch nehme ich an, daß es Morgen ist, wenn er mich weckt. Kurz vor Mittag kommt dann der Grieche . . .“

„Zu Ihnen?“

„Ja. Doch ist der Dheim stets dabei. Mit dem Dheim nehme ich auch die Mahlzeiten ein. Und dann sitzt er den ganzen Tag auf seinem Thron und bildet sich ein, Audienzen zu erteilen . . .“ Und wie in erneutem Schrecken fuhr sie auf: „Gehen Sie, gehen Sie jetzt, die Abendmahlzeit ist nicht mehr fern und der Dheim kann jeden Augenblick kommen!“

Ohne Gile erhob sich Hans Kosselmann. „Gut, ich gehe, aber nur dann, wenn Sie mir versprechen, morgen allen meinen Anordnungen Folge zu leisten.“

Lija senkte traurig den Kopf. „Wenn mein Dheim nicht zu Schaden kommt dabei . . .“

„Von meiner Seite nicht. Also schlagen Sie ein!“ Er hielt ihr die Hand hin. Widerstrebend legte sie die ihre hinein. Er hielt sie einen Augenblick fest. „Lija,“ sagte er noch einmal eindringlich, „haben Sie doch Vertrauen zu mir. Sie wissen ja gar nicht, welch entsetzliches Los Ihrer harret.“

Sie schwieg und fuhr sich mit einer mechanischen Bewegung über die Stirn.

„Bis morgen denn.“ Noch ein Händedruck, dann verschwand Hans Kosselmann und kam unangefochten hinaus. Und während er Saïda zuschritt, kniff er sich ein paarmal in die Nase, um sich zu vergewissern, daß er wachte und daß dies alles kein Traum war. Er fühlte Mitleid mit dem armen Alten; aber der war ein gefährlicher Narr, der Unheil anrichten konnte, wenn er nicht bald unschädlich gemacht wurde.

Nachdem er zu Abend gegessen hatte, begab er sich sogleich zum Wali*) und hatte eine längere Unterredung mit ihm, deren endliches Ergebnis war, daß er für den folgenden Tag zwei Gendarmen als Begleiter zugesagt erhielt. Dann besorgte er noch europäische Frauenkleidung und schlief unruhig dem kommenden Morgen entgegen.

*) Der höchste Polizeibeamte.

Schon in früher Stunde machte er sich auf den Weg und traf die beiden Gendarmen, kräftige Anatolier, richtig an der verabredeten Stelle. Sie verbargen sich in einem dichten, dem Grab gegenüberliegenden Gebüsch und warteten. Aber die Zeit wurde ihnen lang, bis der Grieche kam. Und als er endlich erschien, da mußte sich Hans Kosselmann zugeföhnen, daß eigentlich schon viel Vertrauensfestigkeit dazu gehörte, ein solches Galtengesicht sich zum Vertrauten zu machen. Den Gendarmen schien er nicht unbekannt zu sein, denn sie grinsten über das ganze Gesicht, als sie ihn sahen.

Mit einer Sicherheit, wie sie nur die Gewohnheit bringen kann, schob der gelbgesichtige Hellene die Platte von dem Spalt und trat ein. Er war so sicher, daß er es nicht einmal für nötig hielt, sich umzusehen.

Die Spannung der drei Verschworenen stieg aufs höchste. Aber der Grieche erschien nicht wieder. Hans Kosselmann war es einmal gewesen, als hörte er Stimmen aus dem Spalt herüberdringen, doch glaubte er schließlich, sich getäuscht zu haben. Plötzlich hörte er ganz deutlich einen verwehten Schrei. Und dann noch einen.

Ueber Stock und Stein polterte er mit den beiden Landjägern herunter. Der Raum, in dem der Thron stand, war leer; sie stürzten weiter in den Gang, an dem das Zimmer des Mädchens lag. Da gellte wieder der Schrei. Die Platte lag umgestürzt neben dem Eingang, und in dem Raum stand der Grieche, mit gemeinen Augen, wie ein seiner Beute sicheres Raubtier, vor Lija.

Im nächsten Augenblick hatte ihn Hans Kosselmann am Kragen, der eine Gendarm an der Kehle. Das Mädchen lag ohnmächtig vor Schreck auf den Knien.

Der Gendarm, der den Griechen gepackt hielt, murmelte ein paar Worte. Sie schienen auf den Menschen eine besondere Wirkung auszuüben, denn mit einer plötzlichen Bewegung suchte er sich loszureißen. Aber schon bekam er von dem Soldaten in aller Gelassenheit einen Schlag gegen den Kopf, daß er halb betäubt gegen die Wand flog. Ehe er noch recht zur Besinnung kam, waren ihm schon die Hände gefesselt.

Lija schlug bald wieder die Augen auf. Hans Kosselmann ließ das Bündel Kleider bringen, das er für sie mitgebracht hatte, und zog sich zurück. Während er in dem düsteren Thronsaal wartend auf und ab ging, stieß sein Fuß plötzlich gegen einen Körper. Er bückte sich und fuhr heftig zusammen: es war der König von Sidon.

Mit Hilfe des einen Gendarmen trug er den Alten ins Freie. Der leblose Körper zeigte keine Verletzung. Fest unter den Arm gepreßt

trug der Alte eine kleine Kassette, die, wie sich später herausstellte, seine Ersparnisse enthielt. Hans Kosselmann glaubte die richtige Lösung gefunden zu haben, wenn er annahm, daß der Grieche, ungehalten über das theatralische Wesen des Alten, rascher zum Ziele kommen wollte und das Geld mit Gewalt an sich zu nehmen suchte.



Im selben Augenblick trat Lisa aus dem Spalt.

Die Aufregung schien den ohnehin schon längst hinfalligen alten Mann so sehr angegriffen zu haben, daß er wohl einen Gehirnschlag erlitt. Da dem Glenden diese Beute nicht mehr entgegen gehen konnte, so hielt er es für zweckmäßig, sich erst Lisas zu versichern . . .

Mit einem Gefühl wahrer Trauer erhob sich Hans Kosselmann. Der arme Alte, der einem Phantom nachgejagt war, tat ihm leid. Und wie sollte er das jetzt Lisa beibringen?

Aber diese Sorge war unnötig. Denn im selben Augenblick trat Lisa aus dem Spalt und schloß, geblendet durch das langentbehrte Licht, die Augen. Doch da sie eine ganze Weile unbeweglich gegen die Felsenwand gelehnt blieb, ging Hans Kosselmann auf sie zu, um ihr den Arm zu reichen. Als sie seine Nähe spürte, hob sie den Kopf und sah ihn an. Und an diesen traurigen Augen erkannte er, daß er Lisa nichts mehr zu sagen brauchte.

Während die beiden Gendarmen mit ihrem nicht gerade seltenen Vogel abzogen, folgte Hans Kosselmann mit Lisa langsam nach. Die traurigen Tage in der Höhle hatten das Mädchen

so mitgenommen, daß sie oft stehenbleiben und sich auf ihren Begleiter stützen mußte. Aber je näher sie der Stadt kamen, um so mehr schien das Mädchen in der milden Morgensonne aufzublühen, fast wider Willen. Und Hans Kosselmann dachte mit Schauder daran, was hätte geschehen müssen, wenn er zu spät gekommen wäre . . .

Noch im Laufe des Nachmittags fand der König von Sidon auf dem Friedhof seine letzte Ruhestätte, still und klanglos. Lisa hatte Hans Kosselmann gebeten, kein Aufsehen zu machen und nicht die Aufmerksamkeit Fremder auf sie zu lenken. Sie selbst blieben beide noch zwei Wochen in Saida, damit Lisa die letzten Folgen des traurigen Abenteuers überwand. Und als sie der Heimat zuzuhren, da hatten sie den Hochzeitstag schon festgesetzt.

* * *

Die Prophezeiung des „Königs von Sidon“ aber ging in Erfüllung: das Morgenland stand auf gegen die Völker von Mitternacht, gegen Engländer und Franzosen. Und siegreich standen seine Fahnen gegen die, die ihm Seele und Land nehmen wollten.

Des Peterbauern Lustreise.

„Wo witt hi?“ fragte der Peterbauer den Oberbauern, der ihm im Sonntagswichs: schwarzen Tuchhosen, dito Rock und Weste, aus welcher der mit neuer schwarzer Halsbinde umzogene schneeweiße Hemdkragen herauschaute und vatermördermäßig um die Kinnbacken sich stellte. „In d' Stadt möcht' i e chli, 's Heu ist deheim, mer henn no g'schunde die Woche, was g'schunde heißt, jetzt möcht' i e weng Pläsier, aß i au weiß, aß i en Ebebild Gottes und kei Dohs bi.“

„Hescht scho recht, hescht g'wiß recht,“ sagt der Peterbur, „au üs Buren isch e Freund z' gönne, aber in d'r Stadt, nai, do fuech' i kei Pläsier meh, denn dort isch's mir doch verleidet, won i 's leztmol drinne gsi bi.“

„Soo, was isch der denn Ungrads übere Weg, wemme froge dersch? 's nimmt mi wunder, du bisch doch sunst d'r Dümmscht no lang nit. Bisch jo in d'r Schuel immer ein vo den Erste gsi.“

„Isch alles rächt, Oberbur, aber in d'r Stadt bin i doch agange, was agange heißt. Und wenn i nit grad mueß, gang i nimmi furt, wenigstens mach' i kei Pläsierreis meh; denn deß isch unter Umstände mit große Choschte verbunde. Nu, 's isch guet. Vor e paar Woche sag i zue miner Frau: »Du, Madlee, hütt isch Fiertig, 's Wetter isch prächtig und do deheim am Chachelose g'fallt's mer nur halber. Mer wenn in d' Stadt mitenander und e weng Pläsier habe. D' Moore hem jo in d'r lezte Zit ihri

Pflicht to und d' Chälber hem mer au zuem en anständige Pris verchauft, mer chönne is e weng öbbis erlaube.« Si wöll nit mit, hett d' Madlee g'fäit. Me chönn d' Dienstbote nit allei deheim lo, eis müeß deheim blibe, wenn nit alles drunter und drüber goh soll. Natürlich han i nit iz'wende gha; denn unter üs g'fäit, Oberbur, han i jo d' Madlee nur so schandehalber und pflichtwis ig'lade und i bi scho lieber allei gange, denn das weißch jo au, daß alles e weng ungschenerter goht, wemme 's Wib nit bi eim hett.

Also i leg' mi a, so wie jekt du vor mer stohsch, nimm e paar Goldstückli ins Portmonnee und e Hundertmarkschin in d' Briestäsche — me müeß Geld ha, wemme Pläsier mache will — i gib d'r Madlee d' Hand und sag' »V'hiüt Gott« und lauf, was gisch, was hesch, d'r Bahn zue. Trohdem bin i ziemlig d'spot cho, d'r Zug hett scho wöllen abgoh, i spring' also no dri ohni Billett oder Fahrcharte, wie me jekt fäit.

D'r Kundidör, han i denkt, hett di nit g'feh', also merkt er's au nit, und aß er mi nit no 'm Billett froge cha, stell' i mi e weng a, aß wenn i schlofe tät'. Aber ohä, er schüttlet mi uf und fäit: »Bitte, mein Herr, das Billett vor-

was fines Amtes sei, und ich hab' mich z'füege wie ander Lüt au, und in d'r Stadt werd's mit mir usg'macht, wer i sei und was i im Sinn gha heig.

»Sinn Sie nit böß, Herr Kundidör,« sag' i guetmüetig. »Sinn Sie nit böß, mer trinken in d'r Stadt e Schoppe mitenander, und sinn Sie still derzue.« »Meine Herren,« fäit er zue den andere Reifende, »Sie haben gehört, was der unverschämte Mensch mir angeboten hat. Sie werden es mir in der Stadt auf dem Bureau bezeugen.«

»Oho, denk' i, deß wird kei Todssünd si, wemmen eim e Schoppe zahle will, deß chan er azeige meinewege und die andere chönne's bizüege, es wird mer nit viel schade. Aber jo Teufel, d'r Kuckuf chenn' si esangen us in der Welt. Ufem Bureau hett mi der mit d'r rote Chappe z'erst ag'schnauht, wie wenn i 's Lebe verschuldet hätt', derno hett er mi g'frot, woher i sei und wie i heiß', und alles süberlig ufg'schriebe und derno g'fäit: »So, Sie können gehen, die Erledigung Ihres Falles wird Sache des Gerichtes sein.«

Und denk bigotts, Oberbur, i bi nachträglich wirklich vor Gericht cho und ha die doppleti Fahrtaxe und no e schön Sümmlli für Vistechungsverjuech, wie's sie der Attrag vom e Schoppe an d'r Kundidör g'heiß'e henn, und Gerichtschoschte zahle müesse.

Um aber wieder uf d'r Verlauf vo. miner Lustreis' z' cho: i bi us em Bahnverwaltungs-bureau diräkt in d' Restauration und ha denk't: fällt ich jek no so gliich, i bi doch d'r Peterbur und cha öbbis lo druf goh. I jek' mi also glii an e Tisch, wo scho dect ich, und leg' mi e weng bequem, wie eine, wo's so g'wohnt ich und Geld hett, uf d' Stuehllehne und bisfehl: »E proper Mittagesse und e weng e Guete.«

»Werden alles erhalten,« fäit e sone Chellneri mit hohlschwarzen Auge und tief bis uf d' Brust usgschnittene Rock, »aber bitte, setzen Sie sich an den hintern Tisch, hier ist für die Stammgäste gedeckt!« Und jek' chömmen e so junge Fiker, en Art Schnider- und Buchbinder-gelle, und nehme Platz, und ich, d'r Peterbur, sott ufstoh und hintere siße wege dene, apart wie ein, wo kei Geld im Sack und kei sufer Hemm ufem Lib hett. Nei, deß git's nit.

»Ich hab' Ihnen schon g'sagt,« fäit die Chohlschwarz mit em usg'schnittene Rock, »daß Sie am hintern Tisch Platz nehmen müssen.«

»Was müeß i,« sag' i in girechter Entrüstung, »am hintere Tisch Platz neh? Rai, fällt git's nit, verehrti Chällermamsell, daß d'r Peterbur wege so Schnidergelle d'r Platz wägslet oder gar an hintere Tisch sißt.«

»Und Sie geben gefälligst meinen Platz frei,« hett e sone Spriker mit blauen Augen und gäle Lockehoor g'fäit, »oder — —«



„Meine Herren, Sie haben gehört, was der unverschämte Mensch mir angetragen hat.“

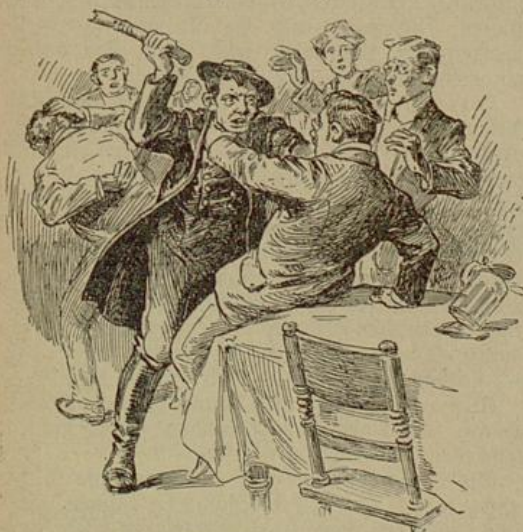
weisen.« »I ha's verlore,« sag' i in miner Dummheit. Er aber meint, das könnte jeder sagen. Ich sei bi d'r letzte Station ig'fite, hab' mi schlofend g'stellt und als blinde Passaschier mitgoh wölle. Jek' denf' emol, Oberbur, als blinde Passaschier, won i doch d'r best Schütz im Bizirk bi. »Was,« sag' i, »i soll blind si? Wenn nur Sie nit blind sinn, Herr Kundidör. Blind, ich — jowohl au.«

Er aber fäit, i soll nit frech si, er tüege nur,

»Oder,« sag' i, »was oder?«

»Ich werde Sie wegsetzen.«

»Denk, Oberbur, denk an, e Schnidbergell will mi erwäge, mich, d'r Peterbur. Siedig isch mer 's Bluet in Chopf g'schosse und natürlic han i dem Schwitze en Chlapps ge, aß er kei zweite me verlangt hett. Jez sinn aber sini Kollegen ufg'stande und henn wollen an mi. Ich also kei ander Mittel bliebe aß 's Stuehlbei, und i ha's an g'höriig bruucht, bigott, die Bürschli sinn g'flogge wie d' Chegel und wenn no e Duzend cho wär, i hätt' sie nit g'föcht. Nur schad, aß e jone Keilereie verbotten isch. Aber 's isch scho so: üsereis darf kei Freud ha. Won i am besten am G'schäft bi, goht d' Türen uf und zwei Schutzmänner treten uf mi zue und sage: »Mann, legen Sie g'fälligst das Stuhlbein weg und folgen Sie uns?«



... Die Bürschli sinn g'flogge wie d' Chegel . . .

Was han i wölle mache. D'r Mattjörgli, er isch au Bur gsi, hett emol e ganz Johr brumme müesse, will er sich gege d'r Gendarm g'stellt hett. Jez zue me so me G'schäft ha mi nit verstoh chönne und drum bin i denn lieber mit. Uf em Bizirksamt henn si mer Personalie abgno und, won i sag', i sei d'r Peterbur, respektvoll wieder laufe lo, aber mit der Absicht uf e g'richtlich Nachspiel, wie sie gsait henn. Und 's isch itroffe, besser as im Falb si Wetterprophzeiung. Fußzig Mark Bueß, hett's g'heiß, oder vierzeh Tag Haft. Natürlig han i zahl.

Aber um d'r Fade vo miner Luschtreisg'schicht nit abz'breche: won i vom Bizirksamt entlasse wore bi, han i natürlig kei chlainne Zorn gha, und bi also ebeso natürlig in e Wirtshaus, um mi Aerger nabz'schwente, und ha denn richtig e rächte Ruch kriegt, was sunst nur an d'r Chilbi, an d'r Wienecht, am Oster-

und Pfingstmentig vorchunnt, und do isch's jo erlaubt. I ha mi in mim Dufel uf d'r Heimweg g'macht, bi aber erscht d'r ander Tag heim cho, d' Nacht han i unter ein vo dene große Deyfelbäume, wo d' Landstrosß ziere, verbroocht. Aber i mueß schint's B'uech kriegt ha, denn won i verwacht bi, isch d' Sunne blankheiter am Firmament g'stande, sie hett mi au fründlic ag'lächlet und i glaub', wenn sie hätt' chönne schwäze, so hätt' sie gsait: »Zeig wie, Peterbur, wie lisch au du do! 's Chopfschiff isch fölli verrumpstet und 's Deckbett hesh schint's abg'strampelt, denn i sieh nütt dervo.« So un-g'fähr hätt' nach miner Birechnig d' Sunne gsait, und i hätt' mer's g'falle lo; denn mit der möcht' i's just nit verderbe, sie wär' imstand und tät' ein d'r Bi, 's Chorn und d'r Lewat nimmi zittige. Also wie gsait, vo d'r Sunne hätt' mer öbbis g'falle lo, sogar e chleini Stropfpredig. Aber aß mer ein über Nacht d'r Guet, d'r Chittel und 's Geld gno hett, jäll hett mi denn doch e weng bisse. Verschtrublet, in de Hemdärmel und ohni Geld han i müesse heimreise, und i ha no bi d'r Madlee müessen en Eid schwöre, sunst hätt' sie bigott gar nimmi glaubt, aß ich ihr Ma und d'r Peterbur sei; denn einol übers andermol hett sie d' Händ' überem Chopf z'ämmeg'schlage und gsait: »Jä isch's denn au möglic, aß Ihr d'r Peterbur sinn, i ha di mi Seel für e Stromer ag'liegt. Churz, i hätt' dur die G'schicht no ball Hof und Hus und Wib verlore. Aber 's hett au wieder si Guetes gha; denn i weiß: E Luschtreis' mach' i keini meh. Deß sollen anderi tue, wo mehr Glück henn. I ha entschiede Päch in d'r Främbdi.«

Durch die Zeitung.

Der Seilerkarli war kein Seiler, sondern ein Krämer, und was für einer! Er handelte mit Kaffee, Zichorie, Wiche und allem, was die Weiber so in Küche und Stube brauchen, und war der Meinung, daß er auf den Titel „Kaufmann“ allen Anspruch habe, wenn er auch in keiner regelrechten Lehre gewesen sei. Er habe das Geschäft in der Praxis gelernt, und die gehe denn doch weit über die Theorie.

Sein Geschäft verstand er ohne Zweifel und seinen Vorteil wußte er wahrzunehmen, aber doch — hatte er immer noch keine Frau, trotzdem er schon lange gern eine gehabt hätte und der Jahre schon achtunddreißig zählte.

Und warum? Weil er sehr wählerisch war, Wunder was von sich hielt und Ansprüche machte, die seine Dorfschönen weder erfüllen konnten noch wollten. Er, der einen Buckel hatte wie ein Dromedar und mit seinen Kbeinen mit den Enten um die Wette watschelte, wollte eine schlankgewachsene Blondine mit schmachten-

den Veilchenaugen und dazu noch einen gehäuften Sester Geld. Töchter Ewas aber, welche solche Reize und Moneten besaßen, reflektierten auf ihresgleichen und wollten vom Seilerkarli nichts wissen, wie dieser von jenen nichts, denen solche Dinge abgingen.

Immer hatte er sich damit getröstet, daß noch nicht aller Tage Abend sei und einem Menschen seines Wertes schließlich doch noch das Glück lachen werde. Jetzt aber, da er im letzten Jahr der „dreißig“ stand und bald ins vierzigste einrückte, kamen ihm doch als gemach gelinde Zweifel an der Erfüllung seiner Wünsche.

Da es also auf gewöhnlichem Wege nicht mehr gehen wollte, ging er auf den auch nur noch halb außergewöhnlichen, indem er sich der Zeitung bediente. Er ließ also ins Blatt setzen:

„Ein Geschäftsmann, tüchtig und solid, von angenehmem Aussehen, Mitte der dreißig, wünscht sich mit einem gebildeten Fräulein mit Vermögen und Haushaltungskenntnissen zu verehelichen. Religion spielt keine Rolle. Gefällige Angebote sind mit Photographie unter L. postlagernd N. zu schicken.“

Auf diese Anzeige hin regnete es förmlich Photographien und Heiratsangebote in Seilerkarlis Haus, so daß ihr Lesen und Besehen des Heiratslustigen ganze Zeit in Anspruch nahm und die Leute im Laden sehr schlecht bedient wurden.

Und wie auf einer Schönheitsausstellung verfuhr er bei Sichtung und Wahl. Erst legte er die fünfzig „besten“, wie er meinte, zu nochmaliger Prüfung beiseite, aus diesen suchte er wieder die zehn „besten“, und aus diesen zehn hatten schließlich noch drei Aussicht auf die Krone des Sieges.

Aber jetzt, welche von den dreien? Unter einem Appell an das Schicksal schnitt er für jede einen Halm zurecht, und diese Halme nahm er dann blindlings, d. h. mit geschlossenen Augen in die Faust und zog dann „blindlings“ wieder einen heraus, öffnete die Augen, und siehe da, das Schicksal hatte sich für Fräulein Maria Margareta Alma Sophia Maier in Wettertskirch entschieden.

Andern Tags zog er die schwarze Montur, einen hohen Stehtragen, weiße Halsbinde und Glanzstiefeln an und dampfte mit dem Zug ab, um der Erwählten seinen Besuch zu machen.

„Kann ich vielleicht Fräulein Maria Margareta Sophia Alma Maier sprechen,“ fragte er in dem bezeichneten Hause zu Wettertskirch eine fuchsrote Dame, deren Gesicht von zahlreichen Sommerprossen bedeckt war.

„Die bin ich, mein Herr! Was verschafft mir die Ehre?“ fragte die Note. „Kommen Sie herein in die Stube,“ fuhr sie, ihm voranschreitend, fort.

Seilerkarli folgte unwillkürlich. Drinnen aber, als sie ihm einen Stuhl bot, sagte er, seinen

ganzen Mut zusammenfassend: „Ich komme in einer Heiratsangelegenheit. Aber Sie können doch unmöglich Fräulein Maier sein.“

„Und warum denn nicht?“ fragte diese.

„Weil Sie dem mir auf meine Zeitungsanzeige zugesandten Bilde gar nicht ähnlich sehen,“ entgegnete Seilerkarli.

„Und doch, mein Herr,“ entgegnete Fräulein Maier, „hat mich der Photograph, die roten Haare und die Sommerprossen ausgenommen, die er allerdings nicht wiedergeben konnte, sehr gut getroffen, wie meine besten Freunde und mein Hausfreund, der Spiegel, mir bestätigen. „Wie ich eben bemerke,“ sagte sie, auf seinen Höcker weisend, „tragen auch Sie ein besonderes Schönheitsmerkmal mit in der Welt herum. Uebrigens nehme ich gar keinen Anstoß daran. Ein verständiger Mensch wird sich doch nicht an solchen Kleinigkeiten, an solchen Außerlichkeiten stoßen. Verstand und Gemüt und — Geld machen den Menschen, und wenn Sie damit einverstanden sind, bin ich die Ihre.“

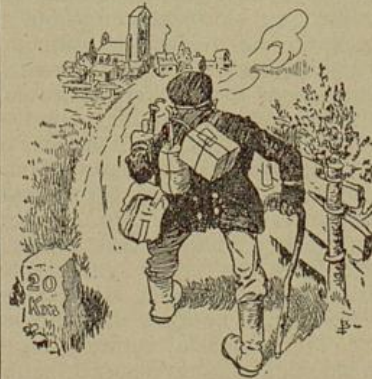
Herr Seilerkarli machte eine etwas sauer-süße Miene. Darum also hatte er so lange gewartet, gesucht und gesichtet, um schließlich an eine fuchsrote, leberfleckige Landpomeranze — sie war auch noch dick — zu geraten. Der Handel wollte ihm nur halb gefallen. Und doch — konnte er bei dem freundlichen Entgegenkommen der Dame ablehnend antworten, ohne unhöflich zu sein? Durfte er an ihren roten Haaren und ihrem betupften Gesichte Anstoß nehmen? Nein, dachte er, eine Ehre ist der andern wert und — sie hat Geld, das ist doch die Hauptache.

Also zog er heim mit seinem Juwel, machte Hochzeit und genoß die Freuden seines jungen Ehelebens.

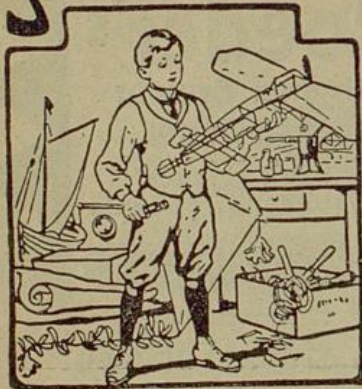
Die Leute im Orte aber meinten, eine solche hätte er im Orte auch bekommen können, und zwar schon vor zwanzig Jahren, aber „sie sind einander wert“, sagten sie.

Begründet.

„Weshalb nennen Sie denn Ihren leiblichen Vetter immer einen »weitläufigen Verwandten«?“ — „Na, — weil er doch Landbriefträger ist!“



SELBST IST DER MANN



Verlag von Arwed Strauch in Leipzig.

Selbst ist der Mann.

Anleitung zur Anfertigung lehrreicher Appa-
rate, praktischer Haushaltsgegenstände,
allerhand Spielsachen usw.

Preis jeder Nummer 50 Pfa. mit Porto, Doppelnummern
kosten also 60 Pfa. mit Porto, gegen Einsendung des
Betrages in Briefmarken vom Verlage oder durch die
Buchhandlungen.

1. Heft: Allerh. Wagen. (Brief- wage, Krämerwage, Prä- zisionswage usw.)	26. Heft: Schreibstischausstattung.
2. " Heber.	27. " Bücherregal.
3. " Springbrunnen.	28. " Zimmerhandel.
4. " Wasserpumpen.	29. " Veregelte Modelle für die Dampfmaschine.
5. " Flugtuchartige Drachen.	30. " Verklebung von Münzen und Schmucksachen.
6. " Spielsachen aus Streich- holzschnitzeln.	31. " Kegelspiele.
7. " Puppenbater.	32. " Nüßl. Sachen aus Draht.
8. " Hausbühne.	33. " Kleine Spielsachen.
9. " Drehbramde.	34. " Bilderrahmen.
10. " Christbaumschmuck.	35. " Theaterrequisiten für die Jugendbühne.
11. " Zigarettenrührchen.	36. " Photograph. Apparat.
12. " Puppenheim.	37. " Zeichenapparat.
13. " Puppenmöbel.	38. " Eisenbahn.
14. " Seelenschiff.	39. " Marionettentheater.
15. " Elektrische Klingel.	40. " Schattentheater.
16. " Klingelleitung und elek- trische Lichtanlagen.	41. " Wunderkamera.
17. " Galvanische Elemente.	42. " Geometrische Körper.
18. " Fernrohr.	43. " Theaterkostüme.
19. " Zauberlaterne (Catena)	44. " Aeroplan.
20. " Mikroskop. (magica).	45. " Lustige Sachen a. Pappe
21. " Betriebsfähige Telegra- phenstation.	46. " Vogelhaus. in Papier.
22. " Terrarium. (Spekulation).	47. " Käfermännchen.
23. " Terrarium.	48. " Weihnachtskrippe (Weiß- nachtsberg).
24. " Buchbinderarbeit.	

49. Heft: Photographieren.	83. Heft: Blästilla-Arbeiten I.
50. " Naturabdrücke auf Papier (Dust. Grüns usw.)	84. " Wasserturbine.
51. " Geographische Spiele.	86/88. " Christbaumschmuck aus Pflanzen, Früchten usw.
52. " Aquarium.	87. " Verschiedene Mühlen.
53. " Dynamomaschine.	88/89. " Reibschmittarbeiten.
54. " Lustige Sachen für die Elektriermaschine.	90. " So richte ich ein Aqua- stativ. (rium ein.
55. " Reibungs-Elektrier- maschine.	91/92. " Schmiede für die Dampfmaschine.
56. " Telephon u. Mikrophon.	95. " Windturbine.
57. " Zementbaustufen für Bürgen.	96. " Metallarbeiten.
58. " Gegenstände a. Naturholz.	97. " Blästilla-Arbeiten II.
59. " Gas- und Wasserräder.	98. " III
60. " Elektrierapparat.	99. " Elektromotor.
61. " Kalkelstopf.	100. " Schießgeräte.
62/63. " Schwebebahn.	101. " Sonnenuhren.
64/65. " Drahtfellbahn.	102. " Akkumulatoren.
66/67. " Bahnrabdbahn.	103. " Stereoskop.
68. " Futter-Häuschen, Käst- chen, Nistkästchen.	104. " Numpflertaube.
69/70. " Funkenindultor.	106. " Krefelbunne für den Springbrunnen.
71. " Testlöse Apparate.	106. " Vertergegenstände a. Holz.
72/73. " Funkenlelegr. Station.	107. " Elektrische Straßenbahn.
74/75. " Wanduhr.	108. " Freisitzendes Wasser- fingzeugmobil.
76. " Allerhand praktische Küchengeräte.	109. " Karussell.
77/78. " Heliograph.	110. " Regulierwiderstand.
79. " Schmetterlingsammli.	111. " Sandbagger.
80. " Metall- und Glas- Kegungen.	112. " Mikroskop. Präparate.
81/82. " Eigenartige Musik- instrumente.	113. " Künstlerisch. Fechtchmuck. Nüßl. Gegenstände für Haushalt und Küche.

Gegen Herz-, Nervenleiden, Rheuma, Gicht usw.
Dr. Majerts **Bäder** für den **Hausgebrauch**.

Sauerstoffbäder „Sasto“ (mit flüssigem oder trockenem Entwickler)	Stück	M. 1.50
Kohlensäure-Bäder (keine teure Bleieinlage)	{ 3 Stück	„ 3.60
Fluoresz. Fichtennadel-Extrakt (Verlärbt nicht Badewannen und Badewäsche)	{ 10 „	„ 11.25
Dr. Majerts „Perfixin“ (selbsttätiges Sauerstoffseifenpulver)	8 Pfd. = 1 Postpaket	„ 4.—

Verpackung
ab
einschl. Fabrik

Verlangen Sie Drucksachen kostenlos.
Chemische und Pharm. Werke Ges. m. b. H. Grünau-Berlin 3.

Anzug **stoffs** Hosen- und Paletot-
stoffs, hochmodern, gut und billig
Tuchversandhaus
A. H. Streicher,
Crimmitschau.
Muster portofrei ohne Kaufzwang.

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr in Baden:
Ins Weite.
Skizzen und Schilderungen aus meiner Wandermappe
Von **A. Theinert.**
Preis des 316 Seiten starken Buches in geschmackvollem
Leinwandeinband mit farbiger Deckenpressung **M. 2.50.**
(Porto 20 Pfa.)
Man verlange das Werk in Buchhandlungen zur Ansicht.

Die junge Hausfrau.



„Aber, Edgar, du sagtest doch immer, dein Rasiermesser sei so scharf, und jetzt kann ich nicht einmal eine Konservendose damit aufmachen.“

Maschinenfabrik Badenia

vorm. Wm. Plak Söhne, A.-G.

Weinheim in Baden

empfehlen ihre rühmlichst bekannten Spezialitäten



Dampf- und Motordreschmaschinen.

Heißdampf- und Sattdampf-Lokomobilen, fahrbar u. ortsfest bis 600 PS.

Heißdampf-Selbstfahrer u. Lastwagen.

Patent-Blatttrophpressen für Hand- und Selbstbindung. **Motorpressen.**

Hand- und Göpeldreschmaschinen.

Göpelwerke, Fruchtreinigungsmaschinen, Futterschneidmaschinen, Rübenschneller, Maisrebbler, Mahl- und Schrotmühlen, Cambridge-Walzen, Weinbereitungsmaschinen, wie Weiz- und Obstpressen für Hand- u. hydr. Betrieb, Obst- u. Traubenmühlen, Traubenabbeer- und Quetschmaschinen und Saftpresen usw.

Kataloge nebst Zeugnissen usw. gerne zu Diensten.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die inserierenden Firmen sich stets auf den „Lahrer sinkenden Boten“ zu beziehen.



Dürkopp-Nähmaschinen

liefern saubere Arbeit, ersparen Zeit, Mühe und Verdruß.

Zum Sticken vorzüglich geeignet.

Rein deutsches Erzeugnis.

Unsere

Fahrräder



sind dauerhaft und zuverlässig.

Leichte kettenlose Räder

mit ruhig sanftem Lauf.

Dürkoppwerke

Aktiengesellschaft

Bielefeld.



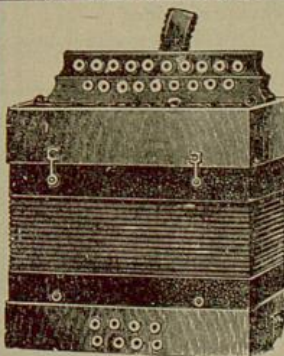
Gegründet 1863.

Weltberühmt!

Von jedermann als die besten und schönsten anerkannt sind die geschmackvoll ausgeführten

Handharmonikas

von Joh. N. Crimmel Wien VII., Burggasse Nr. 123. Meine Orchester-Harmonikas mit Stahlstimmen, Bombardonbässen u. herrlichem Ton sind unübertroffen. Es wird jede Harmonika auch nach Angabe und Wunsch des Bestellers ausgeführt. Reichhaltige Kataloge gratis und franco.



Einen

Sorgenfreien Lebensabend

sichere man sich durch die Benutzung der **Kaiser Wilhelms-Spende, Allgemeinen Deutschen Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung.**

Protoktor: Se. Kaiserl. u. Königl. Hoheit der Kronprinz. Auskunft und Drucksachen kostenfrei durch die Direktion der Kaiser Wilhelms-Spende in Berlin SW 68, Zimmerstraße 19 a.



Wertvoller

: werden alljährlich die :
früheren Jahrgänge des

Lahrer Hinkenden Boten.

Das wissen nicht nur zahlreiche Leser dieses Kalenders und waren darum seit Jahren auf sorgfältigste Aufbewahrung der einzelnen Jahrgänge bedacht, sondern die Zahl der Sammler mehret sich auch ständig und sucht fehlende ältere Jahrgänge zu beschaffen. Wie häufig werden doch bei der Verlags-handlung sämtliche noch vorhandenen Jahrgänge verlangt, oder Anfragen an diese gerichtet, wie viele Jahrgänge noch zu erhalten seien. Der Hinweis, daß vom Verleger nur noch die jeweils auf dem Umschlage des neuesten Kalenders verzeichneten früheren Jahrgänge zu erhalten seien, wird gar manchmal mit Bedauern zur Kenntnis genommen. Einigen Erfolg verspricht dann nur noch der Versuch, ältere Jahrgänge durch Vermittlung einer Sortiments- oder Antiquariatsbuchhandlung zu erlangen.

Diese ständige Nachfrage und das dadurch hervorgerufene Seltenwerden der einzelnen Jahrgänge bewirkt naturgemäß eine Preissteigerung. Es entstehen Liebhaberpreise für Sammler, die je nach den noch vorhandenen Vorräten oft ganz beträchtliche Unterschiede aufweisen. Wir möchten deshalb denjenigen unserer Leser, die sich jetzt erst zum ferneren Sammeln der einzelnen Jahrgänge des „Lahrer Hinkenden Boten“ oder des „Großen Volkskalenders“ entschließen wollen, oder mit dem Bezug etwa fehlender früherer Jahrgänge bisher noch zuwarteten, dringend empfehlen, sich diese baldigst zu beschaffen, da sonst sehr leicht mit weiterer Preissteigerung oder einem Vergriffensein des einen oder andern Jahrganges gerechnet werden muß.

Die Verlagshandlung.

Etwas anderes.



Ede: „Wohin willst du denn so eilig, Lude?“
Lude: „Ich will meiner Feststellungspflicht jenügen.“

Ede: „Das mußte ich ja gar nicht, daß du in einem Militärverhältnis stehst!“

Lude: „Nicht doch, — ich muß mir ja bloß bei der Gefängnisbehörde stellen!“



Kronen-Instrumente
Gitarren, Lauten,
Mandolinen, Violinen
Zithern, Harmonikas
Trompeten, Pistons
Trommeln, Flöten.

Schuster & Co.

Markneukirchen Nr. 40

Preisbuch postfrei.

Abessinier - Brunnen

zum Selbstauffstellen
ziehen ohne gegrabene
Brunnen flares Quell-
wasser direkt a. d. Erde.

Best. kompl. von
15 Mk. an. Plust.
Preisliste gratis.

A. Schoppmann
Pumpenfabrik

Berlin 488, Chausseestr. 88

Verlag von Moritz Schauenburg
in Lahr in Baden.

Hinaus!

Bunte Bilder für Freunde
der freien Natur
von A. Theinert.

Preis des 242 S. starken Buches
in geschmackvollem Leinwandein-
band mit farbiger Deckenverfärbung
Mk. 1.80. (Vorlo 20 Pf.)

Urteile: (Kosmos) Die Vor-
züge der Theinertischen Schreib-
weise: Frische, gemüthvolle Dar-
stellung, treffliche Beobachtungs-
gabe, die er dazu benutzt, auch
andere auf die tausenderlei Wert-
würdigkeiten des Naturlebens hin-
zuweisen, sind ununterbrochen ja hin-
reichend bekannt. Auch für Volks-
bibliotheken eignet sich der Band
vortrefflich.

In gleich günstiger Weise äußern
sich zahlreiche Zeitschriften und
Tageszeitungen.

In jeder Buchhandlung erhältlich.



Sie können sich totlachen!

Lesen Sie das köstliche Buch: „Sprühregen des Humors“. Das ist ein einig der besten Witzbücher und bietet wundervolle neue Sachen in lustigen Couplets und Vorträgen. Lassen Sie sich diese günstige Gelegenheit nicht entgehen. Der „Sprühregen des Humors“ schafft Ihnen viele Stunden der Lust u. Laune und verschafft die größten Sorgen. Sie können damit eine ganze Gesellschaft auf das prächtigste unterhalten. Sie können in jeder Gesellschaft tosende Lachsalben hervorrufen! Dieses Buch enthält auch sehr viele der feinsten Damenwitze. Alle Damen lieben Heiterkeit, Frohsinn, Witz und Humor und schwärmen für lustige Vorträge und Couplets. Preis M. 1.60.

Ich gratuliere.

Eine Auswahl von Gedichten, Briefen und Reden zu Gratulationen bei Geburts- u. Namenstagen, bei Neujahrs-, Verlobungs-, Hochzeits-, Tauf- und Jubelzeiten sowie bei anderen feierlichen Gelegenheiten, nebst Nachrufen an Dahingeshedene. Bei Erhebung der Feierlichkeiten bei Familienfesten. Von D. Feld. Preis M. 1.20.

Der fidele Feuerwehrmann.

38 wirksame Vorträge, Solos und Duosungen, Gesänge, Declamationen, Feste und weitere theatralische Aufführungen für Feuerwehrvereine. 80 Seiten. Preis 70 Pfg. mit Porto.

Lustige Vorträge für Damen.

Sammlung heiterer Declamationen, circa 100 Vorträge für Damen. Die schönsten Schläger. Preis M. 1.20.

Wie erhöhe ich meine Körpergröße? Kraft und Gesundheit

kann jedermann in wenigen Wochen durch das neue Körperbildungssystem erhalten. Spezialmethode, um den Wuchs kleiner Personen um 10-15 cm zu erhöhen. Preis M. 1.70.

Unser „Liebesbriefsteller“

enthält eine große Auswahl der schönsten und innigsten Liebesbriefe. Was Sie selbst vielleicht nicht in Worten ausdrücken vermögen, finden Sie in dies. für alle Liebenden unerlässlichem Hilfsbuche, das schon unzähligen jungen Menschenkindern Glück und Segen brachte. Preis M. 1.70.

Postkarten-Reime.

Originaldichtung von C. von Salzburg. Zeilsicherhaft gehalten, teils von gemütvoller Jungheit u. heiterer Lebensweisheit erfüllt, bieten diese Reime für jedermann, in jeder Lage, Stimmung u. Umgeb. den rechten, passenden Ton für die abzugebende Karte. 6. Auflage. Preis 60 Pfg.

Köstlich unterhalten Sie

jede Gesellschaft, wenn Sie das hochinteressante Buch gelesen haben: „Der interessante Plauderer“. Die Kunst, originell und amüsant zu unterhalten und Schlagfertigkeit in Rede und Antwort sich anzueignen. In einigen Stunden beherrschen Sie jede Unterhaltung und sind um Gesprächsstoff nie verlegen. Spielend leicht lernen Sie die Kunst, mit jungen Damen Gespräche anzuknüpfen, sie auf unterhaltende Weise zu fesseln und zarte Schmeicheleien zu sagen. Preis M. 2.20.

Wer noch nicht tanzen kann

bestelle ich unser „Tanzlehrbuch zum Selbstunterricht“. Leichtf. Methode für Damen u. Herren. Sie brauchen keine Kostü. Tanzkursus zu nehmen, durch un. Buch lernen Sie in wen. Stund. sämt. mod. Rinde u. Gruppen-tänze (Walzer, Polka, Rheinl., Kontre usw.), so daß Sie sich a. jed. Vergnüg. zwanglos benehmen können. Jeder Tanzschritt ist abgebildet und genau beschrieben! Mit vielen Illust. Erfolg garantiert!

Preis M. 1.70.

Viele Dankschreiben! Herr Karl E... schreibt: Das von Ihnen gekaufte Tanzlehrbuch hat vorzügliche Leistungen gemacht. In zwei Stunden lernte ich völlig tanzen. Meinen herzlichsten Dank!

Der Kräuterarzt.

Eine Beschreibung der heilkräftigen Pflanzen und Kräuter und deren Gebrauch bei vorkommenden Krankheiten nebst einem genauen alphabetischen Register der Krankheiten und Angabe der anzunehmenden Kräuter und Heilpflanzen. Mit einer Trauben-, Obst-, Korb- und Vogelnatur sowie einer Anleitung zur Beurteilung und rechtzeitigen Erkennung der Krankheiten aus dem Urin. Von Dr. med. C. Anton, prakt. Arzt. Mit 6 Strichzeichnungen und 12 Tafeln farbiger Pflanzenabbildungen. 365 Seiten stark. Preis M. 2.70.

Moderner Musterbriefsteller

für den gesamten schriftlichen Verkehr.

Enthaltend Muster aus dem privaten und gesellschaftlichen Leben, aus dem Geschäfts- und Berufsleben, im Verkehr mit den Behörden, Titulaturen, Familienanzeigen usw. Mehr denn 300 Muster für alle vorkommenden Fälle. 280 Seiten stark. Gebunden M. 2.20.

Traumbuch.

Die hochinteressantesten Enthüllungen bietet d. neu ausföhr. große Nach alten arab. Urkunden bearbeitet mit ca. 3000 wunderbaren Traumdeutungen nebst zahlr. Abbild. Inhalt: Auslegung und Deutung der Träume. Kunst des Wahrsagens nach der deutschen Gaste. Kunst d. Wahrs. aus dem Kaffeetasse. Tabelle über die Bedeutung der Träume nach den himmlischen Zeichen. Träume in Bildern dargestellt. Wahrsagen nach den Geburtsmonaten. Kennzeichen d. inneren Handfläche a. Enthüllen der Zukunft. Preis M. 1.60.

In 5 Min. wahrigen lernen!

Wahrsagekarten d. berühmten Wahragerin Lenormand, Paris. Die berühmte Lenormand hat sich durch ihre Kunst des Wahrsagens großen Ruhm erworben und wurde deshalb von hoch und niedrig, von Kaisern, Königen und Fürsten über die Zukunft zu Rate gezogen. Zu ihrer Kunst verwendete sie die obigen Karten, mit wels. sie Kaiser Napoleon I. sein Schicksal, d. Kaiserin Josephine ihre Verlobung u. d. König Friedrich Wilhelm v. Preußen sein Todesjahr weissagte. Preis M. 1.20.

Jede Schrift wird schön! Meine Methode a. Erlangung einer flotten lauffähigen Handschrift. Nebst 15 lithografierten Tafeln zum Selbstunterricht. Von E. Birch. Preis 75 Pfg.

Anstand und Benehmen

sind nicht jedem Menschen angeboren oder in seiner Jugend gelehrt worden. Ungehörte und unkluge Menschen fühlen sich in besserer Gesellschaft fremdunmöglich und könnten doch so leicht erlernen, was sie in allen Lebenslagen befähigt, sich ungebungen und vornehm zu benehmen. „Die Schule der feinen Umgangsformen“ von Fr. v. Raben ist ein Buch der feinsten Anstandslehre und genügt d. vermöchtesten Anshr. Preis M. 1.70 m. Porto.



Ein Buch, um schnell und sicher ein vermögend. Mann z. werden. Wollen Sie d. in Ihnen schlummernden Talente u. Fähigkeiten ausnützen? Wollen Sie heraus aus d. Alltäglic. d. Daseins? Unser Wert, „Goldbaellen des eigenen Ich“, d. h. die mod. Wissenschaften der Beeinflussung, d. Kasination, der Schicksalsbeziehung, von Dr. Felsberg hebt die Schätze, welche in Ihnen verborgen schlummern. Das Geld liegt auch heute noch auf d. StraÙe für den mit offenen Augen durchs Leben Schreitenden. Ferner zeigt Ihnen Dr. Felsberg in dem Buche, wie man die Schüchternheit überwindet und energisch wird, wie man hinreichend reden lernt u. sein Gedächtnis bis zur höchsten Vollendung schult, wie man schlagsfertige u. wichtige Antworten gibt usw. Das Buch ist ein großartiger Weisener und Rettungsanker für alle die, welche zu Reichtum, Ehre u. Macht kommen wollen. Preis M. 3.20.

Wer zwei oder mehr Bücher auf einmal bestellt, erhält als Geschenk ein schönes Geschichtenbuch beigelegt.

Hochinteressante u. reichillustrierte Bücher- u. Scherzartikel-Kataloge vollständig gratis.

Man bestelle beim

Kongress-Verlag, Abt. 761. Dresden-A. 1, Marschallstr. 27.



Kein Leser versäume,

meine
neue Preisliste zu verlangen!

August Dürschmidt

Musikinstrumente und Saitenfabrik

Markneukirchen i. Sa. Nr. 82.

+ Damenbart +

und lästiger Haarwuchs kann einzig und allein nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, radikal und für immer beseitigt werden. Deutsches Reichspatent Nr. 196 617. Prämiert Goldene Medaille Paris, Antwerpen. Sofortiger Erfolg der Selbstanwendung und Unschädlichkeit wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis Mk. 5.— gegen Nachnahme. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikanten

Herm. Wagner,
Köln 244, Blumenthalstr. 99.



Wer ein gutes Musik-Instrument u. Garantie billig kaufen will, wende sich direkt an die süddeutsche Musik-Instrumentenfabrik von Rob. Barth, Kgl. Hofl., Stuttgart 4.— Eigene Fab. v. Blasinstr., Violinen, Lauten, Gitarren, Zithern usw. — Beste Reparaturwerkstätte. — Preisl. gratis.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Aufträgen an die inserierenden Firmen sich stets auf den „Lahrer Sinkenenden Boten“ zu beziehen.

Flotter **Schnurrbart!** Volles Haar!



Streng reell!
Harasin

unterstützt den Haar- und Bartwuchs mit wunderbarem Erfolge. Wo kleine Härchen vorhanden sind, entwickelt sich sehr schnell ein kolossal üppiges Wachstum, was durch Hunderte von glänzenden Dankschreiben nachgewiesen ist.

Ärztlich begutachtete Wirkung.

Prämiert:

Goldene Medaille Marseille. + Großer Ehrenpreis Rom. Preis: Stärke I Mk. 2.—, Stärke II Mk. 3.—, Stärke III Mk. 4.—

Garantie: Bei Nichterfolg Betrag zurück. Vom Kaiserl. Patentamt geschütztes Warenzeichen.

HARASIN ist einzig u. unerreicht dastehend, von Ärzten, Chemikern etc. geprüft, warne deshalb vor wertlosen Nachahmungen.

Postversand nur durch die handelsgerichtlich eingetragene Firma:

Kosmet. Laboratorium „Violetta“ Nürnberg 221.

Stadtverkauftniederlagen in:

Berlin: M. Schwarzlose, Hoflieferant S. M. v. Kaisers, Königstr. 45.
Dresden: Schwarzlose, Schloßstr. 13
München: Volkhardt, Theisenstr. 55
Hannover: Karl Baas, Marktstr. 7
Stuttgart: Th. Scholl, Thorstr. 23
Kiel: F. Klaus, Dänischestr. 13
Wien I: Wallace, Kärntnerstr. 30
Leipzig: Engelapothete, Markt 12
Zürich: J. Stern, Bahnhofstr. 27.

Herr Th. in G. schreibt: Da mein Freund durch Ihr Harasin in 3 Wochen einen flotten Schnurrbart bekommen hat, so erlaube um Zusendung einer Dose Stärke II zu 3 Mark per Nachnahme.

Jede fluge und sparsame Hausfrau versuche:

Lezithin-Nähr-Kaffee

schmeckt wie Kaffee. Amtliches Gutachten auf jedem Patet. 1 Pfd. 50 P., 7 Pfd. für 4 5.—, franco gegen franko nach jeder Poststation. Bestellen Sie sofort an

C. Brunn, Wiesbaden
Bertramstraße 7.

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr in Baden.

Volksbibliothek des Lahrer Sinkenenden Boten.



Sorgfältig gewählter Lesestoff aus allen Gebieten der deutschen Literatur. Preis jeder Nummer nur 2 Pfennig.

Billigste u. daher zur Massenverforgung unserer Truppen **beitzgeeignete** Sammlung von Unterhaltungsliteratur.

Aus dem über 1800 Nummern umfassenden Verzeichnis, das auf Verlangen von der Verlags-handlung jedermann un-

entgeltlich zugesandt wird, haben wir zur Vereinfachung der Aufgabe von Bestellungen eine Auswahl geeigneter Bändchen vorgenommen und zwar in drei verschiedenen Zusammenstellungen zum Preise von Mk. 3.—, Mk. 5.— und Mk. 10.—, so daß es genügt, den Betrag mit

Porto (je nach Postzone 25 oder 50 Pfg.) einzusenden, um sofort eine gute Auswahl zu erhalten. **50—60** Nummern können noch durch **Feldpostbrief** verhandelt werden. Die Verlagsbuchhandlung von Moritz Schauenburg in Lahr in Baden ist gerne bereit, gegen Einsendung des Betrages von Mk. 1.25 solche Sendungen gleich an ihr aufzugebene Adressen zu befördern. **Dankzeilen über erhaltene Sendungen gehen fait täglich bei uns ein!**

Ach ja!



Einheimischer (der dem Kriegsspiel der Dorfjungen zuschaut): „Warum sollen denn gerade die Försterjungen immer Engländer sein?“
 Knabe: „Ja, die können am besten lügen!“

Kühnert's Berliner Universal-Tee

Altbewährtes und als vortrefflich anerkanntes Hausmittel.



In Paketen zu 25 Pfg., 50 Pfg. und Mk. 1.— in den Apotheken zu haben.

Hauptniederlage: Kühnert & Co., Berlin S. 42.

≡ **Besondere Delikatesse** ≡
 die auf keinem Kaffeetisch fehlen sollte, ist

≡ **Nienhagener Rübensaft** ≡

Naturreiner dicker Pflanzensirup von wunderbar aromatischem süßem Geschmack. Ärztl. begutachtet als vorzügliches diätetisches Nahrungs- und Genußmittel. Auch den Kindern können Sie keine größere Freude machen als mit diesem gesund., nahrhaften und billigen Leckerbissen. Bo. 5-Ko.-Posteimer M. 3.75 frko. jeder Poststation. Muster frko. **Soechting & Ungnad, Nienhagen** (Bez. Magdeburg).

Zartes, reines Gesicht

Cream Report hilft sofort

erzielt man rasch und sicher durch



Report-Cream

Unerreicht u. einzig dastehendes Präparat, beseitigt

sofort rauhe rissige Haut, Pickel, Mitesser,

Sommersprossen

braune Flecke, Wimmerln sowie alle sonstigen Hautunreinigkeiten.

Garantie: Betrag zurück, wenn erfolglos.

Streng reelle wissenschaftl. Grundlage nach dem Rp. von Prof. Dr. Hirzel.

Frappante Wirkung.

Tausendfach erprobt.

Preis 2 Mark per Dose.

Postversand per Nachnahme nur durch



Vor Gebrauch Nach Gebrauch

Ferdinand Kögler, Nürnberg-Maxfeld 220
 Dampf-Parfümerie.

Export nach allen Ländern.

KIOS

CIGARETTEN

Welt-Macht, beliebteste Marke der 5-Pf.-Preislage.

Kleine Kios	St. 2 1/2 Pf.	Auto-Klub	St. 6 Pf.
Kurprinz	" 3 "	Riviera	" 8 "
Fürsten	" 4 "	Aëro-Klub	" 10 "

von Hindenburg Stück 3 und 5 Pf.

Cigaretten-Fabrik „Kios“ o E. Robert Böhme, Dresden.

— TRUSTFREI —

Schon anno

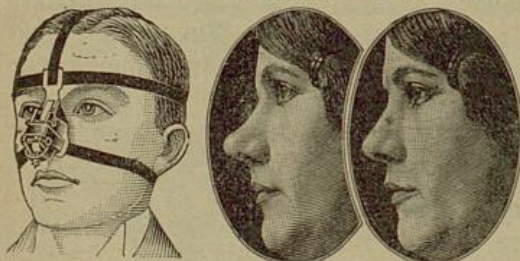
18 77

APOTHEKER RICH. BRANDT'S SCHWEIZER PILLEN

war es, als neben unter geflügeltem theser R i c h a r d Schweizerpillen die geflücht geschützte Titette weißes Kreuz im roten Feld und Namenszug Rich. Brandt. Erhältlich in den meisten Apotheken zu M. 1.— die Schachtel. Allein hergestellt durch A.-G. vorm. Apothek. Rich. Brandt, Schaffhausen (Schweiz), die für franco eingelangte rote Schweizerpillen-Etsetten hübsche Künstlerarten gratis und franco versandt. Druckschadenporto kostet 5 Pfg.

stehende Marke Schutz für Apo- Brandts : : kam. Achtung auf im roten Feld und weißes Kreuz im roten Feld und Namenszug Rich. Brandt. Erhältlich in den meisten Apotheken zu M. 1.— die Schachtel. Allein hergestellt durch A.-G. vorm. Apothek. Rich. Brandt, Schaffhausen (Schweiz), die für franco eingelangte rote Schweizerpillen-Etsetten hübsche Künstlerarten gratis und franco versandt. Druckschadenporto kostet 5 Pfg.

Vor Gebrauch! Nach Gebrauch!



Nasenformer!

Das neueste Modell 16 des Universal-Nasenformers „Zello“ beseitigt jetzt jede unschöne Nasenform, wie hochstehende, dicke, lange und schiefe Nasen (Knochenfehler nicht). Wärmste Empfehlungen des Königlichen Hofrats Professors Dr. med. von Eck u. a. Nachbestellungen von Fürstlichkeiten. Preis Mk. 2.70, mit Präzisionsregulator Mk. 5.—, desgleichen mit Kautschuk Mk. 7.—. Bis jetzt über 100 000 Stück versandt. Bestellungen unter Angabe des Fehlers direkt an den Spezialisten

L. M. Baginski, Berlin 327, Winterfeldtstraße 34.



Kauft Musikinstrumente von der Fabrik Hermann Dölling jr. Markneukirchen i. S. No. 110.

Vorzügliche Lauten eigener Anfertigung.

Kataloge gratis und franko. Ober Ziehharmonika Extra-Katalog. Reparaturen an allen Instrumenten besorge gut und billigst.

Verlag v. Moritz Schauenburg in Lahr in Baden.

Aus dem Kleinleben

Erzählungen von Hermine Dillinger. fünfte vermehrte und neu ausgestattete Auflage mit künstlerischem Buchschmuck von Max Schmidlin. Preis in geschmackvollem Leinwandeinband Mk. 4.50. (Porto 30 Pfg.)

Raubtierfallen
Jagd- und Fischereiartikel.
R. Weber, älteste deutsche Raubtierfallenfabrik
Haynau i. Schl. Nr. 80.



R. Weber.

K. K. Hoflieferant. — Illustrierte Preisliste kostenfrei!

Umsonst und portofrei

versende an jedermann meinen neuesten bedeutend vergrößerten Hauptkatalog über Solinger Stahlwaren, Waffen, Gold-, Silber- und Lederwaren, Haushaltgeräte, Uhren, Sennen, Musikinstrumente, Weihnachtsgeschenke aller Art u. bitte denselben sofort zu verlangen.

30 Tage z. Probe versende Rasiermesser

aus denkbar bestem Silberstahl (eigens seit 16 Jahren anerkanntes Fabrikat) fertig zum Gebrauch abgezogen und für jeden Bart passend.



MIT 5 JAHRE GARANTIE

Rasiermesser allein, mit Etuis
Nr. 27, fein höhl. v. Stück M. 1.50
Nr. 29, sehr höhl. v. Stück M. 2.—
Nr. 33, extra höhl. ff. v. St. M. 2.50
Sicherheitsmesser, Verlegung unmöglich . . . v. St. M. 2.50



Haarschneidemaschine
Nr. 111, fein vernidelt, die Haare 3, 7 und 10 mm schneidend, per Stück M. 4.20
Nr. 110, dieselbe in leichter, billiger Ausführung . . . M. 3.50

Komplette Rasiereinrichtung

Nr. 13, in vorliegendem Holzfaßten mit Spiegel, Rasiermesser
Nr. 27, Streichriemen, Pasta, Rasierseife
Nr. 14, genau wie Nr. 13, aber in billig. Konkurrenzqualität, per Stück komplett nur M. 3.—



Feldpostsendungen bei genauer Adressangabe gegen vorherige Einfindung des Betrags.

Versand p. Nachnahme od. vorher. Einsend. Garantie Umtausch od. Betrag zurück.
Emil Jansen, Wald No. 507 bei Solingen.

Dr. Standke's Sanatorium
Bremen, Rotenburger Straße 90
Spezialbehandlung v. Hautkrankheit.,

Lupus, äuss. Krebs,

Frei f. Flecht., Hauttuberkulose, Fisteln, Hautgeschwülsten ohne Operation nach eigener langjährig erprobter Methode. Keine Bestrahl. Wesentl. kürz. Kur.
Prospekt und Broschüre (mit Bericht v. Aerzten usw.) gratis.

Technikum Hildburghausen
Höh. Maschb. u. Elektrot.-Schule, Werkmeister-Schule.
Dir. Prof. Zizmann.

Geheimnisse der Freimaurerei.

Gegen Vereinsendung von 50 Pfg. und 5 Pfg. für Porto zu beziehen von der Verlagsbuchhandlung von Moritz Schauenburg in Lahr (Baden).

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr in Baden:

Hausfrauen-Kochbuch von Frieda Thoma.

424 Seiten mit 932 Rezepten, Einleitungen, Vorschriften, Küchenzetteln, Register usw.
Preis gebunden Mk. 3.—, mit Schutznägel versehen Mk. 3.20. (Porto 30 Pfg.)

Vorrätig in allen Buchhandlungen mit gut gewähltem Lager oder gegen Vereinsendung des Betrages mit Porto von der Verlagsbuchhandlung von Moritz Schauenburg in Lahr in Baden.

4 April, 3 Mai, 6 Juni, 5 Juli, 2 Aug., 6 Sept., 4 Okt., Schw 19 Jan., 16 Febr., 16 März, 20 April, 15 Juni, 20 Juli, 17 Aug., 21 Sept., 19 Okt., 16 Nov., 21 Dez. Einzingen (Sign.) RddSchw 15 März, 12 Juli, 27 Sept., 6 Dez.
Endingen a. (mit Hof am l. Tag) 27 Febr., 25 Aug., 20 Nov. (je 2), SchwZiegen 15 Jan., 19 März, 16 April, 21 Mai, 15 Juni, 16 Juli, 17 Sept., 15 Okt., 17 Dez.
Engen Rdd 8 März, 10 Mai, 2 Juli, 3 Sept., 8 Okt., 12 Nov., 8 Dez., 5, 22 Febr., 1 März, 2, 23 April, 12 Juni, 6 Aug., 15 Okt., 19 Nov., 27 Dez., Gausarren 14 Mai, Fohlen 20 Sept.
Enzingen a. d. Achalm (Württ.) Rdd 3 April, 31 Juli, 13 Nov.
Erlenbach & 8 Juli.
Erlenbach & 9 April, 9 Nov.
Eppingen & 12 März, 9 Mai, 24 Aug., 22 Okt., Erbach (Hess.) & 2 Jan., 25 Juni, 27 Aug. (Erbacher Volkst.) 22, 23, 29 Juli (soz. Erbacher Markt).
Erlenbach & 12 Aug. (2).
Erzingen Rdd 26 Nov.
Erlingen (Württ.) Rdd 9 April, 21 Dez.
Erlingen (Württ.) Rdd 8 Mai, 25 Juli, 30 Nov. (a. Hof), Käffer 6 Sept.
Ettenheim RddSchw 7 Febr., 16 Mai, 29 Aug., 14 Nov., RddSchw 17 Jan., 21 März, 15 April, 20 Juni, 18 Juli, 20 Sept., 17 Okt., 19 Dez., Schw 3 Jan., 28 Febr., 7 März, 4 April, 2 Mai, 6 Juni, 4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 3 Okt., 7 Nov., 5 Dez.
Ettingen & 27 Febr., 16 Aug., Rhdn 13 Nov., 18 Dez., Rdd 15, 23 Jan., 18 Febr., 19 März, 16, 30 April, 21 Mai, 18 Juni, 15, 30 Juli, 20 Aug., 20 Sept., 15, 29 Okt., 19 Nov., 17, 31 Dez.
Eutingen & 5 Febr., 10 April, 24 Aug., Schw 29 Jan., 26 Febr., 26 März, 30 April, 29 Mai, 25 Juni, 30 Juli, 27 Aug., 24 Sept., 29 Okt., 26 Nov., 31 Dez.
Feilbingert & 30 Sept. (2).
Feldvornach (Württ.) Rdd 20 Febr., 15 Mai, 10 Juli, 18 Sept., 8, 20 März, 17 April, 12 Juni, 21 Aug., 16 Okt., 20 Nov.
Fildbach & 16 Sept.
Friedheim (am Emmendingen) Ketto 22 Okt., Frankenthal & 18 März, 1 Juli, 2 Dez. (je 3).
Frankfurt a. M. (Hess.-Nass.) Messe 25 März, 9 Aug. (je 2), Vedernische 10 April (3), 10 Sept. (6), 7 Febr., 7 März, 16 April (3), 9 Mai, 6 Juni, 4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 15 Okt. (3), Buchtzieg. 25 Juli.
Freiburg Messe 28 April, 13 Okt. (je 10), Rdd 11, 25 Jan., 8, 22 Febr., 15, 29 März, 12, 26 April, 10, 24 Mai, 14, 28 Juni, 12, 26 Juli, 9, 23 Aug., 13, 27 Sept., 11, 25 Okt., 15, 29 Nov., 13, 27 Dez.
Freinsheim & 26 Aug. (3).
Freudenberg & 18 März, 8 Juli, 16 Sept., 19 Nov.
Freudenstadt (Württ.) Rdd 2 Febr., 1 Mai, 25 Juli, 29 Sept.
Friedrichshafen (Württ.) Rdd 3 Mai, 14 Sept., 26 Nov., 8, 20 Febr.
Friedrichstal & 15 Mai, 23 Okt. (je 2).
Friedrichshafen (Württ.) Rdd 26 Febr., 25 Mai, Finkwangen Rdd 9 Mai, 5 Sept., & 20 Juni, 4 Dez.
Gaggenau Rdd 11 Sept.
Gammertingen (Sign.) RddSchw 20 März (a. W.), 5 Juni, 24 Aug., 29 Okt., Rdd Schw 17 April, 3 Okt.
Gangschweiler & 1 Juli (2).
Gehrshofen (Württ.) Rdd 23 April, 13 Aug., 1 Okt., 8, 15 Jan., 19 Febr., 19 März, 16 April, 21 Mai, 18 Juni, 16 Juli, 20 Aug., 17 Sept., 15 Okt., 19 Nov., 17 Dez.
Gernweiler & 22 Juli.
Geinsheim & 26 Aug. (2).
Geislingen RddSchw 29 März, 22 Mai, 31 Juli, 6 Nov., RddSchw 13 Febr., 24 April, 25 Sept., 11 Dez.
Geislingen Stadt (Württ.) Rdd 26 März, 25 Juni, 29 Okt., 8, 20 Febr.
Gemmingen & 10 Juli.
Gengenbach & 18 April, & (mit Hanskraut am l. T.) 7 Nov. (2).
Gerabronn (Württ.) & 9 April, 29 Juni, 21 Sept., 21 Dez., 8, 20 Febr., 11 Sept.
Germersheim & 25 Mai, 23 Sept. (je 3).

Gernsbach & 25 März, 21 Mai, 20 Aug., 17 Dez.
Gerebach & 6 März, 5 Juni, 4 Sept.
Giergen a. d. Brenz (Württ.) & 24 Febr., 1 Mai, 29 Juni, 29 Okt., 8, 2 Jan., 6 Febr., 6 März, 3 April, 1 Mai, 5 Juni, 3 Juli, 7 Aug., 4 Sept., 2 Okt., 6 Nov., 4 Dez.
Glanmünchweiler & Schw 14 Mai, 12 Nov.
Gmünd (Württ.) & 21 Mai, 22 Okt. (je 3), 8, 2 Jan., 5 Febr., 5 März, 2 April, 22 Mai, 4 Juni, 2 Juli, 6 Aug., 3 Sept., 23 Okt., 15 Nov., 3 Dez., 8, 23 Mai.
Gochsheim & 19 März, 3 Juli, 30 Nov. (auch Hof) (je 2).
Gölsheim & 6 Mai, 21 Okt. (je 2).
Görzlingen (Württ.) RddSchw 1 Mai, 24 Aug., 12 Nov., RddSchw 12 Jan., 9 Febr., 8 März, 29 April, 8 Juni, 13 Juli, 14 Sept., 12 Okt., 14 Dez., Schw 27 März, 16 Aug., 25 Sept., 13 Nov., 11 Okt. (3).
Görsweil Rdd 23 April, 20 Juni, 4 Sept., 14 Nov., 8, 12 März, 14 Mai, 9 Juli, 14 Aug., 23 Okt.
Göppingen & 22 Okt.
Graben & 13 März, 4 Dez. (je 2).
Grensch & 25 Juni (2).
Griesen Rdd 5 März, 11 Juni, 10 Aug., 29 Okt., 28 Dez., 8, 6 Febr., 10 Mai, 20 Mai, 2 Juli, 6 Sept., 3 Dez.
Grensbach & 22 Mai, 22 Okt.
Großheideheim & 19 März, 27 Aug., 30 Nov.
Großengöningen (Württ.) Rdd 17 April, 10 Sept., 2 Okt., 27 Nov., 8, 4 Juli.
Großgöningen (Sign.) RddSchw 9 Juli, 29 Okt.
Großharbach & 18 Sept.
Grönsfeld & 22 Jan., 20 März, 14 Mai, 3 Sept., 29 Okt., Jungschw 10 Jan., 14 Febr., 14 März, 11 April, 9 Mai, 13 Juni, 11 Juli, 8 Aug., 12 Sept., 10 Okt., 14 Nov., 12 Dez.
Grünstadt & 11 März, 22 Juli, 23 Okt., 9 Dez. (je 2).
Grün (Sign.) RddSchw 26 März, 30 Okt.
Gulden (D. Guldner, Württ.) Rdd 8 März, 10 Mai, 12 Juli, 13 Sept., Rdd 11 Okt., 15 Dez., Rdd 11 Aug., 8 Nov., 8, 11 Jan., 1 Febr., 12 April, 14 Juni, 9 Aug. Febr., 27 März, 21 Aug., 18 Dez.
Gundelsheim (Württ.) & 12 März, 23 April, 25 Juli, 29 Sept., 21 Nov.
Habsheim (Hess.) RddSchw 29 Okt.
Hachenbach & 29 Sept.
Haigerloch (Sign.) RddSchw 19 Febr., 14 Mai, 10 Sept., 10 Dez., Schw 8, 23 Jan., 6 Febr., 12, 27 März, 10, 23 April, 29 Mai, 11, 26 Juni, 9, 24 Juli, 13, 28 Aug., 26 Sept., 8, 23 Okt., 12, 27 Nov.
Hall (Württ.) & 27 Febr., 25 Juli (je 3), 8, 3 Jan., 7 Febr., 7 Febr., 4 April, 2 Mai (zgl. Buchto), 6 Juni, 4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 3 Okt., 7 Nov., 5 Dez., Schw 8 März, 11 Okt., 8, 19 März, Fohlen 27 Aug., 11 Nov.
Hardheim & 19 März, 1 Mai, 13 Aug., 22 Okt.
Hartlach (a. Wolfach) Rdd 26 Febr., 7 Mai, 2 Juli, 1 Okt., 12 Nov., Rdd 8 Jan., 5 Febr., 5 März, 2 April, 4 Juni, 6 Aug., 3 Sept., 5 Nov., 3 Dez.
Hartlach & 6 Mai (2), 23 Okt. (3).
Hausbach Schw 9 Jan.
Hauingen (Württ.) RddSchw 1 März, 19 Apr., 10 Mai, 21 Juni, 19 Juli, 20 Sept., 15 Nov., 13 Dez.
Hechingen (Sign.) RddSchw 23 April, 23 Juli, 24 Sept., 17 Dez., RddSchw 8 Jan., 5 Febr., 5 März, 2 April, 7 Mai, 4 Juni, 2 Juli, 6 Aug., 3 Sept., 1 Okt., 5 Nov., 3 Dez.
Heidelberg Messe 20 Mai, 21 Okt. (je 10).
Heidelberg & 9 April, 22 Okt.
Heidenheim (Württ.) Rdd 26 März, 25 Juli, 21 Sept., 30 Nov., 8, 2 Mai, Schw 30 Juli, 25 Aug., 20 Sept., 31 Okt.
Heilbronn (Württ.) RddSchw 20 Febr. (a. Farren), 28 März (a. P. u. Pfahl), 22 Mai, 24 Aug. (a. Farren-Pfahl-Ziegen), 11 Okt., 4 Febr., Rdd Schw 16 Jan., 10 Juli, Schw 15 März, 10 Aug., 25 Sept., 23 Okt., 20 Nov., 18 Dez., P.Wagen-Sattler 26 Febr. (2).
Heiligenberg RddSchw 8 Mai, 13 Nov.
Heiligtrentschach & 19 März, 4 Juni, 17 Sept., 19 Nov.

Heimbach & SchwRuhm 22 Okt.
Heiningen (D. Göttingen, Württ.) Rdd 28 März.
Heiterheim RddSchw Holzgesch 27 Aug., RddSchw Meisen-Abwegem 3 Dez., Rdd Schw 2 Jan., 5 Febr., 5 März, 2 April, 1 Mai, 4 Juni, 2 Juli, 6 Aug., 4 Okt., 5 Nov.
Heimstadt & 22 Aug., 22 Okt.
Heippenheim (Hess.) & 18 März, 6 Aug., 12 Nov.
Herbertingen (Württ.) Rdd 1 Febr., 5 April, 6 Juni, 2 Aug., 4 Okt., 6 Dez., 8, 4 Jan., 1 März, 3 Mai, 5 Juli, 6 Sept., 1 Nov.
Herbolzheim (Emmending.) RddSchw 20 März, 29 Mai, 29 Okt., Schw 5 Jan., 2 Febr., 2 März, 7 April, 4 Mai, 1 Juni, 6 Juli, 8 Aug., 7 Sept., 6 Okt., 2 Nov., 7 Dez.
Herenalb (Württ.) Rdd 1 Mai, 21 Sept., 2, 21 Dez.
Herenberg (Württ.) & Rdd 20 Febr., 22 Mai, 25 Sept., 4 Dez., 8, 27 März, 16 Juli, 31 Okt.
Herrschried RddSchw 21 März, 11 Juni, 2 Aug., 10 Okt.
Herzheim & 13 Mai (2), 21 Okt. (3).
Hettingen (Sign.) RddSchw 27 März, 17 Okt., Heubach (Württ.) Rdd 5 März, 23 Mai, 1 Sept.
Hilsbach & 9 April, 29 Juni, 10 Sept.
Hilzingen RddSchw 21 Mai, 22 Okt., 29 Nov., RddSchw 5 Jan., 2 Febr., 2 März, 13 April, 4 Mai, 1 Juni, 6 Juli, 3 Aug., 7 Sept., 5 Okt., 2 Nov., 7 Dez.
Hinterarten Farren 15 Mai, 25 Sept.
Hochheim (Hess.-Nass.) Rdd 5 Nov. (3).
Hochpfeifer & 12 Aug.
Hochheim & 29 März, 20 Nov.
Hof (Oberfranken) & 29 Jan., 30 Juli (je 6), RddSchw 29 Sept.
Hofheim (Hess.-Nass.) & 22 Okt., RddSchw 23 Okt.
Homburg & 9 Sept. (2).
Homburg u. d. H. (Hess.-Nass.) & 1 Mai, 24 Sept., 19 Dez. (je 2).
Horb (Württ.) Rdd 7 März, 29 Mai, 16 Okt., 12 Nov., 15 Dez., 8, 3 April, 5 Juni, 4 Sept., Schw 2 Jan., 6 Febr., 1 Mai, 3 Juli.
Höden & Rdd 10 April, 19 Juni, 29 Sept.
Hörningen & 19 Aug.
Hornberg (Teuring) Rdd 15 März, 24 Mai, 16 Aug., 15 Nov. (auch Meisen), Rdd 28 Dez., Schw 6 Jan., 3 Febr., 8 März, 7 April, 5 Mai, 2 Juni, 7 Juli, 4 Aug., 1 Sept., 6 Okt., 3 Nov., 1 Dez.
Hüfingen RddSchw 4 Dez.
Hundheim & 10 Juni, Rdd 8 Nov.
Hünigheim & 30 April.
Hütchenhausen & 14 Okt.
Huch Rdd 3 Mai, 27 Sept.
Ichenheim & (in Schw a. l. T.) 2 Mai (3), 31 Okt.
Jettenbach & 19 Aug.
Jübsheim & 16 Sept. (2).
Jümmersbach & 1 Mai, 29 Okt.
Jümsweiler & 26 Aug.
Jünnertingen (Sign.) RddSchw 3 Mai, 23 Juli, 23 Okt., 21 Nov.
Jüny (Württ.) & Rdd 26 April, 4 Okt. (2), 15 Nov., 8 März, Rdd 26 Juli, 8, 11 Jan., 8 Febr., 8 März, 12 April, 10 Mai, 14 Juni, 12 Juli, 9 Aug., 13 Sept., 11 Okt., 8 Nov., 13 Dez.
Jütersbach RddSchw 8 März, 12 Juli, 30 Okt.
Kaiserslautern & 20 Mai, 11 Nov. (je 3), Fohlen 20 Febr., 20 März, 16 Okt., 6 Nov.
Kandel & 11 März, 20 Mai, 28 Okt. (je 2).
Kandern & Schwfrucht 20 März, 27 Nov. (je 2).
Kdd 8 Jan., 12 Febr., 12 März, 10 April, 14 Mai, 11 Juni, 9 Juli, 13 Aug., 10 Sept., 8 Okt., 12 Nov., 10 Dez.
Kappelrodeck & 11 Juli, 10 Okt., 14 Nov.
Karlsruhe Messe 3 Juni, 4 Nov. (je 9).
Karlsruher & 9 Sept.
Kauffach & 22 Juli.
Keil (Stadt) & 9 April, 23 Mai, RddSchw 9 Okt., 20 Nov., AugSchlachthof Buchto 15 Jan., 15 Febr., 15 März, 19 April, 16 Mai, 21 Juni, 19 Juli, 16 Aug., 20 Sept., 18 Okt., 15 Nov., 20 Dez., Schw 4, 18 Jan., 1, 15 Febr., 1, 15 März, 5, 10, 19 April, 3, 16, 29 Mai, 6, 21 Juni, 5, 19 Juli, 2, 16 Aug., 4, 20 Sept., 4, 18, 31 Okt., 15 Nov., 6, 20 Dez.
Kensingen Rdd 24 April, 14 Mai, 6 D., Schw 9 Jan., 13 Febr., 13 März, 10 April, (Baden).

Radolfzell Rh. Saulgau zgl. Rh. Wangen i. Aläu, Wertheim zgl. Rh. Schw. 30 Aulendorf Koblern, Vöblingen zgl. Schw. Dietz zgl. Schw. Dürrenz-Mühlacker, Pfalzgrafenweiler. 31 Tengen zgl. Schw.

September. Krammärkte.

1 Bradenheim Holz, Neubach f. 2 Albeckweiler (3), Alfenborn, Becherbach, Cölln (2), Kollweiler, Neustadt a. d. H. (2), Oberarmersbach, Dggersheim (2), Otterberg. 3 Adelsheim zgl. Schw. Wiesental, Bradensheim f. Engen f. Grünfeld, Neblingen f. zgl. Rh. Tuttlingen W zgl. Bieg. 4 Derdingen, Görtwil f. Kramfelsen (2), Pfirt f. zgl. Schw. Zietten a. l. M. f. zgl. Rh. Schw. 5 Kuttswangen f. 6 Gelingen Käser, Ratzberg zgl. Schw. Neuenburg zgl. Schw. Sult a. R. f. zgl. Rh. 7 Todtmoos. 8 Oberteringen, Wenkheim. 9 Bad Dürkheim Wuchm (3), Dufenberg, Diernstein, Hemburg, Kayweiler, Kältsheim, Landau (3), Dersdorf (2), Oberndorf (Pfalz), Rodalben, Zell (Pfalz) (2). 10 Frankfurt a. M. Ledermesse (6), Großgörsingen f., Hainrich f. zgl. Schw. Hilsbach, Köttingen f. zgl. Schw. Merlingen (D. A. Leunberg), Selchenbach f. 11 Altensteig f. zgl. Juchst, Birkheim (Dürmersheim) f. zgl. Rh. Goggenau f., Neutlingen f., Tettmang f. 12 Bönnigheim Holz, Calw f. zgl. Rh. Mengen f. zgl. Schw. Waiblingen a. d. Enz f., Winnenden f. 13 Bönnigheim f., Gschwend f., Nottwil f., Engen (Konstanz) f. zgl. Rh. Schw. H. Lageschire. 14 Friedrichshafen f., Dfnadungen zgl. Schw. St. Blasien f. zgl. Schw. 16 Altsheim (2), Buchen (3), Edelsheim (3), Hilsbach, Freudenberg, Großharlbach, Kelsheim (2), Konstanz Messe (a. Volkachschir, Hofm, ar. Schütz u. Wolfo). a. l. Wert. in Verb. m. d. Schw. (3), Kottweiler, Oberweiler i. Tal, Rausheim, Wilgartsweilen. 17 Alzen (2), Heilbrunnenschir, Neuzingen (3), Mittelberbach, Redarbischofsheim zgl. Schw. Offenburg zgl. Bsp. Holzschir mit Schw. u. Frucht a. l. Tag (2), Schönau (Weidels) (2), Ulm Leder (2), Wilsbergingen (2). 18 Bingen f. zgl. Schw. Durlach, Engingen a. d. D. f. zgl. Schw. Freiburg f., Neuzingen f. zgl. Rh. 19 Badnang f. zgl. Rh. Schw. Radolfzell Holzschir. 20 Bafel (2), Haningen f. zgl. Rh. Schw. Steingheim a. d. M. Holz, Birkheim, Gieglingen, Gerabronn, Heidenheim f., Herrenalb f., Neuenstein, Simbelingen f. zgl. Schw. Waiblingen f. Murr f. Tengen f. zgl. Schw. Trochtelshagen f. zgl. Schw. Waiblingen f. zgl. Rh. Waldsüt f., Werbach. 23 Breitenbach, Germerheim (3), Königshofen (3), Oberndorf (2), Offenbach, Otterbach, Theisbergheegen, Wallhalben, Weilerbach. 24 Kelen f., Hechingen f. zgl. Schw. Homburg v. d. H. (2), Wartdorf, Kofhat zgl. Bietter mit Schw. Frucht a. l. Tag u. m. f. a. 2. L. (a. 2. L. a. Kohl. m. Reelb). (2), Sulzfeld, Ulm (Obertrich) zgl. Schw. Wangen im Aläu f. 25 Balingen f., Darnstadt Messe (8), Gadsstetten f. zgl. Rh. Schw. Derrenberg (Stadt) f. zgl. Rh. 26 Vörsch (2), Schwegeningen. 27 Gammstadt f. zgl. Rh. Schw. Ebersbach (D. A. Göppingen) f. zgl. Rh. Empingen f. zgl. Schw. Richtenau, Neulingen f. zgl. Schw. Munderkingen f. zgl. Rh. Schw. Brüllingen f., Schweiningen f. 28 Donaueschingen f. zgl. Schw. Stetten u. H. f. zgl. Schw. 29 Ballewerg zgl. Schw. Heidenbach f., Gumbelsheim, Hochenbach, Hof f. zgl. Schw. Horden f., Midau, Soulgau f. zgl. Rh. Seelbach, Tribera, Reiningstadt f. zgl. Schw. 30 Altenrieden, Augsburg (3), Heilbrunnert (2), Ludwigsbach a. Rh. (2), Evesbach.

Wichmärkte.

1 Hornberg (Triber) Schw. 3 Kalen Schf, Gmünd, Haslach (Wolfsch), Hechingen zgl. Schw. Kirchheim u. Teck zgl. Bienen, Lauda, Schw. Keutlich zgl. Rh. Schw. Mannheim zgl. Rh. Westlich, Redarbischofsheim Schw. Niedertrich, Pforzheim zgl. Rh. 4 Crailsheim, Dyingen, Engingen a. d. R. zgl. Schw. Herzbach, Giengen a. d. Br., Horb, Nördlingen Rh., Offenburg, Neulingen, Säckingen Schw. Schaffhausen, Schorndorf, Stodach zgl. Schw. Waldsee. 5 Eitenheim Schw. Frankfurt a. M. Rh. Hall, Kältsheim zgl. Schw. Remmingen Schf, Radolfzell zgl. Schw. Holzschir, Schopfheim zgl. Schw. Waldsüt Kaufmann, Wangen im Aläu. 6 Biettingen, Biondorf, Ebingen, Emmendingen zgl. Schw. Grefen, Heberlingen, Keul Schw. Krautheim, Langmül Juchst, Vörsch Schw. Weingarten Schw. Salem zgl. Schw. St. Wendel (m. Pfam), Schönau i. W. zgl. Schw. Waldürn Schw. Wurzach. 7 Breisach Schw. Heberlingen (Emmendingen) Schw. Hülzingen zgl. Schw. Tengen Schw. Sult a. R. Schf. 8 Donaueschingen Schw. 10 Beerfelden, Kottlingen, Pösch, Neuzingen Schw. Merchingen Schw. Pöschingen, Säcklingen zgl. Schw. 11 Darnstadt, Gerabronn, Kenzingen Schw. Neuzingen Rh. Mosbach Schw. Wehr zgl. Schw. 12 Alzen zgl. Schw. Ziegen, Alzenberg, Buchsal, Grünsfeld Jungschw. Ottenheim Schw. Neulinden Schw. Heberlingen Schw. Irach, Wertheim zgl. Rh. Schw. 13 Brüllingen, Oberbach Schw. Freiburg zgl. Rh. Jörn, Königshofen Schw. Ludwigsburg, Mannheim Nütz, Merztingen zgl. Schw. Mosbach Juchst u. Mühl, Munderkingen Schw. Neulinden, Weikersheim f. 14 Engingen a. D. Schf, Göppingen zgl. Schw. 17 Augsburg f. Buchen Schw. Crailsheim Schf, Dörsbach zgl. Schw. Emdingen Schw. 18 Balingen, Westlich, Oberwiltshof Schw. Radolfzell Keutlich, Taubersbüschel Schw. Weil die Stadt zgl. Rh. Schw. 19 Balingen, Knittlingen, Schaffhausen, Stodach zgl. Schw. Waldsee, Wilsbergingen, Zell i. W. zgl. Schw. 19 Mannheim Rh. Westlich Juchst, Stauern. 20 Emdingen, Rh. Ellwangen, Engen Koblern, Eitenheim zgl. Rh. Schw. Etlingen zgl. Rh. Heidenheim Schf, Keul Nützschir Juchst Schw. Merztingen Schw. Mühlheim, Nürtingen zgl. Schw. Jegen, Strach zgl. Schw. 21 Dornstetten, Emmendingen Schw. Laichingen zgl. Schw. 24 Beerfelden, Durlach zgl. Rh. Eubigheim Schw. Kauterecken, Keutlich

zgl. Rh. Schw. Niedertrich Schw. Schf, Schlengen zgl. Schw. 25 Warmsbad, Geisingen zgl. Schw. Göppingen Schw. Haigerloch Schw. Heilbronn Schw. Hinterarten Faren, Mosbach Schw. Offenburg, Pfullendorf zgl. Schw. Nottensburg, Spödingen, Taubersbüschel f. Farenm, Tettmang, Waldsee Rh. Wertheim zgl. Rh. Schw. 26 Breisach, Ottenheim Schw. Radolfzell zgl. Schw. Heberlingen, Wangen im Aläu. 27 Dürrenz-Mühlacker, Oberbach Schw. Freiburg zgl. Rh. Bopf, Vörsch zgl. Geislingen, Mannheim Nütz, Rosenfeld. 29 Weinheim Bieg.

Oktober. Krammärkte.

1 Alford f. zgl. Rh. Bebrahofen f., Göppingen W (3), Haslach (Wolfsch) f., Köfingen f., Möhringen f. bef. Schf, Oberndorf (Stadt) f., Dörsenhausen f., Sigmaringen f. zgl. Schw. 2 Großgörsingen f., Keul zgl. Schw. Penarth, Oberjettingen f., Waldsee f., Wertheim (3), Zweibrücken. 3 Biberach f. (2), Leonberg f., Tengen (Waldsüt) f. 4 Nach (Engen) f. zgl. Rh. Heberlingen f. zgl. Rh. Irach f. zgl. Rh. Mühlweiler f., Pfalzgrafenweiler f. zgl. Rh. Irach f. zgl. Rh. Waldenbuch f., Wurzach f. 5 Affmannsb. 7 Langenbrüden (2), Mannheim Messe (10), Kottenhausen, Schönau. 8 Alzenberg f. zgl. Schw. Engen f., Kilsleg f., Neufra f. zgl. Schw. Schramberg f., Böhrerbach, Wiesensteig f. zgl. Rh. 9 Detschheim f., Tuttlingen f. zgl. Schw. Kapell, Müllstatt m. Schw. a. l. Tag (2). 10 Derrichried f. zgl. Schw. Kappel, redet, Mühlheim Ddt, Wolfsch. 11 Altheim, Aulendorf f., Dorhan f., Ebingen f., Engingen im Gau f., Gschwend f. zgl. Rh. Wehr, Heilbrunn f. zgl. Schw. Wechingen. 13 Freiburg Messe (10). 14 Wertheim (3), Pöschhausen, Kirchheimbolanden (2), Ludwigsbach (Stadtteil Frieleheim), Dörsheim (2), Steinwenden, Waldsüt, 15 Wöppingen f., Eitenmadingen, Kuppenheim, Kangerndingen f. zgl. Schw. Neulingen f. zgl. Rh. Steinfeld (2), Städelingen f. zgl. Schw. 16 Birladingen f. zgl. Schw. Ellwangen f., Horb f., Knittlingen f., Neuzingen (4), Dierburten, Pfirt f. zgl. Schw. Spödingen f., Ulmet zgl. Schw. Schf, Waldsüt f. 17 Heitingen f. zgl. Schw. Stuttgart Leder (2). 18 Bilingen f. zgl. Schw. Nürtingen f. zgl. Rh. Schw. Faren Rh. Nütz, Strach f. zgl. Schw. Nottwil f., Stodach f. zgl. Schw. 21 Bilingen (3), Gölheim (2), Heidenberg Messe (10), Herheim (3), Oberarmersbach, Obermolsch, Walpurgsburg (2), Thaleschweller, Vorderweintal, Waldmurr, Wilmweiler (2). 22 Altsbach, Bühlertann, Dettingen b. Dörsheim f., Eistenheim, Elsenz, Engingen, Gmünd (3), Göggingen, Grombach, Hardheim, Heideheim, Hombach zgl. Schw. Nütz, Helmstadt, Hülzingen f. zgl. Schw. Hofheim, Kuppenheim, Königsbach, Kroggingen zgl. Schw. Kauterecken f., Keutlich f. zgl. Rh. Schw. Kumbach, Möhringen f., bef. Schf, Nottensbach, Pfullendorf f. zgl. Rh. Schw. Reichen zgl. Schw. Ruff, Säcklingen, St. Georgen (Bilingen) f. zgl. Rh. Schw. Siegelbach, Walden, Weil die Stadt f. zgl. Rh. Schw. Zell i. W. 23 Derrichried f. zgl. Schw. Buchau, Eigeltingen f. zgl. Rh. Schw. Friedrichstal (2), Anneringen f. zgl. Schw. Hechingen f. zgl. Rh. Schw. Langensteden f. zgl. Rh. Schw. Giengen a. d. Br. (2), Algal f. zgl. Rh. Schw. Malsch (Etlingen) mit f. u. Rh. am 1. Tag (2), Algal f. zgl. Rh. Schw. St. Wendel (Trier) f., Schellenberg (Gem. Großheersfeld), Schwanz zgl. Schw. 24 Radolfzell Koblern u. Kübern, Schönberg (D. A. Nott) f., Heberlingen f. 25 Balingen f., Brüllingen f. zgl. Schw. Weiching f., Munderkingen f. zgl. Rh. Schw. Stetten u. H. f. zgl. Schw. Sult a. R. f. zgl. Rh. Bilingen f. zgl. Rh. Schw. Kuttlingen, Weingarten (2) 26 Bafel Messe (15). 28 Grünstadt (2), Haslach (3), Kandel (2), Otterberg, Speyer (3). 29 Biettingen, Breisach f. zgl. Schw. Dailau, Diemeringen, Gammertingen f. zgl. Schw. f., Geislingen (Stadt) f., Giengen a. d. Br., Griesen f., Großgörsingen f. zgl. Schw. Grünsfeld, Habsheim f. zgl. Rh. Schw. Herbolzheim (Emmending) zgl. Schw. Keutlich, Ammenhaad, Kott (2), Kramfelsen f. zgl. Schw. Kältsbach (2), Kelsheim, Mühlweiler (2), Neustadt f., Neuhausen a. d. Rüdern f., Schwenzen, Schönau i. W. m. Schw. a. l. Tag (2). Stodach, Stein (Bietten), Tengen f. zgl. Schw. Tiefenbrunn, Weikersheim, Weiching f. zgl. Rh. Weim, Wolfheim f., Wollenberg, Zosenhausen, Zell o. H. f. 30 Alzen f., Deringen, Durslach, Emmendingen f. zgl. Schw. Grönl f. zgl. Schw. Nottensbach f. zgl. Schw. Mühlheim zgl. Schw. Holzschir Pfirt (2), Oberwiltzingen f., Neulingen f. 31 Heilbrunn zgl. Schw. Neulinden f., Schwesheim.

Wichmärkte.

1 Altsheim Schw. Hechingen zgl. Schw. Kirchheim u. Teck, Lauda Schw. Keutlich zgl. Rh. Schw. Westlich, Redarbischofsheim Schw. Neuzingen, 2 Benzingen zgl. Schw. Crailsheim, Engingen a. d. D. zgl. Schw. Giengen a. d. Br., Neulingen, Säcklingen Schw. Schaffhausen, Stodach zgl. Schw. 3 Eitenheim Schw. Gammertingen zgl. Schw. Hall, Kältsheim zgl. Schw., Mannheim Rh. Remmingen Schw. Pforzheim zgl. Rh. Hebingen, Radolfzell zgl. Schw. Schopfheim zgl. Schw. Wangen i. Aläu, Winnenden. 4 Wertheim zgl. Rh. Emmendingen zgl. Schw., Hebersheim zgl. Rh. Schw. Keul Schw. Vörsch Schw. Merztingen zgl. Schw., Salem zgl. Schw. Schönau i. W. zgl. Schw. Waldürn Schw. 5 Breisach Schw. Herbolzheim (Emmendingen) Schw. Hülzingen zgl. Schw. Irach Schw. 6 Hornberg (Triber) zgl. Schw. 8 Kalen, Walgerlach Schw. Kander, Kauterecken, Merchingen Schw. 9 Balingen, Kenzingen Schw. Mosbach Schw. Schorndorf, Tettmang, Waldsee Juchst, Wehr zgl. Schw. 10 Altensteig, Alzen zgl. Schw. Ziegen, Munderg, Bietten zgl. Rh. Calw, Grünsfeld Jungschw. Mengen zgl. Schw. Ottenheim Schw. Heberlingen Schw. Hülzingen a. d. E., Wertheim zgl. Rh. Schw. 11 Biondorf, Dornstetten zgl. Schw. Oberbach Schw. Freiburg zgl. Rh. Hall Schw. Jörn, Ludwigsburg, Mannheim Nütz, Merztingen zgl. Schw. Munderkingen Schw. Rastatt. 12 Göppingen zgl. Schw. Tengen Schw. 13 Donaueschingen Schw. 15 Beerfelden, Buchen Schw. 16 Balingen, Durlach zgl. Rh. Eubigheim Schw. Kauterecken, Keutlich

Verlag von Moritz Schauenburg in Tahr i. B.

1. Auflage 1857

Seit über 50 Jahren

15. Auflage 1913

bewährt hat sich und wurde nach dem Urteil von Autoritäten auf bienenwirtschaftlichem Gebiete ein „**Volksbienenzuchtbuch**“ im wahren Sinne des Wortes:

Die neue nützlichste Bienenzucht

von Ludwig Huber

weiland Hauptlehrer in Niederschopfheim (Baden).

15. vermehrte und verbesserte Auflage herausgegeben von
Friedrich Huber

Landwirtschaftslehrer in Freiburg i. B.

Mit 130 Abbildungen. Preis in Leinwand gebunden Mk. 2,50.
(Porto 30 Pfg.)



Nachstehende anerkennende Aeusserungen sind den zahlreichen Urteilen der Fachpresse über die bisherigen Auflagen entnommen:

Einem Buche den Wanderpaß schreiben, das in 14. Auflage erschienen ist, scheint höchst überflüssig, namentlich wenn, wie hier, die Auflagen stets in kurzen Zwischenräumen, oft schon nach einem Jahre nötig wurden. Der „Huber“, wie das Buch in den Kreisen der Bienenväter kurzerhand genannt wird, hat sich am besten durch seinen gediegenen Inhalt stets selbst empfohlen und seinen Weg gemacht, wie ihn wenige Bücher machen. Das Geheimnis dieses großen Erfolges liegt darin, daß der Verfasser jede Auflage gewissenhaft umarbeitete, alles Veraltete ausmerzte, alles Neue aufnahm und dadurch die Höhe der Zeit, sondern sie bietet auch sachlich alles, was der Anfänger wissen muß. Ein Volksbienenzuchtbuch soll es sein, und das ist es durch seine klare, einfache, ungemein faßliche Darstellungsweise. Für den Anfänger ist es bestimmt, und es wird ihm der beste Lehrmeister sein, aber auch der erfahrene Imker wird es mit Vergnügen und Nutzen lesen. Auch ohne unseren Wunsch wird dieses ausgezeichnete Buch fernherhin seinen Weg machen und überall da Belehrung bringen und Freude bereiten, wo es studiert wird.

Uns aber gewährt es Befriedigung, daß wir das prächtige Werk in seiner neuesten Auflage unsern geehrten Lesern anzeigen können.

Geflügelsächter 1904 Nr. 55.

Ähnliche ließen sich leicht noch in großer Zahl anfügen. Eingehendere Urteile sind in meinem illustrierten Prospekte enthalten.

Der süddeutsche Weinbauer.

Band I.

Die Geschichte des süddeutschen Weinbauern und der
süddeutschen Weinbaupolitik.

(Mit besonderer Berücksichtigung der Gebiete des heutigen Badens.)

Von Dr. G. Frh. von Schauenburg, badischer Forstamtmann.

11 Bogen Lexikonformat mit einer Kartenbeilage. Preis geh. Mk. 5.20. (Porto 20 Pfg.)

Es ist bekanntlich eine große Bewegung im Gange, die Weinbauern Süddeutschlands zu einigen. Dieser Einigung soll das soeben erschienene Werk, das im Auftrage des Staatswissenschaftlichen Seminars in Heidelberg vom Verfasser geschrieben wurde, dienen, mit dem Endzweck, das Zustandekommen einer süddeutschen und besonders der badischen Weinbauorganisation zu fördern. Bezirksbehörden, landwirtschaftliche Institute und vor allem aber Bürgermeistereien, Winzervereine und jeder Rebbergbesitzer, dem an der gedeihlichen Weiterentwicklung und Förderung des Weinbaues ernstlich gelegen ist, sollten dieses Werk sofort erwerben und daraus ihren Nutzen ziehen.

Beide Werke können durch den Sortimentsbuchhandel zur Ansicht bezogen werden.

Ein ausführlicher Prospekt steht jedermann zu Diensten.



Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr (Baden.)

Volksbibliothek des Lahrer Hinkenden Boten.

Sorgfältig gewählter Lesestoff aus allen Gebieten der deutschen Literatur. — Bis jetzt sind über 1800 Nummern erschienen. — Preis jeder Nummer nur 2 Pfennig.

Aus der „Volksbibliothek des Lahrer Hinkenden Boten“ sind in einfachen, geschmackvoll in Leinwand gebundenen Sonderausgaben zu außerordentlich billigem Preise zu erhalten:

Anzengruber, Erzählungen. (Nr. 1682—1696)
Preis nur 50 Pfg. (Porto 10 Pfg.)

Auerbach, Schwarzw. Dorfgeschichten.
(Nr. 1784—1828) Band I. Preis in Leinwand geb.
nur 40 Pfg. Band II, III und IV nur je 50 Pfg.
(Porto je 10 Pfg.)

Bechstein, Deutsches Märchenbuch.
(Nr. 1425—1455) Preis nur 50 Pfg. (Porto 10 Pfg.)

Campe, Robinson Crusoe. (Nr. 826—855)
Preis nur 50 Pfg. (Porto 10 Pfg.)

Goethe, Werthers Leiden. (Nr. 1134—1142)
Preis nur 40 Pfg. (Porto 10 Pfg.)

Grimm, Kinder- und Hausmärchen.
(Nr. 1375—1399) Band I. Preis nur 75 Pfg. (Nr.
1400—1424) Band II. Preis nur 75 Pfg. (Porto der
beiden Bändchen 30 Pfg., einzeln 20 Pfg.)

Hackländer, Europäisches Klavierenleben.
(Nr. 1051—1125) 5 Bände. Preis nur
2.50. (Porto 30 Pfg.)

„ **Soldatenleben im Frieden.**
(Nr. 1209—1223) Preis nur 50 Pfg.
(Porto 10 Pfg.)

„ **Humoristische Erzählungen.**
(Nr. 1224—1238) Preis nur 50 Pfg.
(Porto 10 Pfg.)

„ **Bilder aus dem Leben.**
(Nr. 1301—1312) Preis nur 50 Pfg.
(Porto 10 Pfg.)

Hackländer, Der letzte Bombardier.
(Nr. 1499—1540) 3 Bände. Preis nur
1.50. (Porto 30 Pfg.)

„ **Wachtstubenabenteuer.**
(Nr. 1652—1681) 3 Bände. Preis nur
1.20. (Porto 30 Pfg.)

„ **Feuerwerker Wortmann und
and. Soldatengeschichten.**
(Nr. 1775—1783) Preis in Leinwand
gebunden 50 Pfg. (Porto 10 Pfg.)

Hauff, Lichtenstein. (Nr. 846—870) Preis nur
75 Pfg. (Porto 20 Pfg.)

„ **Das Wirtshaus im Speffart.**
(Nr. 1488—1498) Preis nur 40 Pfg. (Porto
10 Pfg.)

Hebels ausgewählte Erzählungen.
(Nr. 732—746) Preis nur 60 Pfg. (Porto 10 Pfg.)

Mölkhausen, Erzählungen. (Nr. 1364—1593)
Preis nur 90 Pfg. (Porto 20 Pfg.)

Schiller, Wallenstein. (Nr. 939—972) I. und II.
Teil. Preis nur 50 Pfg. (Porto 10 Pfg.)

**Schwab, Sagen des klassischen Alter-
tums.** (Nr. 371—400) Band I. Preis nur
90 Pfg. (Nr. 461—486) Band II. Preis nur 80 Pfg.
(Nr. 549—577) Band III. Preis nur 90 Pfg.
(Porto 30 Pfg.)



Preis 80 Pfg. (Porto 10 Pfg.)

Von Bechsteins und
Grimms Märchen

ist auch eine feiner ausgestattete

Geschenkausgabe

in geschmackvollem modernen
Leinwandeinband erschienen.



Preis M. 1.80. (Porto 30 Pfg.)

Alle hier angezeigten Bücher sind in vielen Buchhandlungen vorrätig, oder können gegen Voreinsendung oder Nachnahme des Betrages samt Porto auch von der Verlagsbuchhandlung von Moritz Schauenburg in Lahr (Baden) bezogen werden.

Vom Himmel



Im Verlag von **Moritz Schauenburg**
in Lahr in Baden ist erschienen:

Vom Himmel.

Astronomische Erzählungen
für das Volk und die Jugend
von **Viktor Schmitt.**

Mit 25 in den Text gedruckten Feder-
zeichnungen.

Preis in geschmackvollem Leinwandeinband
Mk. 1.50. (Porto 20 Pfg.)

In seinem Vorworte sagt der Verfasser
u. a.: Der Zweck dieses kleinen Büchleins
soll sein, Freunde zu werden für die
Astronomie und Freude daran zu erwecken.
— Deshalb ist die Darstellung im unter-
haltenden, nicht dozierenden Tone gehalten
und das Wissenswerteste aus den
neuesten Entdeckungen der wissenschaft-
lichen Astronomie kurz und übersichtlich
zusammengestellt.

„Vom Himmel“ wird in jeder
Familie Freude bereiten und eignet
sich deshalb besonders für den Weih-
nachtsbüchertisch bestens.

**Vom Großh. badischen Ober-
schulrat amtlich empfohlen.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder
gegen Voreinsendung oder Nachnahme des Be-
trages samt Porto von der Verlagsbuchhandlung
von **Moritz Schauenburg** in Lahr in Baden.

HEINR. STOBBE Tiegenhof

Dampf-Destillation, Machandel-, Brantwein- u. Likör-Fabrik
gegründet anno 1776
empfehlend besond. als sehr beliebte und berühmte Spezialität
Originalflasche



Warenzeichen
u. Nr. 34 995.

Stobbes extra feinen Machandel Nr. 00

„Edel-Likör“

und bittet, genau auf Firma und neben-
stehendes Warenzeichen zur Verhütung
von Täuschungen zu achten.

Alleiniger Fabrikant des **echten**
Tiegenhöfer Machandels.

Man verlange nur „Stobbes Machandel“.

Generalvertreter Niederlagen:

Berlin W. 8: L. Riehenstahl, Jägerstr. 61.
Danzig: Albert Robert Wolff, Heiligegeistgasse 95.
Johannes Raimann, Hundegasse 23.
Eibing: Georg Vogt, Inn. Mühlendamm 11.
Königsberg i. Pr.: Jul. Nahser, Hint. Vorstadt 14.
Insterburg: Georg Speiser, Kleinbahnhof.
Marienburg, Westpr.: Friedr. Axt, Ratskeller.

Ueber 1/2 Million im Gebrauch!



Haarfärbekamm

(gesetzlich geschützte Marke
„Hoffera“) färbt graues od. rotes
Haar echt blond, braun oder
schwarz. Völlig unschädlich!
Jahrelang brauchb. Diskrete
Zusend. in Brief. Stück Mk. 3.—



Rud. Hoffers, Kosmetisch. Laboratorium,
Berlin-Karlshorst 105.

MEINEL & HEROLD

Harmonikafabrik □ Musikwaren-Versandhaus

Klingenthal (Sachsen) Nr. 890.

Denkbar beste u. billigste direkte
Bezugsquelle f. Zugharmonikas
aller Art.



1, 2, 3, 4reihige, 2, 3, 4, 6, 8chör.,
sowie Wiener Harmonikas und
Bozner Modelle.

Violinen, Zithern, Gitarzithern,
Gitar., Mandolinen, Bandonions,
Okarinas, Mundharmonikas usw.

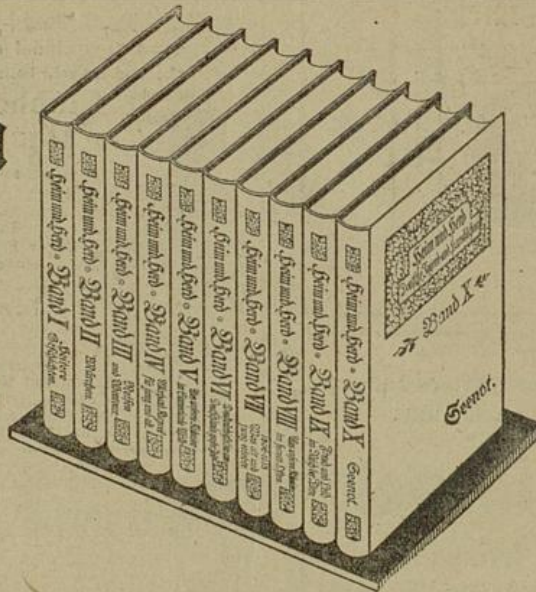
Aufträge von M. 10.— an führen wir
innerh. Deutschlands portofr. aus.

— 8105 amtlich beglaubigte Dankschreiben. —
Preisliste (mit vielen Abbild.) an Jedermann umsonst.

Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr in Baden:

Der heil. Antonius von Padua
von **Wilhelm Busch.** Preis geheftet Mk. 1.50,
in Leinwand gebunden
Mk. 2.— (Porto 10 Pfg.) Für das gebildete Publikum
sind die bekanntesten Werke auf humorist. Gebiete
unzweifelhaft die von Wilhelm Busch. „Der heilige
Antonius“, eines der in Vers und Zeichnung besten
Geistesprodukte Buschs, sei allen Freunden gesunden
Humors bestens empfohlen.

Heim und Herd



Deutsche
Jugend-
und
Haus-
bücherei

Herausgegeben im Auftrage der Jugendschriften-Ausschüsse des Badischen Lehrervereins.

Preis eines jeden Bändchens in Leinwand gebunden 1 Mark. (Porto 10 Pfennig.)

Bis jetzt sind folgende Bändchen erschienen:

- | | |
|--|---|
| 1. Bd. Heitere Geschichten. (3. Auflage.) | 6. Bd. Denkwürdigkeiten aus Deutschlands großer Zeit. (2. Auflage.) |
| 2. " Märchen. (2. Auflage.) | 7. " 1806-1813. Was alt und jung erlebte. (2. Auflage.) |
| 3. " Reisen und Abenteuer. (2. Auflage.) | 8. " Aus unsern Kolonien im fernen Osten. |
| 4. " Allerhand Kurzweil für jung und alt. 2. Auflage.) | 9. " Freud und Leid im Reich der Tiere. |
| 5. " Aus unsern Kolonien im Sonnenlande Afrika. | 10. " Seenot. |



2. Auflage.

Mit Band 11 beginnt unter dem Sammeltitle „Aus dem Völkerrkrieg 1914—16“ eine Kriegsbändchenreihe zu erscheinen.

Von diesen liegen fertig vor:

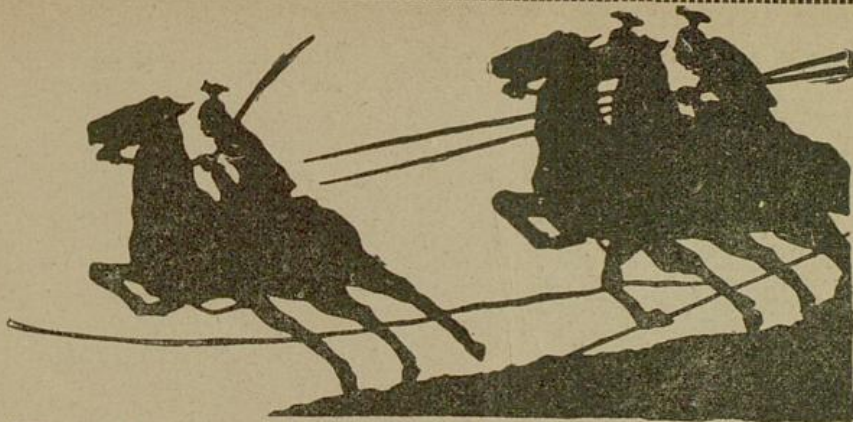
das erste „An der Westfront“ und das vierte „Unterm Roten Kreuz“.

Das II. und III. der Kriegsbändchen („Heim und Herd“ Bd. 12 und 13), die zum Heere Hindenburgs und zu den Verbündeten führen, befinden sich noch in Vorbereitung.



2. Auflage.

Ausführliches Inhaltsverzeichnis über sämtliche bisher erschienenen Bändchen steht zu Diensten. Bestellungen nehmen auch alle Sortimentsbuchhandlungen entgegen.



Was braucht der Soldat am meisten im Feld? **Amol!**

Melodie: Es ritten drei Reiter.

Was braucht der Soldat wohl am meisten im Feld? Amol!
Was ist es, das ihn frisch und munter erhält? Amol!
Hat er Rheumatismus mit Schmerzen im Bein,
Dann reibe er fest mit Amol sich nur ein! Amol, Amol,
Amol!

Als Universalmittel ist nur tipp-topp Amol!
Bei Ischias und bösem Stechen im Kopp Amol!
Belebt die Ermatteten, regt sie froh an,
Ein jeder ein Loblied fortan singen kann, Amol, Amol,
Amol!

Bei Magenbeschwerden, bei klopfendem Schmerz Amol!
Gleich nehm' es, und froh schlägt wieder dein Herz!
Amol!

Amol hat im Kriege besonderen Wert,
Darum wird am meisten von allen begehrt: Amol, Amol,
Amol!

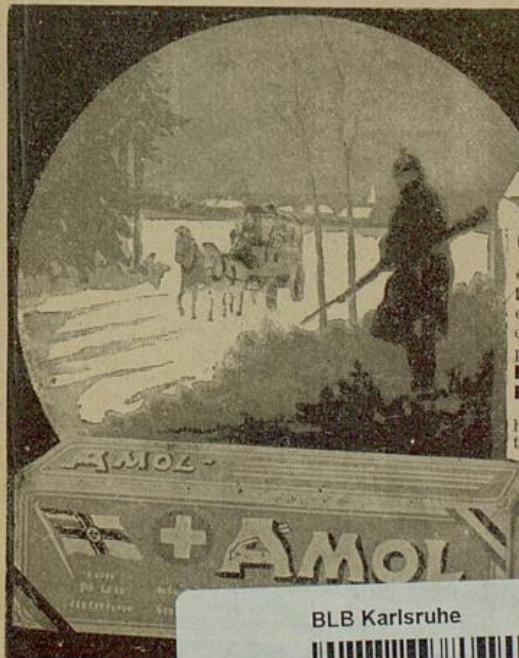
Als Einlegesohlen für Füße gut sind, Amol!
Man läuft damit munter im Wetter und Wind, Amol!
Amol-Präservativ-Creme und Husten-Bonbons
Die schickt man ins Feld in ganz kleinen Kartons,
Amol, Amol, Amol!

Amol-Natrontabletten und -Watte gut ist, Amol!
Merkt Euch diesen Namen, den nie man vergißt, Amol!
Schreibt immer nach Hause, an Weib, Mutter, Kind,
Schickt uns immer Amol, wir bleiben gesund,
Amol, Amol, Amol!

Seid wund Ihr geritten — was legt Ihr da auf? Amol!
Was macht Euch Courage — was fördert den Lauf? Amol!
Drum dankbar stets bleibet, und ist der Krieg aus,
Dann haltet Amol wie Brot in Euren Haus!

Amol, Amol, Amol!

Wilhelm Speiser, Krankenträger,
San.-Komp. 57 im Osten.



AMOL Feld-Post- Briefe

Gedenket der Tapferen da draußen im Felde
vor dem Feind, welche alle Entbehrungen
erdulden, um die Heimat zu schützen! Sendet
Liebesgaben, um unseren Soldaten das Los
ein wenig zu erleichtern. Dies ist doch nur
ein bescheidener Teil unserer großen Dankes-
pflicht. **Amol lindert alle Schmerzen,
hilft gegen Rheuma, Hexenschuß,
Ischias, Magenschmerzen usw.**

Ein fertig verpackter Amolfeldbrief ent-
hält Amol, Amol-Bonbons und Amol-Natron-
tabletten. Dieses ist die beste Feldapotheke
und kostet zusammen Mk. 1.45. Man for-
dere aber ausdrücklich diese Packung,
da derselben ein Soldatenliederbuch mit
Notizbuch f. Kriegserinnerungen beiliegt.

Jedermann erhält auf Wunsch gegen
Einsendung dieses Anschnittes ein Sol-
datenliederbuch und ein Notizbuch gratis
von Vollrath
Posthof.

In Flaschen à 60, 85, 1.50, 2.—, 3.50 und 12.—
in allen Apotheken und Drogerien erhältlich

BLB Karlsruhe



53 48899 8 031



BLB Karlsruhe

Eszet
Kakao

